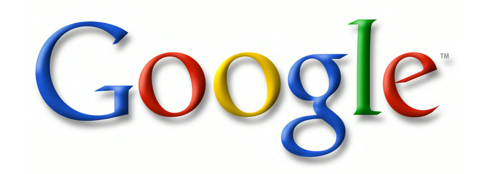
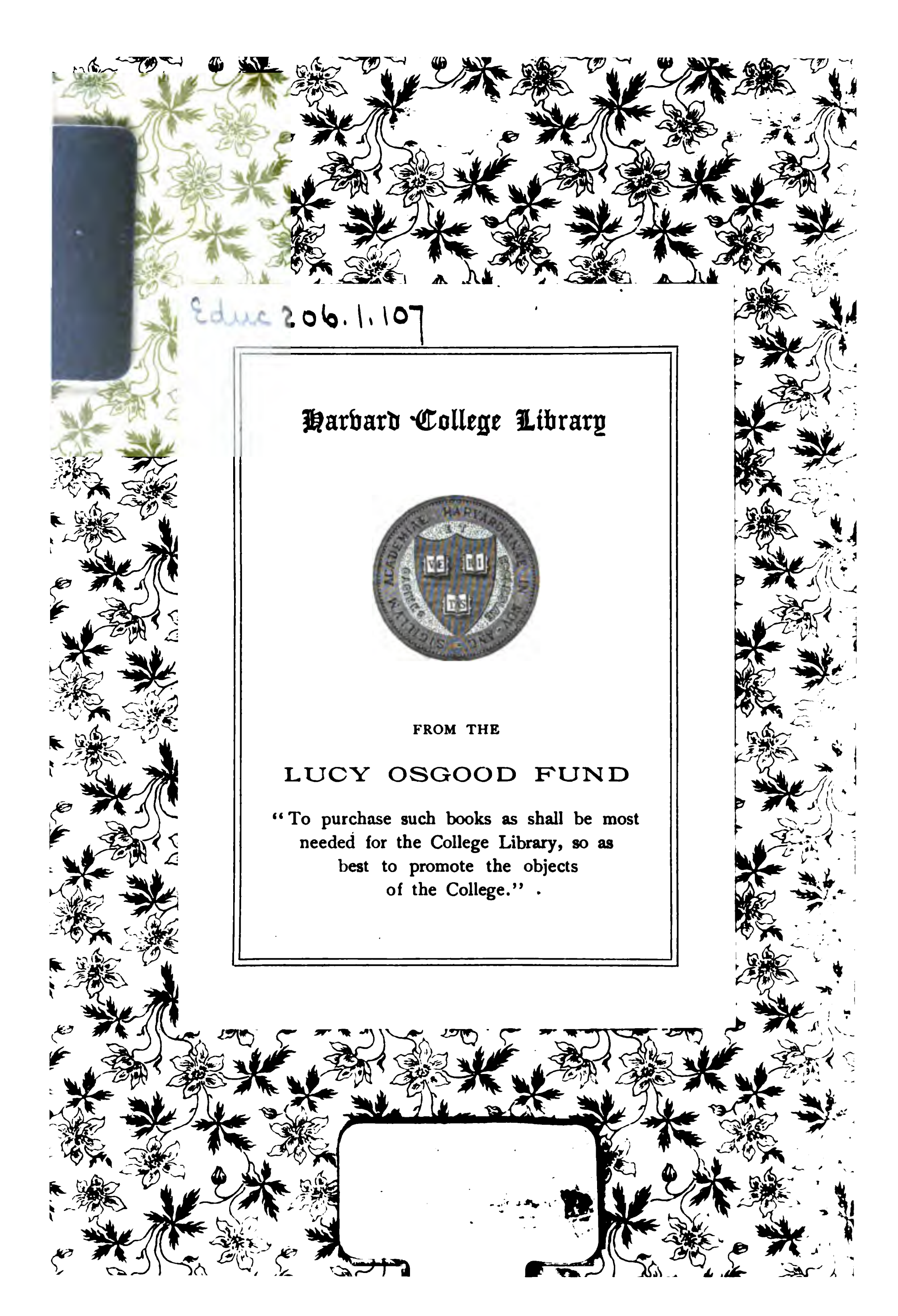
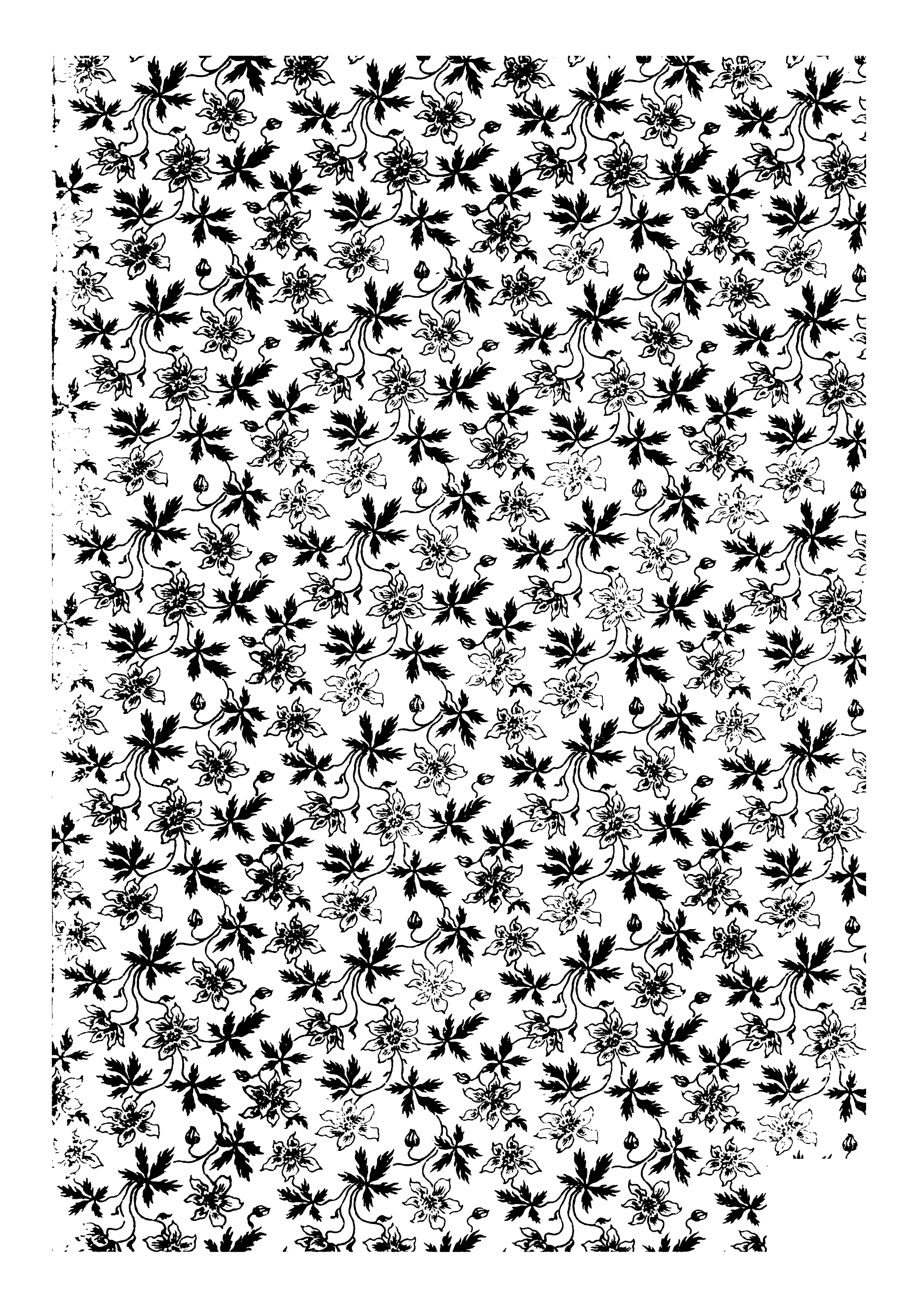


Band XXIV

Greßlers Klassiker der Pädagogik





Greßlers

Klassiker der Pädagogik.

(Begründet von Dr. Gustav Fröhlich).

Unter Mitwirkung der Herren:

Carl Cassau, Pastor **Diestelmann**, Dr. **Friedrich Färber** (†),
Konrad Fischer, Prof. **W. Glabbach**,
Hauptlehrer **Al. Knöppel**, Professor **Friedrich Körner** (†),
Rektor **Johannes Meyer**, Universitätsprofessor Dr. **Paul Natorp**,
Prof. Dr. **Eugen Pappenheim** (†),
Geh. Regierungsrat Prof. Dr. **Gideon Vogt** (†), Dr. **E. Wagner**,
Gymnasial-Oberlehrer Dr. **Heinrich Wieck**.

Herausgegeben
von
Dr. Hans Zimmer.

Band XXIV.

Johann Heinrich Pestalozzi.

II. Teil.

Langensalza.
Schulbuchhandlung
von F. G. L. Greßler.
1905.

Greßlers Klassiker der Pädagogik
Band XXIV.

Johann Heinrich Pestalozzi.

Bearbeitet
von
Dr. Paul Natorp,
o. ö. Professor an der Universität Marburg.

II. Teil.
Auswahl aus Pestalozzis Schriften. Erste Hälfte.

Langensalza.
Schulbuchhandlung
von F. G. L. Greßler.
1905.

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Seite

V. Aus dem „Schweizerblatt“ (1782).

VI. Aus „Meine Nachforschungen über den Gang der Natur in der Entwicklung des Menschengeschlechts“ (1797).



I. Über die Erziehung seines Söhnchens.

1. Tagebuchblätter (1774).[1]

27. Januar. Ich zeigte ihm Wasser, wie es leicht vom Berg hinunter rieselte; es vergnügte ihn. Ich ging einige Steinwürfe weiter hinunter, er folgte mir und sagte zum Wasser: „Warte mir, Wasser, ich komme gleich wieder.“ Ich führte ihn sogleich etwas tiefer zum gleichen Wasser. „Lug, Papa, s' Wasser kommt auch, es kommt da oben aben; es gaht furt mehr aben.“ Wir folgten dem Wasser, und ich sagte ihm etlichemal vor: Das Wasser lauft den Berg hinunter.

Ich sagte ihm etliche Tiere, als: „Hund und Katze sind Tiere“, und hingegen „Onkel, Tati, Klaus sind Menschen.“ Hierauf fragte ich: „Was ist der Ochs, die Kuh, das Kalb, die Maus, unser Klaus, Jgf. Roth, der Elefant, Hr. Pfarrer, Schäfli, Geißli u. s.?“ Er sagte es meistens richtig, und wenn er es unrichtig sagte, so war es allemal mit einem ihm eigenen Lächeln, welches die Absicht, es nicht recht zu sagen, begleitete, verbunden. Dieses Nicht-recht-sagen-wollen scheint mir ein lächelnder Versuch, wie der Eigensinn angehen könne, und wie es etwa anzustellen, daß die Sachen sich nach Willkürlichkeit zu dem machen ließen, was man sie haben will zu sein, und fordert also scharfe Beobachtung.

Ich fragte ihn hernach: „Was ist tot?“ „Tot“, war seine Antwort. „Und das Becken, ist es ein Tier?“ „Es ist auch tot.“ „Und das Bett, ist es ein Tier?“ „Nein.“ „Warum?“ „Weiß es nicht.“ — Ich sehe, daß die Begriffe von Leben und Tod, von freier Bewegung und der Unmöglichkeit davon, ihm zu richtigem Unterschied der Tiere und

Menschen vor den toten Sachen notwendig, und nahm diesen zu entwickelnden Begriff ad notam.

29. Januar. Erreichte die Absicht, ihn lange mit dem trocknen Lernen zu unterhalten, durch das Dasein Babeli's, in dem Vorlaufen unter Geschell und Laufen in ziemlicher Kälte. Empfand die Notwendigkeit der körperlichen Stärke des Lehrers, wenn er seine Absichten, meistens unter Scherz und Spiel in der freien Luft, erreichen will. Sah die Stärke des kindlichen Körpers in einem schönen Licht.

30. Januar. Es war ihm etwas langweilig zu buchstabieren. Weil ich mir aber fest vorgenommen habe, eine gewisse Zeit, und das täglich, ihn also zu beschäftigen, daß er auch wider Willen in dieser Arbeit sich beschäftigen müsse, so entschloß ich mich, ihn diese Notwendigkeit geradezu für die ersten Male am strengsten fühlen zu lassen. Ich ließ ihm keine Wahl außer dieser Arbeit oder meinem Unwillen und der Strafe des Einsperrens. Erst nach dem dritten Arrest ward er geduldig; hernach lernte er mit Scherz und Munterkeit.

Ich zeigte ihm, daß Holz im Wasser schwimme und hingegen Steine zu Boden sinken. Nachmittags ging er mit den Diensten nach Brunegg. — Den 31. Abwesenheit auf Königsfelden.

1. Hornung. Der Ernst der Arbeitstunden war durch die Furcht des nächtlichen Hustens gehemmt. Ich lehrte ihn die meisten äußern Teile des Kopfes, als eine Übung im Latein, kennen; auch durch Figuren und Sachen die Wörter außen und innen, unten und oben, Mitte und Seiten, kennen. Ich zeigte ihm den Schnee in der Stube zu Wasser werden, und fand die kapriziöse Abwechslung vom lautesten Ton zum leisesten, vom singenden zum trotzenden Ton der Lernübung vorteilhaft. Aber wohin führt diese Bizarrerie? — Er sah vor etlichen Tagen Schweine töten; nun wollte er heute dieses nachmachen, bat um den Säbel. Man gürtete ihn damit; er nahm ein Stück Holz, legte alles in Ordnung. Mama rief ihm während dieses Scherzes: „Jaqueli!" „Nein Mama," ant-

wortete er, „du mußt mir rufen: Meister Metzger!"

2. Hornung. Ich suchte mit der Kenntnis der wahren Bedeutung der ersten Zahlen die Begriffe von Worten zu bestimmen, welche er, ohne ihre wahrhafte Bedeutung zu kennen, auswendig hersagte. Bei diesem Beispiel wäre es dem unfähigsten Menschen in die Augen gefallen, was für ein Hindernis zur Kenntnis der Wahrheit das Wissen von Worten ist, mit dem man nicht die richtigen Begriffe von Sachen verknüpft. Die Gewohnheit, keine innere Verschiedenheit bei den Worten der Zahlen zu denken, war nun da und hemmte alle Aufmerksamkeit. 7, 8, 9mal waren ihm 3 wiederum 5 und 17 und alles gleich, und ich konnte die Hindernisse dieser gedankenlosen Gewohnheit heute nicht im geringsten besiegen.

Warum habe ich diese Torheit getan und ihn so wichtige Worte für die Erkenntnis der Wahrheit so voreilig nennen gelehrt, ohne Sorgfalt, ihre Begriffe zugleich zu bestimmen, da ich die erste Zahl ihm nannte? Wie natürlich wäre es gewesen, ihn nicht 3 sagen zu lassen, bis er allemal das 2 in allen gegebenen Materien richtig gekannt hätte! Wie natürlich hätte er zählen gelernt! und wie sehr bin ich von dem Wege der Natur mit diesem Voreilen abgewichen! O ihr wichtigen Wahrheiten für Weisheit und Tugend, lehrt mich, auf meiner Hut sein!

Als er heute sich allein sah, ging er zum Nidelkübel, füllte sein Gläschen. Mäde kam hinzu; er sagte: „Mama hat es mir erlaubt."

Er wollte nicht gern das ABC lernen. Die Umwege, die er sich gibt, ihm auszuweichen, die Bedingnisse, die er dabei macht, die Schnelligkeit, etwas anderes zu ergreifen, die Gewohnheit und Fertigkeit, alles, was er wünscht und nicht leicht erhalten kann, auf die Art zu suchen, daß er damit lernen und lesen will, alles dieses erregt seit einigen Tagen meine ganze Aufmerksamkeit, und ich fühle die Pflicht, diese Schliche genau zu beobachten.

Der Ankauf einer Geige machte ihm aufwallendes Vergnügen; aber ich war durch Umstände gehindert, Vorteile aus dieser Freude so sehr zu ziehen, als ich wünschte.

3. Hornung. Ich fühlte die Folgen des Fehlers im Zählenlernen heute mit gleicher Stärke wie gestern. Wenn alle gedankenlos gelernten Worte eine so fast unbesiegliche Verwirrung in unsere Seele werfen, was wird in unserer Erkenntnis unvermengte Wahrheit sein? Laß mich es ganz fühlen, du mein Vater und meines Kindes Vater, daß deiner Natur heilige Ordnung, allenthalben vielseitig vorbereitet, unendlich verschiedene Vorwürfe darbietet, aber langsam zum Urteilen reift. Alle Worte sind Urteile. Es muß verwirren, wo viele dieser Zeichen schnell und unrichtig der Kenntnis ihrer bedeuteten Sachen vorhergehen, und wo eine Übung im Unrichtigen und nicht Durchgedachten ohne unser Wissen der Unwahrheit täglich fortschreitende Wege bereitet. Das Zurückarbeiten gegen den Irrtum ist so schwer, aber das Fortgehen in der einfalten Wahrheit ist Natur und leicht.

Heute viel gearbeitet. Er empfand heute einen Schmerz im Bauche; er krümmte sich und sagte: „Es tut mir weh." Mama sagte: „Ich will lugen, Jacqueli." „Du siehest nichts," war die Antwort. Ich konnte es nicht ausstehen, bei diesen äußerst kalten Tagen im Vorsaal zu sein, welches er ausgestanden hatte. Es tat mir weh.

4. Hornung. Ich war in Königsfelden, und der Tag war mir in Absicht auf Jaqueli entzogen. Ein Anfall eines Flußfiebers erschreckte uns. Den Abend kam Herr Koller (Arzt). Wir hatten Plage, das Kind das geringste einnehmen zu machen. Herr K. gab uns den Rat, ihm in seinen gesunden Tagen dann und wann ein unschädliches, aber unangenehmes Getränk und Pulver zu geben, damit er in der Not nicht gleiche Force mehr anwende, sie zu nehmen. Ich fand diese Regel beim ersten Anblick richtig, und überhaupt möchte ich sie zum Auferziehungsgebrauch also generalisieren: Alle Fertigkeiten, Überwindungen 2c., welche in seltenen Fällen

notwendig sind, müssen lange vorher vorbereitet und angewöhnt werden, ehe der Zeitpunkt des Notgebrauchs da ist, weil dieser Zeitpunkt des Notgebrauchs von Fertigkeiten, die seltene, aber wichtige Dienste tun, mehrenteils mit Umständen begleitet ist, welche die dazumalige Angewöhnung unmöglich machen, wie im gegenwärtigen Falle.

5. Hornung. Die Fortsetzung eines kleinen Fiebers und wieder Abwesenheit machen mich auch diesen Tag nicht ganz gebrauchen. Man übte ihn im Zählen, man schnitt ihm mit der Schere Papierfiguren vor.

Er ahmte mit unschuldiger Natur, wie es scheint, Gesten und den Ton der Worte anderer Leute nach. Soll ich diesen Hang zur Ausdehnung seiner Erkenntnisse nähren? Ist der Grund, seine Erkenntnis vielseitig, seine Attention allgemein zu machen und sein Nachahmungsvermögen durch diese natürlich aufstoßende Übung zu schärfen, groß genug, die vermutlich hier fußsuchende Frechheit — wenn auch alle Gegenmittel dagegen gebraucht würden — wurzeln zu lassen? Wie soll das unter der unschuldigen Nachahmung erkannt, wie die kleinen Bosheiten gehemmt werden? Vielleicht: jede schöne Sprache, jede schöne Stellung darfst du nachahmen; aber Kind, du darfst, du willst nicht häßlich sein u. s. w.

6.—12. Hornung. Das Dasein von Jaques Schultheß, Abwesenheit in (Seen), fortdauerndes Schonen der Gesundheit des Kleinen und nicht zu entschuldigende Vernachlässigung markiert diese leeren Tage.

13. Hornung. Die Schonung der Krankheit hatte Folgen; die Willkür war sichtbar stärker. Ich nahm von seinen Nüssen eine, um sie ihm zu erbrechen. Er glaubte, ich wolle sie essen. Ein Geschrei, Stampfen, Verzerrung seines Gesichts. Ich sah ihn unbewegt an; ohne Wort nahm ich noch eine und aß mit Kaltsinn beide vor seinen Augen. Er weinte fort. Ich nahm den Spiegel. Er floh, wie gewohnt, um sich zu verbergen. — Ich bewundere die naive Richtigkeit unseres Knechts Klaus in einem heutigen Gespräch. Ich bin

gewohnt, die natürlichen Ausdrücke der frei erzogenen Menschen in Absicht auf die Erziehung sehr zu suchen. „Klaus“, sagte ich, „nicht wahr, Jacqueli hat ein gutes Gedächtnis?“ „Ja“, sagte er, „aber Ihr übertreibt ihn.“ „Das fürchte ich manchmal auch, aber siehe, ich glaube, man könne es dem Kinde ansehen, wenn es übertrieben wird; es wird den Mut verlieren; es wird furchtsam, unruhig sein. Sobald Spuren von diesem da sind, so fordert es Sorgfalt und Nachgeben.“ Klaus: „Ja, Ihr sehet also auch auf den Mut und die Freude; das habe ich eben gefürchtet, daß Ihr vergesset.“ „O Klaus, alles Lernen ist nicht einen Heller wert, wenn Mut und Freude dabei verloren gingen. So lange Munterkeit und Freude sein Gesicht bezeichnen, so lange er zu allen Spielen Heiterkeit und Mut und Leben bringt und Freude und Glück der weit überwiegende Teil seiner Empfindungen ist, so fürchte ich nichts. Kleine Augenblicke der Überwindung, die sogleich mit Freude und Leben gewürzt werden, drücken den Mut nicht nieder!“ So weit mit Klaus.

Aus Gehorsam und Ordnung Ruhe und Glück entspringen sehen, das ist Erziehung zum gesellschaftlichen Leben. Das Mehr der Empfindung, des Genusses wird den Charakter bestimmen. Wird die Stärke seines Auges schwach werden, wenn er vieles sieht? Aber Unordnung und Unruhe verhüte, Vater und Lehrer! Das meiste deiner Übungen sei Ordnung, das meiste sei Ruhe. Die größten Freuden entspringen aus langem, stillem Suchen, z. B. von Papillons. Seine Kenntnisse dränge nicht! Laß Wahrheit, entwickelnde Objekte oder vielseitig sich vorstellende Gegenstände in aller möglichen Menge vor ihm vorübergehen, wieder kommen und wieder gehen, laß ihn immer sehen und hören; fordere selten Urteile, meistens in Sachen, die er jetzt brauchen kann, oder vielmehr brauchen muß. Fordere sein Urteil, wie die Natur das deinige; sie fordert dein Urteil nicht von der Breite des Grabens, neben dem du hingehest, sie zeigt ihn dir bloß; vielleicht urteilest du; aber der quer über die Straße gehende Graben,

über den du gehen sollst, da muẞt du urteilen. So allemal, wenn du das Kind zur Anwendung führen kannst, dann ist es Natur und Notwendigkeit, sein Urteil zu fordern. Ich sage, um diese Wahrheit brauchbarer zu haben, schwächer: wenn du ihm genugsam Interesse geben kannst, dann laß urteilen; aber mehr schauen und vorübergehen, als urteilen.

14. Hornung. Heute ging es gut; er lernte gern. Ich spielte, war Reiter, Metzger, was er wollte. Ich gab ihm gekochte Äpfel dann und wann. Er wollte alles essen, suchte seinen Löffel; ich sagte, er dürfe seinen Löffel nicht nehmen; sobald er ihn nehme, so stelle ich die Platte beiseits; wenn er lerne, so wolle ich ihm mehr geben. Er ließ den Löffel liegen.

Ich machte ihm gerade Striche zum Zeichnen und eine perpendikulär stehende Linie. Hr. Füßli*) sagte mir: „Alles, was Sie machen, muß ganz sein. Von dem a gehe nicht zu b, bis a ganz gekannt, und so in allem; eile nicht vor, sondern bleibe beim ersten, bis dieses ganz gemacht ist, so wirst du dem Schwarbeln einer verwirrenden Zerstreuung vorbeugen.“ Ordnung, Genauheit, Vollendung, Vollkommenheit! Wie fühle ich, daß mein Charakter diesfalls nicht in seiner ersten Bildung entwickelt ist! Gerade in meinem Kind sind diese gefährlichen Versuchungen, der Lebhaftigkeit seines Geistes nachzugeben, mit dem schimmernden, schnellen Fortgange zufrieden zu sein, durch den Glanz des Vielen verblendet, einzelne Mängel, Unentwicklung im entwickelt Scheinenden zu vergessen, vorüber zu hüpfen. Laß es mich nicht vergessen: Alles ganz und nichts voreilig! Ordnung, Genauheit, Vollendung, Vollkommenheit!

Früh will ich seine Begriffe durch tägliche Tathandlungen in ihm bilden; forteilen, immer tun, immer entwickeln, aber immer zurücksehen, keinen Schritt weiter gehen, bis jede Lücke erfüllt ist. Alles ganz, alles in Ordnung, nirgends Ver-

*) Heinrich Füßli, der Maler.

wirrung; zufrieden mit dem, was da ist und im ganzen ohne größern Schaden da sein kann; der Eitelkeit nichts gegeben, der Wahrheit alles. Große Absicht!

Die Art, wie ich sein Gedächtnis übe, veranlaßt heute folgende Überlegungen. Ist es möglich, daß die Schwäche des jungen Körpers von der Aufmerksamkeit und von der Übung des Gedächtnisses leidet? Wird das schwache Gehirn etwa mit den vielen 100 Worten auf eine Art beladen, daß die Seelenkräfte darunter leiden? — Ich glaube nein. Man bedenke, wie sehr eine einzige Sprache ausgedehnt, und welche Stärke des Gedächtnisvermögens sie allein fordert, und noch niemanden ist in den Sinn gekommen, daß das Lernen der Muttersprache die schwachen Kräfte des jungen Kopfes zu sehr belade. Das Gesicht ist nach einer kleinen Übung fähig, immer zu schauen, das Gehör, immer zu hören rc. Nur die harten Kontraste schaden. Vieles hören, Vieles sehen stärkt und berichtigt, aber der Donner und die helle Sonne schwächen. So wie die Natur die erste Sprache gibt, würden zehn zugleich, auf gleiche Art gegebene die Seelenkräfte stärken; aber unnatürlich harte, gewaltsame Anstrengungen sind nicht Übungen der Seelenkraft; und was diese für Folgen haben, kann nicht aus dem Mangel der Fähigkeit des Gedächtnisvermögens hergeleitet werden.

Ich bemerke, daß ich diese Natur in der Art, Latein zu lehren, nicht genugsam befolge. Ich soll mich mehr zum immer Lateinreden gewöhnen. Doch bin ich mit dem Fortgange auf Jacques' Seite zufrieden.

15. Februar. Ich schreibe heute eine Bemerkung einer Gewohnheit an meinem Kind, die seine Fähigkeiten in einem schönen Lichte, die Pflicht meiner Sorgfalt in einem starken zeigt. Alles, was er will, fängt er an also zu fordern, daß er vorher bestimmt den Grund, warum er glaubt, daß man es abschlagen werde, gibt, oder einen Grund, wodurch er uns bewegen zu können glaubt, hinzusetzt. „Mamme, ich will das nicht brechen; ich will nummen (nur) lugen; ich will

damit lernen; ich möchte nummen eins", das sagt er allemal vor der Bitte. Diese Umwege sollen ihm nicht zum Vorteil gereichen; die gerade Äußerung seiner Wünsche soll uns schätzbarer sein, und wir sollen ihn, wenn er durch Umwege bittet, die Bitte den geraden Weg wieder tun machen, und dann ihm die Bitte oft darum abschlagen, weil er sie nicht gerade herausgesagt hat. Auch wenn er etwas auszuweichen sucht, so sagt er mehrenteils nicht z. B.: Ich will nicht strählen (gekämmt sein), sondern: ich will lernen; Beweis, daß er weiß, daß ich ihm um des Lernens willen viel zugut tue. Ein Artikel zum Nachdenken: wie weit dieses Zuguttun ohne wichtigen Schaden sich ausdehnen dürfe oder sich einschränken müsse. — Vor etlichen Wochen war ein Kalb im Gang des Stalls angebunden. Der Ort war ungewohnt; er meinte, es wäre los. Ich zeigte ihm den Strick, woran es gebunden; vergeblich, er weinte, fürchtete sich und wollte durchaus nicht bleiben. Und hernach schlug ich es ihm ab, wieder in den Stall zu gehen. Nun sind etliche Wochen verflossen; er will in den Stall. „Ich briegge (weine) nicht", sagt er, „das Kalbli ist angebunden; komm au (auch) Papa, lieber Papa, ich will aufsagen im Stall."

Im freien Hörsaal der ganzen Natur wirst du deinen Sohn an deiner Hand führen, in Berg und Tal wirst du ihn lehren. In diesem freien Hörsaal wird sein Ohr auch den Absichten deiner Führung zur Kunst offener; das Schwere der Sprachen und der Meßkunst wird ihm durch Freiheit ersetzt werden. Aber in diesen Stunden der Freiheit sei die Natur mehr Lehrer als du. Wenn du in diesen Stunden ihn etwas anderes lehrst, so laß die Freude über den Fortgang deiner Kunst dich nicht dahin reißen, wenn Gegenstände der Natur ihn von deiner Kunstlehre abziehen, ihm den Genuß der sich aufdringenden Natur nicht ganz zu lassen. Er empfinde ganz, daß die Natur lehre, und du nur leise und still mit der folgenden Kunst fast nebenhin schleichen sollst. Wenn der Vogel reizend schwirrt und ein neuer Wurm

am Blatte kriecht, so unterbrich jetzt deine Sprachübung: der Vogel lehrt und der Wurm, du aber schweige! Aber in den wenigen engeren Lehrstunden, wo die notwendige Fertigkeit gebildet werden muß, aneinander zu arbeiten, da laß dich nicht stören. Dieser Stunden seien wenige und werden zehnfach ersetzt; aber Ernst herrsche ganz; und verhüte, so sehr du kannst, daß keine reizenden Fälle ihn in diesen Stunden unterbrechen oder zerstreuen; aber was sich immer aufdringt, werde für allemal unerbittlich zurückgewiesen. Kein Keim Hoffnung enthülle sich, dieser Notwendigkeit sich zu entziehen. Diese Hoffnung würde Unruhe pflanzen, dahingegen die völlige Überzeugung, nicht zu entrinnen, auch die Wünsche des Entrinnens vergessen macht. Hier muß die Natur und der Hang zur Freiheit so weit absolut gehemmt sein. Ohne Hoffnung seien diese Stunden, so werden sie ohne Unruhe sein. Ein Weiser hat mir die Bemerkung gemacht, daß die schönsten Nonnen da seien, wo die Klausur ohne Hoffnung und unerbittlich ist, daß hingegen in freiern Klöstern Elend in einem merkbar größern Grad herrsche, daß dieser Unterschied in die Augen falle. Der Mensch, in seinen Begierden gehemmt, kann durch Übung zur ruhigen Überwindung gelangen; zwischen Furcht und Hoffnung, strenge gehemmt und doch hoffen, nicht durch Freiheit, sondern durch Umwege, Gefahr und Hoffnungen im zitternden Busen tragen, das ist tötendes Gift und mehr als Fessel. So weit die Freiheit eurer Kinder durch die Vorbereitung zu gesellschaftlichen Pflichten muß gehemmt sein, hemmet sie ganz und ohne Hoffnungen, so werden ihnen diese Überwindungen leicht, und der Genuß mehrerer Freiheit, den ihr dann ganz geben könnt, wird die Eindrücke dieser nur im Anfang gewaltsamen Hemmung austilgen; denn das Mehrere, Überwiegende bestimmt den Charakter. Viel Freude und ein wenig Überwindung und Hemmung dabei gibt Stärke und standhaften Mut: mehr Hemmung nimmt den Mut, und die wenigere Freude, so dazwischen, wird von der überwiegenden Mutlosigkeit und Schwäche unwirksam gemacht. Der

Charakter wird durch die mehreren und stärkeren Eindrücke bestimmt, die wenigern und schwächern werden von den größern und stärkern unwirksam gemacht. In diesem liegt die Möglichkeit der Verbesserung der Fehler in der Auferziehung und die Unrichtigkeit des unanwendbaren Grundsatzes: daß wenige, einzelne, zufällige Eindrücke das ganze Gebäude der guten Auferziehung zernichten können.

15. Februar. Sein Eigensinn ist stark und äußert sich gewaltsam. Ich habe heute ein paar Strafen dagegen angewandt. Er ging so weit, daß er selbst einen Schollen Gerstenzucker nicht aus meinem Mund, sondern aus der Hand haben wollte und in einen heftigen Grad des Zornes ausbrach, als ich ihn bei der Hand zurückhielt und mit dem Zuckerschollen mich seinem Mund näherte. Kalt aß ich den Zucker.

16. und 17. Februar. Gegen den Eigensinn zu wachen, gegen den Alltagslehrerton, der in Gottesnamen auch anrückt; mehr Sorgfalt in Abwechselung des Spielens und des Lernens, mehr Sorgfalt, seine Freiheit nicht unnötig zu hemmen, mehr richtige Bestimmung der Zeit, welche die eigentliche Arbeitszeit sein soll, damit die übrige Lehre keinen Schein von Arbeit weiter behalte. — Ich lehrte ihn die Kreide in die Hand nehmen. So wenig dieses ist, so soll ich nun kein einziges Mal mehr sie ihn unrichtig führen lassen.

18. Februar. Ich spazierte heute viel mit ihm. Wie wenig Fertigkeit habe ich noch, die Verschiedenheiten der Lagen und Umstände zu verschiedenen möglichen Zwecken zu gebrauchen! M. traf Zimmermann an und forderte von ihm eine Schuld. „M.“, sagte Jacqueli, „den Zimmermann nicht plagen!“

19. Februar. Die Ausweichung des Lehrertons, Pedanterie, geniert mich. Wo soll ich die Grenzen zwischen Freiheit und Gehorsam, dessen frühe Angewöhnung im sozietätischen Leben notwendig ist, finden?

Gründe für Freiheit.	Gründe für Gehorsam.
Jede Hemmung der Freiheit legt den Widerwillen, den hemmenden, in das Herz der Kinder.	Es ist ohne ihn keine Erziehung möglich, da wir auch unter den vorteilhaftesten Umständen kein einziges Mal dem Kinde seinen Willen nicht lassen könnten.
Die Erfahrung zeigt, daß die am meisten gehemmten Kinder durch Ausgelassenheit sich für die Hemmung ihres Willens bezahlt machen.	Es sind 100 schnell wirkende Umstände, wo die ungehemmte Freiheit sein Tod ist.
Kinder in ihrem Willen zu hemmen, ist ohne Reizung verschiedener Leidenschaften nicht möglich.	Es sind im sozietätischen Leben Fertigkeiten und Angewöhnungen notwendig, die sich unmöglich bei der ungehemmten Freiheit bilden lassen.
Die Freiheit, mit Weisheit geleitet, führt zu einem offenen Auge und Ohr. Sie strömt Ruhe, Gleichmütigkeit und Freude in das Herz der Kinder. Diese völlige Freiheit setzt eine Führung voraus, welche das Kind ganz, aber allein von der Natur der Sachen, und nicht von der Willkür der Menschen abhängig macht.	Die Leidenschaften sind nicht ausgerottet durch die Freiheit; ihre Entwicklung ist nur zurückgehalten. Emil zittert vor Eitelkeit, den Taschenspieler zu übertreffen. Und selbst Rousseau redet von der Gefahr des Feuers von schwierigen Charakteren, die man früh auf eine Art zurückhalten muß, die die sozietätische Abhängigkeit voraussetzt, — Menschen, denen eine ganz freie Kindheit unfehlbar Fessel und Bande in den Jugendjahren zuziehen müßte.

Wo liegt der Fehler? — Die Wahrheit ist nicht einseitig. Freiheit ist ein Gut, und Gehorsam ist's ebenfalls. Wir müssen verbinden, was Rousseau getrennt hat. Überzeugt von dem Elend einer unweisen Hemmung, die die Geschlechter der Menschen erniedert, fand er keine Grenze der Freiheit. — Laßt uns die Weisheit seiner Grundsätze anwendbar machen. Lehrer, sei von dem Guten der Freiheit überzeugt; laß deine Eitelkeit nicht zur Treibung unreifer Früchte dich kitzeln. Dein Kind sei frei, so sehr es immer kann; schütze jede Möglichkeit, ihm Freiheit, Ruhe und Gleichmütigkeit zu geben. Alles, gar alles, was du durch die Folgen der innern Natur der Sache lehren kannst, das lehre nicht mit Worten. Laß ihn sehen, hören, finden, fallen, aufstehen und irren; keine Worte, wo Handlung, wo Tat möglich; was er selbst tun kann,

das soll er tun. Er sei immer beschäftigt und tätig, und weit die meiste Zeit seiner Kindheit von dir nicht gehemmt. Du wirst sehen, daß die Natur ihn besser lehrt als Menschen. Aber wenn du die Notwendigkeit, ihn zum Gehorsam zu gewöhnen, einsiehst, so bereite dich selbst vor, ihn zu dieser bei einer freien Auferziehung schwierigen Pflicht zu bringen, mit aller Sorgfalt.

Gedenke, daß alle Hemmung Mißtrauen zeugt; und deine Arbeit ist verloren, wenn dieses keimt. Versichere dich also des Herzens deines Kindes; mache dich ihm notwendig. Es habe keinen gefälligern, keinen munterern Kameraden, keinen, den es lieber zu seinem Lustigmacher bei sich hat, als dich. Es soll dir trauen. Wenn es oft etwas will, was du nicht gut findest, so sag ihm die Folgen und laß ihm Freiheit, aber mach ihm die Folgen recht merkbar. Zeig ihm immer den rechten Weg; geht es seitwärts in den Schlamm und steckt es darin, so trage es heraus. Es sei gewöhnt, hundertmal von dir gewarnt und durch seinen Mangel des Gebrauchs der Warnung, durch seine ungehemmte Freiheit in unangenehme und recht lebhaft unangenehme Lagen geführt zu werden. Wenn du durch Leitung der Umstände es dahin bringst, daß es die Folgen der Natur der Dinge, so wie sie ihm empfindbar wirken, mit deinem Rat und mit deiner Warnung übereinstimmend zu wissen und zu empfinden gewohnt ist, so wird bei 100 immer zum Zutrauen fortwirkenden Ursachen die notwendige Hemmung seiner Freiheit unmöglich das Übergewicht zum Mißtrauen geben können. Es soll dem weisen Führer, dem richtig warnenden Vater gehorsamen, aber der Führer muß nur zur Notwendigkeit befehlen; keine Laune, keine Eitelkeit, kein Hang zum unnötigen Wissen verunstalte die Befehle. Wenn ihr etwas befehlen müsset, so wartet, wenn ihr könnt, auf einen Anlaß, wo die Natur der Dinge ihren Fehler fühlbar gemacht hat, und das Kind durch die Folgen des Fehlers schon zur natürlichen Empfindung der Notwendigkeit des Befehls geführt ist. Wenn ich z. B. das

unangenehme Anrühren aller Sachen verbieten will, so gehe ich diesen Weg: Ich stelle zwei Platten, eine kalte und eine siedende, auf den Tisch; ich wasche in der kalten die Hand und stelle die siedende so, daß der Kleine gewiß probieren und seine Hände brennen wird. „Man soll nicht alles anrühren, was man nicht kennt", ist meine ganze Anmerkung, wenn ich mit Öl den Brand stille. Ein paar Tage nachher stelle ich heiße Eier dar; gleich wird er sie wieder nehmen und sich wieder brennen. Dann sage: „Ich mag nicht, daß du dich allzeit brennest: laß die Sachen sein, bis du sie kennst, und frage mich, was auf dem Tische ist, ob du es anrühren dürfest." So bereitet, bin ich außer Gefahr gegen sein Zutrauen. Aber dann bleibe ich beim Verbot: Was auf dem Tische ist, darf nicht angerührt werden.

Ich fühle zwar, daß, so gut diese Zubereitung ist, so ist sie nicht immer möglich. Mich dünkt, wenn der Lehrer in weit den meisten Fällen mit solcher Zubereitung, mit solcher Sorgfalt handelt, so seien wenige Fälle, wo es ihm unmöglich ist, und er könne in weit mehreren möglichen Fällen und in seinem ganzen, von aller Willkür fernen Betragen mit Sicherheit auswirken, daß die wenigen Befehle, bei denen solche Vorbereitungen unmöglich, in dem Herzen des Kindes voll Zutrauen keinen falschen Schwung nehmen. Es ist so viel Willkürliches, Mühsames und dabei absolut Notwendiges in den Vorbereitungen zu den Pflichten, Angewöhnungen und Fertigkeiten des sozietätischen Lebens, daß ich unmöglich ihn zum brauchbaren Bürger bilden kann, ohne z. B. frühe Stunden zur Arbeit zu haben, darin vieles ist, das er jetzt nicht ganz versteht und das unmöglich nach dem Grundsatz: nichts mit ihm vorzunehmen, als was er gegenwärtig für sich brauchbar findet, erreicht werden kann. Was ist hier zu tun? — Ich setze zum voraus, du habest mit ganzer Seele für das Zutrauen des Kindes gearbeitet, du seiest ihm in seinen Freuden notwendig, in deinem Charakter

sei nichts zu willkürlichen Befehlen sich Neigendes. Dann bereite das Kind zum Gehorsam dieser Notwendigkeit mit Sorgfalt und Weisheit. Pflicht und Gehorsam werde ihm Freude! Ich sage dir nicht: mit der Vielwisserei des Jahrhunderts sollst du nicht voreilen. Beim Genuß der größten Freuden der Freiheit nimm eine Arbeit von der angenehmsten und dein Kind reizendsten Seite zur Hand; beobachte genau, überlade nicht; fort mit Arbeit zur Freude! Nimm du so viel Anteil an seiner Freude, als es Anteil an deiner Arbeit nimmt! Mache alle Umstände zusammentreffen, Gehorsam und Arbeit angenehm zu machen. Wähle unter allen menschlichen Kenntnissen die leichtesten und die, so am meisten Reize für Kinder haben können, es zur Arbeit, die das Sitzen einer Stunde notwendig macht, zu gewöhnen. Es sei der Hang zur Nachahmung dein Leitfaden. Du hast einen Ofen in der Stube; zeichne ihn ab; wenn dein Kind im ganzen Jahr keine vier Ecken herausbringt, so wird es sich zum Sitzen und zur Arbeit gewöhnen. Die Vergleichung mathematischer Figuren und Größen sind Stoff zu Spielen und Lehren der Weisheit. Einen eigenen Garten zu besorgen und allenthalben her Pflanzen darin zu sammeln, Puppen und Käfer mit Ordnung, Genauheit und Fleiß zu sammeln und aufzubehalten, welche Vorbereitung zum bürgerlichen Leben! welche Zäume für Trägheit und Wildheit! und wie fern alles von aller Erkenntnis, die nicht für Kinder ist, die fast allein im Buch der Natur lesen sollen!

Je weniger Arbeit und Ordnung du befiehlst und je mehr Mühe du dir gibst, deine Befehle angenehm zu machen, desto notwendiger ist dann die Folge dieser Befehle: Pflicht und Gehorsam sollen unauflöslich binden und zur Freude führen. Auch muß der Mensch in wenigen Fällen blind gehorchen.

Eine wichtige Anmerkung wegen der leichten Erreichung des Gehorsams ist diese, daß die Kinder alles Verbotene ohne Zweideutigkeit richtig als verboten kennen. Nichts führt zu

einem so erbitternden Unwillen, als Unwissenheit, die als Fehler gestraft wird. Wer die Unschuld straft, der verliert das Herz. Wir müssen uns nicht vorstellen, das Kind wisse von selbst, was schaden würde, oder was uns wichtig sei.

2. Aus dem Nachruf an Iselin (1782).[2]

Ich rede mit meinem Kind von sehr wenig Dingen; ich gewöhne es in aller Einfalt zu sehen und zu hören, was um es her ist; ich gehe mit ihm ohne anders in der Ordnung, in welcher ihm alle Sachen, in welchen es lebt, von dem lieben Gott, der, wie ich glaube, diese Ordnung gemacht hat, nahe oder ferne gestellt sind. Ich fange mit dem Lehren also mit ihm bei demjenigen an, was ihm in der Lage, in der es sich befindet, das nächste ist, und dieses muß mein Sohn ganz kennen und völlig zu manövrieren wissen, ehe ich mit ihm weiter schreite und zu dem hin wandle, was in der Ordnung, die jetzt einmal da ist, weiter von ihm weg ist.

Von Urteilenlassen und aus den Sachen Schlüsse ziehn ist bei uns noch keine Rede. Er muß in seinem Kinderalter nur sehen und hören; wenn er dann einst von irgend einer Sache hierin erfüllt sein wird, so wird das Schließen und Urteilenkönnen von selbst kommen und nachfolgen.

Es hat gar keine Gefahr, daß das Schließen und Urteilen den Menschen allzuspät anwandle; aber die Gefahr ist sehr groß, daß diese Liebhaberei ihn anwandle, eh er dazu reif ist.

Desnahen sind mir auch die Fundamente unsres Erziehungsjahrhunderts, das frühe Lesen und Schreiben der Kinder, wodurch ihr unzeitiges und unreifes Urteilen gleichsam gebrütet wird, gar nicht so schätzbare Gesundheits-Arkana, als sie einem der allgemeinen Übung nach scheinen sollten.

Mein Bub ist bei wenigen Tagen 12 Jahr alt und kann noch weder das eine noch das andere, und ich bin über diesen Mangel gar ruhig; ich erkenne zwar, daß der gute Knab bei

meiner Manier auf keine Weise brillieren kann, und daß er in allen Examen hinter allen seinen Zeitgenossen weit zurückstehen würde; aber das beunruhiget mich nicht; ich lasse ihn gar nicht examinieren, weil es mir lieb ist, daß er ungekränkt lebe, und mir ist grad gleichgültig, ob jedermann findet, daß er gar ungeschickt, und daß das, was er weiß, gar nichts zu bedeuten habe.

Es ist mir genug, daß ich sehe, daß er das, was er weiß, auch brauchen kann, und es ist mir Freude, daß das, was er selber erfährt, in einen ungeladenen Kopf kommt, wo es auch Platz hat, da wir andern in unsrer Jugend für unsere natürlich ungemeinen Erfahrungen in unserem Hirn kein Plätzchen mehr übrig hatten, da alles darin mit Zwang- und Kunst- und Notsachen wider unseren Willen besetzt worden.

Dieses Verfahren, so bizarr es einigen Leuten vorkommt, ist in meiner Lage nichts weniger als das, sondern gewiß natürlich; ich müßte allem Eindruck, den der ganze Lauf meines Lebens auf mich gemacht hat, widersprechen, ich müßte mutwillig die Grundlagen der Fehler, die ich mit so viel Müh kaum ablegen konnte, in meinem Kind wieder erneuern, wenn ich von dieser Einfalt seiner Erziehung um ein Haar abweichen würde.

Das größte Resultat aller Erfahrungen meines Lebens ist dieses, daß des Menschen Glückseligkeit von seiner ausgebildeten Fähigkeit, verständig in den Verhältnissen und Geschäften, in welchen er stehet, zu handeln, abhängt. Dieses verständige Handeln aber setzet ein richtiges Urteil über alle Gegenstände, die dem Menschen nahe und an der Hand, voraus, und gründet sich ganz gewiß auf einen reinen, eingeschränkten und lange von allem Fremden und Entfernteren abgelenkten Beobachtungsgeist.

Und aller wahre, echte Beobachtungsgeist gründet sich auf Entfernung aller Präsumtionen, folglich auf eine unaussprechlich auffallende Unwissenheit und Unentschiedenheit im jugendlichen Alter und auf eine durch Arbeit und Umstände

eingelenkte tätige, aber übrigens ganz zwecklos nur mit Sehen, Hören und Tun sich beschäftigende Aufmerksamkeit.

Ich halte diese Zwecklosigkeit der jugendlichen Aufmerksamkeit für eine Hauptquelle der echten, großen, weitführenden Beobachtungskraft; einmal ich danke ihr alles, was ich Brauchbares weiß; sie war zwar nie mein Grundsatz, aber ich wußte in den Zeiten, in denen ich sicher am meisten lernte, nicht einmal, daß ich etwas beobachtet.

Hiermit aber lobe ich nicht die Zwecklosigkeit des mit seinem Leben spielenden Müßiggängers und des unstäten, flatternden Tändlers, sondern meine Meinung von der Zwecklosigkeit, welche der Grund des echten Beobachtungsgeists ist, gehet dahin:

Der Mensch müsse seine Hauptlehre bei seiner Hauptarbeit suchen, und nicht die leere Lehre des Kopfs der Arbeit seiner Hände vorgehen lassen; er müsse seine Lehre hauptsächlich aus seiner Arbeit selber heraus finden, und nicht die Arbeit aus der Lehre herausspintisieren wollen; desnahen müsse die Jugendlehre eines jeden Kinds sich um die eigentliche Arbeit desselben herumtreiben und wohl um dieselbe herum beschränkt werden, daß weder Kind noch Lehrer leicht weit davon abspringen.

Mein Leser, wir haben die Welt voll Schalköpfe[3] gewiß dem Unsinn zu danken, mit welchem die Jugendjahre unsrer Kinder von der Arbeit abgelenkt und zu den Büchern hingeführt werden, und gewiß, gewiß wird das Elend eines siechen Alters unendlich vielen Menschen von ihrem auf das Fremde, auf das Unnütze, auf das Unbrauchbare, auf das Unverdauliche, auf das Einseitige und auf das arme Spiegeln hingelenkten Wissen ihrer Jugendjahre vorbereitet.

3. Etwas zur Beleuchtung der Erziehungsart meines Knaben (1782).[4])

Dieses in allen Lehr- und Büchersachen noch so unwissende Kind saß vor wenig Wochen mit sich selber spielend neben

seiner Mamma. Du! sagte die Mamma, es ist morgen des Papas Namenstag, willst du ihm nicht auch etwas darauf machen? — Ja, wenn ich schreiben könnte, antwortete der Kleine. — Und die Mutter: Ich will es dir schon schreiben, wenn du mir etwas sagen willst.

Ohne weiters probierte er jetzt, die Stube auf- und abgehend, mit sich selber murmelnd und halb singend, was er sagen wollte, kam dann bald darauf zu der Mamma, lehnte sich an sie und staunte sie lächelnd an, ohne zu reden. Was willst du, Lieber? sagte Mamma, und: Du weißt wohl, erwiderte der Knab.

Mamma. Hast du mir etwas für Papa?

J. Ja, wenn du jetzt schreiben willst.

Da schrieb seine Mutter ihm von Wort zu Wort folgendes nach; er gab es ihr wie singend an und sagte, es müssen Verse sein.

* * *

„Ich wünsche meinem lieben Papa heut am Namenstag,
Ich wünsche, daß du viel mehr erlebest,
Und ich danke dir hunderttausendmal
Für deine Guttaten, die du mir getan.
Ich danke dir, daß du mich so lieb und lustig auferzogen hast,
Ich danke dir noch tausendmal für deine Guttaten,
Die du mir all die Zeit meines Lebens getan hast,
Tausend und aber tausend weiß ich nicht,
Wie vielmal möcht ich dir danken.
Jetzt will ich dir sagen, wie's mir aus dem Herzen geht.
Es freut mich, es freut mich erschrecklich,
Wenn du kannst sagen,
Ich habe meinen Sohn zur Freud auferzogen;
Dann freut es mich,
Dann freut es mich im Herzen,
Wenn ich kann sagen,
Ich bin seine Lust und seine Freude;
Dann will ich erst danken
Für das, was du mir in meinem Leben getan hast.
Es wird dich und mich freuen

An dem Tag, wo ich es sagen kann.
Dann wollen wir zusammen lustig sein
Und Freud haben in unserm ganzen Leben;
Dann wollen wir Gott anrufen zusammen,
Und meine liebe Mamma wird dann auch mit uns beten;
Dann wollen wir zusammen arbeiten wie Schäflein,
Daß wir unser Leben mit Gott und Ehren können durchbringen,
Und zufrieden sein mit dem, was uns Gott gibt.
Jetzt komm, mein lieber Papa,
Jetzt wollen wir einander lieben und küssen
Und die Mamma,
Ich will mit beiden Armen
Alle drei unsere Köpf zusammen nehmen."

* * *

Leser, ich bitte dich, wenn mein Vaterauge mich blendet, so sag es mir.

Bringt die beste Schul- und Kunstführung in diesem Zeitpunkt das Kind in dem Wesentlichsten, was es als Kind sein soll, weiter, oder bringt sie es in der Vorbereitung zu dem, was ihm als erwachsenen Menschen am wesentlichsten nützlich sein wird, höher?

Ist dieses unverwirrte Naturgefühl für die echte Bestimmung der Menschheit und für die ersten Grundsäulen eines weisen und tugendhaften Lebens beim Schulkind auch so rein da?

Mangelt es dir, Leser, daß er Gott nicht aus Kunstwörtern, sondern aus seiner guten Natur und aus seinen ihm sichtbaren Wohltaten zu erkennen gelernt hat?

Mangelt es dir, Leser, daß er seine erste Weltkenntnis aus meiner Wohnstube und weder aus Rom und Griechenland, noch aus Jerusalem schöpft, und daß er die erste Kenntnis seiner Pflichten in seinen Verhältnissen gegen mich und seine Mutter findet und lernet, und nicht aus Erklärungen von allerlei Leuten, die mit einander über die Worte der Pflichten der Menschen streiten, und die ihm allerseits fremd und unbekannt geblieben sind, herausklaubeln muß?

Leser, zweifelst du, das Viele, so mein Kind jetzt noch nicht weiß, werde es hindern, die Wahrheit, soweit sie dasselbe in seinem Leben angehen wird, mit festem Schritt zu erforschen?

Zweifelst du, der Mangel an Worterkenntnis in seinem jugendlichen Alter werde den Vorschritt der Sacherkenntnisse, denen er sich widmen wird, hemmen? So sind deine Erfahrungen und Gesichtspunkte über diesen Gegenstand den meinigen schnurstracks entgegen.

Freunde der Wahrheit! Es ist vielleicht das erste Bedürfnis der Erde, die Kinder in allen Ständen Vater und Mutter wieder um so viel näher zu bringen, als sie in unserm Jahrhundert allgemein von ihnen entfernt worden, und das zweite, den Erschöpfungen, welche Europas Jugend durch das voreilige Ausbrüten der Mannbarkeit ihres Geistes und ihres Körpers zu Grund richtet, zu steuern, und nach meiner Überzeugung ist dieser doppelte Endzweck nur durch die Erneuerung der Achtung, welche unsere Alten für die heiligen Bande der Haushaltungen und den Stand der Hausväter und Hausmütter hatten, zu erzielen möglich.

Dieses aber würde freilich neben anderen Inkonvenienzen den ausschweifenden Ruhm und Gewalt von tausenderlei fremden Menschen vermindern, welche die armen Kinder unserer Zeit dem Staat, dem Fürsten, der Komödie, dem lieben Gott und aller Welt zum Dienst und zum Gefallen auferziehen und ausmodeln, bis sie entweder aus Gehorsam am Leib oder an der Seele die Schwindsucht erhalten, oder aus Ungebundenheit die trostlosen Meister ihrer Bubenjahre anspeien und fortjagen.

Es scheint mir das kränkendste Kennzeichen, daß es unserm Jahrhundert an Hauptgrundsätzen zur Bildung wahrer, glücklich machender menschlicher Weisheit mangelt, daß man es noch sagen muß, daß Kinder unter ihren Vater gehören, und daß dieser in tausend Fällen weit am vorzüglichsten dasjenige wisse und könne, was seine Kinder am notwendigsten wissen und können müssen.

Das Zeitalter ist im allgemeinen gewiß nicht glücklich

und nicht weise, in welchem Sachen von dieser Art nicht durch allgemeine Sitten praktisch als wahr angenommen und durch Ausübung außer allen Zweifel, außer alle Frage und Untersuchung gesetzt sind.

Muß ein Kind mehr wissen und lernen, als sein Vater es lehren kann, so muß der Lehrer sein Nebenwerk in des Vaters Arbeit so hineinwirken, wie ein Weber eine Blume in ein ganzes Stück Zeug hineinwirkt; wenn aber ein Lehrer mit seiner Arbeit sich nicht sozusagen in dem Werk des Vaters verlieret, sondern, uneingedenk, daß er ein fremder Mann ist, dennoch mit seiner Arbeit überwiegend auf den Kopf und das Herz seiner Kinder wirken will, da müssen die Kinder in Beziehung auf Vater und Mutter in sehr schlechten Umständen sein, wenn ihre Auferziehung nicht um deswillen schlechter werden wird, als sie ohne diesen Einfluß worden wäre. Der Fall ist sehr selten, daß Muttererde für jede Pflanze nicht die beste, und ebenso selten ist es, daß die väterliche Auferziehung nicht für jedes Kind die beste wäre.

Aber ich weiß freilich auch wohl, daß der Luxus, der Aberglaube, die dritte Vingtieme[5] und allerlei andere Umstände auf der armen Erde machen, daß fast niemand mehr seinen Kindern so recht Vater und Mutter sein kann, und dann ist's freilich gut, daß man zum Trost dieses Übels Schulen errichtet hat und steif und fest darauf hält, daß das arme Volk seine Arznei ordentlich einnehme, so lang es so krank ist; aber doch dauert es einen auch, daß es seit der Reformation jetzt über 250 Jahre diese Arznei mit so viel Mühseligkeit und mit so wenig Erfolg immer eingenommen.

Doch was mag ich immer von Sachen reden, die fast das ganze menschliche Geschlecht angehen, da ich auch so wohl weiß, daß es eben darum so übel in unsern Zeiten auf der Welt stehet, weil eben in allen Winkeln tausenderlei Leute von dem ganzen Menschengeschlecht, und gar wenige von ihren nächsten Brüdern und von ihrer Haustüre reden.

Leser, ich erzähle dir auf diesen Absprung noch ein paar Worte von meinem Kind.

Da vor ein paar Jahren uns die Nachricht von dem Todesfall seiner Großmama, die er in seinem Leben wenig gesehen, kam, und seine Mamma in ihrem Bett innig weinte, umschlang das Kind seine Mutter, weinte mit ihr und sagte: „Gäll, Mamma, es ist dir jetzt just, wie's mir wäre, wenn du mir stürbest?“

Der Lauf seiner Erziehung macht ihn für Spiel und Freud und Freiheit sehr empfindlich; jedermann siehet, daß dieses just das Gegenteil der bürgerlichen Biegsamkeit und Arbeitsamkeit ist, und auch Weise fragen mich oft ängstlich: Wo wird das enden? und fürchten sich vor der Klippe; aber ich fürchte mich nicht, und ich glaube nicht, daß jemand sich weiter dieshalb fürchten würde, der letzthin den Knaben ganz im Aug gehabt und den Ausdruck der Stärke, Entschlossenheit und Überzeugung gesehen hätte, mit welchem er mir in einer Unterredung über die Notwendigkeit eines arbeitsamen tätigen Lebens geantwortet:

„Ja, Papa, es ist wahr, man muß arbeiten, und ich will auch etwas arbeiten lernen; aber wenn ich es dann kann, so mußt du nicht mehr so viel arbeiten; ich will lieber, du lebest länger und arbeitest dann minder.“

Leser, wird dieses Kind den Genuß seines jungen Lebens mißbrauchen, sich zur Untätigkeit zu bilden? Ich fürchte das nicht, und solang ich es nicht fürchte, so sehe ich auch von allen anscheinenden Versäumnissen in der Führung seiner Jugendjahre keinen Schaden, wohl aber vielen Nutzen.

II. Die Abendstunde eines Einsiedlers.

(1780.)

Vatersinn Gottes — Kindersinn der Menschen — Vatersinn des Fürsten — Kindersinn der Bürger — Quellen aller Glückseligkeit.[1]

1. Der Mensch, so wie er auf dem Throne und im Schatten des Laubdaches sich gleich ist, der Mensch in seinem Wesen, was ist er? Warum sagen's die Weisen uns nicht? Warum nehmen die erhabenen Geister nicht wahr, was ihr Geschlecht sei? Braucht auch ein Bauer seinen Ochsen und lernt ihn nicht kennen? Forschet ein Hirt nicht nach der Natur seiner Schafe?

Und ihr, die ihr den Menschen brauchet, und saget, daß ihr ihn hütet und weidet, nehmet auch ihr die Mühe des Bauern für seinen Ochsen? Habet auch ihr die Sorge des Hirten für seine Schafe? Ist eure Weisheit Kenntnis eures Geschlechtes und eure Güte Güte erleuchteter Hirten des Volks?

Was der Mensch ist, was er bedarf, was ihn erhebt und was ihn erniedriget, was ihn stärket und ihn entkräftet, das ist Bedürfnis der Hirten der Völker und Bedürfnis des Menschen in den niedersten Hütten.

Allenthalben empfindet die Menschheit dieses Bedürfnis; allenthalben strebet sie mit Mühe und Arbeit und Drang empor. Darum welken ihre Geschlechter unbefriedigt dahin, und ruft das Ende der Tage der mehrern Menschheit laut, daß die Vollendung ihrer Laufbahn sie nicht gesättiget habe. Ihr Ende ist nicht Reifung vollkommener Früchte der Jahrszeit, die nach vollendeter Bestimmung sie zur Ruhe des Winters hinabsinken läßt.

5. Warum forschet der Mensch Wahrheit ohne Ordnung und Endzwecke? Warum forschet er nicht nach den Bedürfnissen seiner Natur, daß er darauf baue den Genuß und den Segen seines Lebens? Warum sucht er nicht Wahrheit, die Ruhe und Lebensgenuß ist, Wahrheit, die ihn in seinem Innersten befriediget, die seine Kräfte entwickelt, seine Tage erheitert und seine Jahre beseliget?

Der Mensch, von seinen Bedürfnissen angetrieben, findet die Bahn zu dieser Wahrheit im Innersten seiner Natur.

Der befriedigte Säugling lernt, was ihm seine Mutter ist, auf dieser Bahn, und sie bildet in ihm Liebe, das Wesen des Dankes, ehe der Unmündige kann den Schall von Pflicht und von Dank hören lassen; und der Sohn, der seines Vaters Brot isset und sich mit ihm an seinem Herde wärmet, findet den Segen seines Wesens in den Pflichten des Kindes auf dieser Bahn der Natur.

Mensch, forschest du in dieser Ordnung der Natur nach Wahrheit, so findest du sie, wie du sie brauchest, für deinen Standpunkt und für deine Laufbahn.

So wie sie dir Bedürfnis deiner Ruhe und deines Friedens ist, Mensch, so wie sie dir in deinen nähesten Angelegenheiten sicherer Leitstern, so wie sie Stütze ist, auf der dein Leben ruhet, so ist sie dir Segen.

10. Du kannst auf dieser Laufbahn nicht alle Wahrheit brauchen. Der Kreis des Wissens, durch den der Mensch in seiner Lage gesegnet wird, ist enge, und dieser Kreis fängt nahe um ihn her, um sein Wesen, um seine nähesten Verhältnisse an, dehnt sich von da aus, und muß bei jeder Ausdehnung sich nach diesem Mittelpunkt aller Segenskraft der Wahrheit richten.

Reiner Wahrheitssinn bildet sich in engen Kreisen, und reine Menschenweisheit ruhet auf dem festen Grund der Kenntnis seiner[2] nähesten Verhältnisse und der ausgebildeten Behandlungsfähigkeit seiner nähesten Angelegenheiten.

Diese Menschenweisheit, die sich durch die Bedürfnisse unserer Lage enthüllet, stärkt und bildet unsere Wirkungs-

kraft, und die Geistesrichtung, die sie hervorbringt, ist einfach und fest hinsehend, sie ist von der ganzen Kraft der in ihren Realverbindungen feststehenden Naturlagen der Gegenstände gebildet, und daher zu jeder Seite der Wahrheit lenksam.

Kraft und Gefühl und sichere Anwendung ist ihr Ausdruck.

Erhabene Bahn der Natur, die Wahrheit, zu der du führest, ist Kraft und Tat, Quelle; Bildung, Füllung und Stimmung des ganzen Wesens der Menschheit.

15. Zwar du bildest den Menschen nicht im schnellen, schimmernden[3] Wuchs, und dein Sohn, o Natur, ist beschränkt; seine Rede ist Ausdruck und Folge vollendeter Sacherkenntnis. Aber wenn die Menschen dem Gange deiner Ordnung voreilen, so verstören sie in sich selbst ihre innere Kraft und lösen die Ruhe und das Gleichgewicht ihres Wesens in ihrem Innersten auf.

Sie tun dieses, wenn sie eher, als sie durch Realkenntnis wirklicher Gegenstände ihren Geist zur Wahrheit und Weisheit lenksam gebildet haben, sich in das tausendfache Gewirre von Wortlehren und Meinungen hineinwagen, und Schall und Rede und Wort anstatt Wahrheit und Realgegenständen[4] zur Grundlage ihrer Geistesrichtung und zur ersten Bildung ihrer Kräfte machen.

Diese künstliche Bahn der Schule, die allenthalben die Ordnung der Worte der freien, wartenden, langsamen Natur vordringt[5], bildet den Menschen zu künstlichem Schimmer, der den Mangel innerer Naturkraft bedeckt und Zeiten wie unser Jahrhundert befriedigt.

Standpunkt des Lebens, Individualbestimmung des Menschen, du bist das Buch der Natur, in dir liegt die Kraft und die Ordnung dieser weisen Führerin, und jede Schulbildung, die nicht auf diese Grundlage der Menschenbildung gebauet ist, führt irre.

Mensch, Vater deiner Kinder, dränge die Kraft ihres Geistes nicht in ferne Weiten, ehe er durch nahe Übung Stärke erlangt hat, und fürchte dich vor Härte und Anstrengung.

20. Die Kraft der Natur, obwohl sie unwiderstehlich hinführt zur Wahrheit, hat keine Steifigkeit in ihrer Führung; der Schall der Nachtigall tönt im finstern Dunkel, und alle Gegenstände der Natur wallen in erquickender Freiheit; nirgends ist ein Schatten einer zudringlichen Ordnungsfolge.

Wäre erzwungene und steife Ordnungsfolge in der Lehrart der Natur, auch sie würde Einseitigkeit bilden, und ihre Wahrheit würde nicht in der Fülle des ganzen Wesens der Menschheit sanft und frei hineinfallen.

Der widrige, erschöpfende Drang für den bloßen Schatten der Wahrheit, der Drang für Ton und Schall und Worte von Wahrheit, wo ganz kein Interesse reizt, keine Anwendung möglich ist, Hinlenkung aller Kraft des wachsenden Menschen für die Meinung harter, einsichtiger Schullehrer und die tausendfachen Künsteleien des Wortverkehrs und der Modelehrart zur Grundlage der Menschenbildung gelegt wird, ist mühselige Abführung von der Bahn der Natur[6].

Ihr harter Gang bildet im Menschen die Wahrheit nicht zur sanften Dienerin der Menschheit, nicht zur fühlenden guten Mutter, deren Freud und Weisheit die Freud und Bedürfnis ihrer Kinder ist.

Der Mensch verliert das Gleichgewicht seiner Stärke, die Kraft der Weisheit, wenn sein Geist für einen Gegenstand zu einseitig und gewaltsam hingelenkt ist. Darum ist die Lehrart der Natur nicht gewaltsam.

25. Aber dennoch ist in ihrer Bildung Festheit, und in ihrer Ordnung ist haushälterische Genauheit.

Das zerstreute Gewirr des Vielwissens ist eben so wenig die Bahn der Natur.

Der Mensch, der mit leichtem Flug jedes Wissen umflattert, und nicht durch stille, feste Anwendung seine Erkenntnis stärkt, auch dieser verliert die Bahn der Natur, den festen, heitern, aufmerksamen Blick, das ruhige, stille, wahrer Freuden empfängliche Wahrheitsgefühl.

Schwankend wird der Gang der Männer, die im Wirrwarr ihres Vielwissens zwar viel Rednerei finden, ihr aber

den stillen Sinn reiner Menschenweisheit aufopfern. Beim Lärmgeräusch ihres Stolzes wirst du nahe um sie, in den Verhältnissen, in denen die Kraft des gesegneten Weisen hell strahlet, leere Öden und Dunkelheit finden.

Bildung der Menschen zur Wahrheit, du bist Bildung ihres Wesens und ihrer Natur zu beruhigender Weisheit.

30. Wo bist du, Kraft der Natur, reine Bildung der Menschheit? Auch die trägen, leeren Öden der finstern Unwissenheit führen von deiner Bahn ab. Mangel der Kenntnis deiner Natur, Mensch, schränket[7] dein Wissen enger als die Bedürfnisse deines Wesens. Verdrehung der ersten Grundbegriffe deiner Beziehung und tötende, erdrückende Gewalt der Tyrannei, Vorenthaltung aller Wahrheits- und Segensgenießungen, unnatürlicher Mangel allgemeiner Nationalerleuchtung in den ersten wesentlichen Bedürfnissen und Verhältnissen der Menschheit: wie dein schwerer Schatten den Erdenkreis verdunkelt!

Deshalben ist ausgebildete Kraft der Menschheit, diese Quelle ihrer starken Taten und ihrer ruhigen Genießungen, kein eingebildeter Drang und kein täuschender Irrtum.

Befriedigung unsres Wesens in seinem Innersten, reine Kraft unserer Natur, du Segen unsres Daseins, du bist kein Traum. Dich zu suchen und nach dir zu forschen, ist Ziel und Bestimmung der Menschheit, und auch mein Bedürfnis bist du und Drang meines Innersten, dich zu suchen, Ziel und Bestimmung der Menschheit.

Auf welchem Weg, auf welcher Bahn werde ich dich finden, Wahrheit, die mein Heil ist und mich zur Vervollkommnung meiner Natur emporhebt?

Im Innern meiner Natur ist Aufschluß zu dieser Wahrheit. Alle Menschheit ist in ihrem Wesen sich gleich und hat zu ihrer Befriedigung nur e i n e Bahn. Darum wird die Wahrheit, die rein aus dem Innersten unsres Wesens geschöpft ist, allgemeine Menschenwahrheit sein; sie wird Vereinigungs-

wahrheit zwischen den Streitenden, die bei tausenden ob ihrer Hülle sich zanken, werden.

* * *

35. Alle reinen Segenskräfte der Menschheit sind nicht Gaben der Kunst und des Zufalls; im Innern der Natur aller Menschen liegen sie mit ihren Grundanlagen. Ihre Ausbildung ist allgemeines Bedürfnis der Menschheit. Darum muß die Bahn der Natur, die sie enthüllet, offen und leicht, und die Menschenbildung zu wahrer, beruhigender Weisheit einfach und allgemein anwendbar sein.

Die Natur enthüllet alle Kräfte der Menschheit durch Übung, und ihr Wachstum gründet sich auf Gebrauch.

Ordnung der Natur in der Bildung der Menschheit ist die Kraft der Anwendung und Ausübung seiner Erkenntnisse, seiner Gaben und seiner Anlage[8].

Daher ist der Mann der Einfalt und Unschuld, der, indem er mit reiner, folgsamer Anwendung seiner Erkenntnisse und mit stillem Fleiße jede seiner Kräfte und Anlagen übet und braucht, zur wahren Menschenweisheit von der Natur gebildet; da hingegen der Mann, der diese Ordnung der Natur in seinem Innersten zerrüttet und den reinen Sinn der Folgsamkeit seiner Erkenntnisse schwächet, für den Genuß des Segens der Wahrheit unfähig wird.

Die Ausübung von Taten gegen das innere Gefühl des Rechtes untergräbt die Kraft unserer Wahrheitserkenntnis, sie verwirrt den reinen Sinn der edlen, hohen Einfalt unsrer Grundbegriffe und unsrer Grundempfindungen.

40. Daher beruhet alle Menschenweisheit auf der Kraft eines guten, der Wahrheit folgsamen Herzens, und aller Menschensegen auf diesem Sinn der Einfalt und Unschuld.

Bildung der Menschheit zu diesem reinen Sinn der Einfalt und der Unschuld, du bist Vatersorge der Menschheit, daß die unverdorbenen Grundlagen des Herzens den Gang seiner Geistesentwicklung schützen und richtig leiten.

Allgemeine Emporbildung dieser innern Kräfte der

Menschennatur zu reiner Menschenweisheit ist allgemeiner Zweck der Bildung auch der niedersten Menschen.

Übung, Anwendung und Gebrauch seiner Kraft und seiner Weisheit in den besondern Lagen und Umständen der Menschheit ist Berufs- und Standesbildung. Diese muß immer dem allgemeinen Zweck der Menschenbildung untergeordnet sein.

Auf Einfalt und auf Unschuld gegründete Weisheit und Kraft ist jeder Lage und jeder Tiefe der Menschheit segnender Teil, so wie sie in jeder Höhe ihr unumgängliches Bedürfnis ist.

45. Wer nicht Mensch ist, in seinen innern Kräften ausgebildeter Mensch ist, dem fehlt Grundlage[9] zur Bildung seiner nähern Bestimmung und seiner besondern Lage, die[10] keine äußere Höhe entschuldiget.

Zwischen dem Vater und dem Fürsten, zwischen dem mit schweren Nahrungssorgen beladenen Dürftigen und dem unter noch schwerern Sorgen seufzenden Reichen, zwischen dem unwissenden Weib und dem berüchtigten Vielwisser, zwischen dem trägen Schlummerer[11] und dem Genie, dessen Adlerskraft in alle Welt wirkt, sind Klüfte.

Aber wenn dem einen in seiner Höhe reine Menschlichkeit mangelt, so werden finstere Wolken ihn da umhüllen; indem in niedern Hütten gebildete Menschlichkeit reine, erhabene und befriedigte Menschengröße von sich strahlet.

So lechzet in seiner Höhe ein Fürst nach weisen und gerechten Gesetzen für seine Gefangenen; aber vielleicht wirft er den golderfüllten Beutel umsonst zum Preis dar. Heb' er im Kriegsrat, in seinem Jagd- und Rentamte Menschlichkeit und im Innern seines Hauses reinen Vatersinn empor, so wird er Richter und Hüter seiner Gefangenen weise und ernst und väterlich bilden.

Ohne dieses ist der Schall erleuchteter Gesetze der Schall von der Liebe des Nächsten im Munde herrschender Mönche[12].

50. So fern bist du vielleicht, Fürst, von dem Segen der Wahrheit, die du suchst.

Indessen handeln Väter im Staub unter deinen Füßen

weise mit ungeratenen Söhnen. Fürst, lerne in den Tränen ihrer Nachtwachen und in dem Kummer ihrer Tageslasten Weisheit für deine Gefangenen, und gib dein Recht über Leben und Tod Männern, die auf dieser Bahn Weisheit suchen. Fürst, der Segen der Welt ist gebildete Menschlichkeit, und nur durch sie wirket die Kraft der Erleuchtung und der Weisheit und der innere Segen aller Gesetze.

* * *

Mensch, du selbst, das innere Gefühl deines Wesens und deiner Kräfte ist der erste Vorwurf der bildenden Natur. Aber du lebst nicht für dich allein auf Erden. Darum bildet dich die Natur auch für äußere Verhältnisse und durch sie.

So wie diese Verhältnisse dir nahe sind, Mensch, sind sie zur Bildung deines Wesens für deine Bestimmung dir wichtig.

Immer ist die ausgebildete Kraft einer nähern Beziehung Quelle der Weisheit und Kraft des Menschen für entferntere Beziehungen.

55. Vatersinn bildet Regenten, Brudersinn Bürger; beide erzeugen Ordnung im Hause und im Staate.

Die häuslichen Verhältnisse der Menschheit sind die ersten und vorzüglichsten Verhältnisse der Natur.

Der Mensch arbeitet in seinem Beruf und trägt die Last der bürgerlichen Verfassung, damit er den reinen Segen seines häuslichen Glücks in Ruhe genießen möge.

Daher muß die Bildung des Menschen für seine Berufs- und Standeslage dem Endzweck der Genießungen reiner häuslicher Glückseligkeit untergeordnet werden.

Daher bist du, Vaterhaus, Grundlage aller reinen Naturbildung der Menschheit.

60. Vaterhaus, du Schule der Sitten und des Staats!

Erst bist du Kind, Mensch, hernach Lehrling deines Berufs.

Kindertugend ist der Segen deiner Lehrlingsjahre und erste Bildung deiner Anlage zum Genuß aller Segnungen deines Lebens.

Wer von dieser Ordnung der Natur abgehet und Standes-,

Berufs-, Herrschafts- und Dienstbarkeitsbildung unnatürlich vordränget[13], der lenkt die Menschheit ab vom Genuß der natürlichsten Segnungen auf klippenvolle Meere.

Der Mensch muß zu innerer Ruhe gebildet werden; Genügsamkeit mit seiner Lage und mit ihm erreichbaren[14] Genießungen, Duldung, Achtung und Glauben an die Liebe des Vaters bei jeder Hemmung, das ist Bildung zur Menschenweisheit.

65. Ohne innere Ruhe wallet der Mensch auf wilden Wegen, Durst und Drang zu unmöglichen Fernen rauben ihm jeden Genuß des nahen gegenwärtigen Segens und jede Kraft des weisen, geduldigen und lenksamen Geistes.

Wenn das Gefühl nicht mehr von innerer Ruhe beseelt ist, so entnervet seine Kraft den Menschen in seinem Innersten, und plagt ihn mit finstern Qualen, in Tagen, in denen der heitere Weise lächelt.

Der ungenügsame Mann ärgert sich im Kreise seines Haussegens, daß sein Tanz am Galatag, seine Geige im Konzert und seine Theses im Hörsaale nicht ausgezeichnet wurden.

Ruhe und stiller Genuß sind die ersten Zwecke der Menschenbildung und die Schoßkinder seiner Zeit[15]. Mensch, dein Wissen und deine Ehrbegierde müssen diesen höhern Zwecken untergeordnet werden, sonst werden Neugier und Ehrbegierde nagende Qualen und Unsegen.

Seht ihr's, Menschen, fühlt ihr's nicht, Söhne der Erde, wie eure obern Stände in ihrer Bildung ihre inneren Kräfte verlieren? Siehst du's nicht, Menschheit, wie ihre Abweichung von der weisen Ordnung der Natur leeren und öden Unsegen unter sie und von ihnen hinab ins Volk bringt? Fühlst du's nicht, Erde, wie die Menschengeschlechter von dem reinen Segen ihrer häuslichen Verhältnisse abweichen und allenthalben sich auf wilde, schimmernde Schaubühnen hindrängen, um ihr Wissen zu spiegeln und ihren Ehrgeiz zu kitzeln?

70. In ferne Weite wallet die irrende Menschheit.

* * *

Gott ist die näheste Beziehung der Menschheit.

Auch dein Haus, Mensch, und sein weisester Genuß beruhigt dich nicht immer.

Gewalt und Grab und Tod ohne Gott zu leiden, hat deine sanft, gut und fühlend gebildete Natur keine Kräfte.

Gott, Vater deines Hauses, Quell deines Segens, Gott dein Vater: in diesem Glauben findest du Ruhe und Kraft und Weisheit, die keine Gewalt, kein Grab in dir erschüttert.

75. Glauben an Gott, Stimmung des Menschengefühls in dem obersten Verhältnis seiner Natur, vertrauender Kindersinn der Menschheit gegen den Vatersinn der Gottheit.[16]

Glauben an Gott, Quelle der Ruhe des Lebens; Ruhe des Lebens, Quelle innerer Ordnung; innere Ordnung, Quelle der unverwirrten Anwendung unserer Kräfte; Ordnung in der Anwendung unserer Kräfte, Quelle ihres Wachstumes und Bildung zur Weisheit; Weisheit, Quelle alles Menschensegens.

Glauben an Gott, Quelle aller Weisheit und alles Segens und Bahn der Natur zur reinen Bildung der Menschheit.

Glauben an Gott, du bist der Menschheit in ihrem Wesen eingegraben; wie der Sinn vom Guten und Bösen, wie das unauslöschliche Gefühl von Recht und Unrecht, so unwandelbar fest liegst du als Grundlage der Menschenbildung im Innern unserer Natur;

Volksanteil in jeder Tiefe, in jedem Weltstriche, Kraft der Menschheit in jeder Höhe und ihre Stärke in jeder Tiefe.

80. Glauben an Gott, du bist nicht Folge und Resultat gebildeter Weisheit, du bist reiner Sinn der Einfalt, horchendes Ohr der Unschuld[17] auf den Ruf der Natur, daß Gott Vater ist.

Kindersinn und Gehorsam ist nicht Resultat und späte Folge einer vollendeten Erziehung, sie müssen frühe und erste Grundlagen der Menschenbildung sein.

Das Staunen[18] des Weisen in den Tiefen der Schöpfung und sein Forschen in den Abgründen des Schöpfers ist nicht Bildung der Menschheit zu diesem Glauben. In den Abgründen der Schöpfung kann sich der Forscher verlieren, und in

ihren Wassern kann er irre umhertreiben, ferne von der Quelle der unergründlichen Meere.

Gott, Vater; Dasein in der Hütte der Menschen; Gott im Innersten meines Wesens; Gott, Geber seiner Gaben und meiner Lebensgeniessungen: das ist die Bildung der Menschheit zu diesem Glauben, das ist die Kraft der Natur, die allen Glauben auf Genuss und Erfahrung gründet.[19]

Oder rühren dich, Mensch! — ich rufe ins Volk — rühren dich, Mensch, die Lehrsätze von überwiegendem Guten? Tröstet oder beruhigt dich das, dass Glück oder Unglück im Ganzen überwiege? Wenn Flammen des Jammers über deinem Scheitel brennen und dich zerstören, tröstet dich dieses Gerede der Weisen?

* * *

85. Aber wenn dein Vater dein Wesen in deinem Innern stärket, dir deine Tage erheitert, deine Kraft zum Leiden emporhebt, und das Übergewicht der Segensgeniessungen dir selbst in deinem Innern enthüllet, dann geniessest du die Bildung der Natur zum Glauben an Gott.

Das Brot, das mein Kind aus meiner Hand isset, bildet sein Kindergefühl, und nicht sein Staunen über meine Nachtwachen und mein Sorgen für seine späten Jahre. Viel Urteil über mein Tun ist Unbesonnenheit, die sein Herz verführen und von mir ablenken kann.

Einfalt und Unschuld, reines menschliches Gefühl für Dank und Liebe ist Quelle des Glaubens.

Im reinen Kindersinn der Menschheit erhebet sich die Hoffnung des ewigen Lebens, und reiner Glaube der Menschheit an Gott lebet nicht in seiner Kraft ohne diese Hoffnung.

Der Fusstritt des Tyrannen über seine Brüder, über die Kinder seines Gottes, erschüttert im Innersten die Menschheit; die Reihen seiner Erschlagenen, ihre Witwen[20] und ihre Waisen heulen, zittern, hungern, glauben und sterben. Ist Gott Vater der Menschen, so ist der Tag ihres Todes nicht der Tag der Vollendung ihres Wesens.

90. Ist ein Sinn für Wahrheit in dir, Mensch? Rede! Streitet es nicht wider den Sinn deines Innersten, zu glauben, daß Gott Vater der Menschen ist, und daß doch also das Wesen dieser Elenden vollendet sei?

Gott ist nicht Vater der Menschen, oder der Tod ist nicht die Vollendung unsres Wesens.

Mensch, dein innerer Sinn ist dir sicherer Leitstern der Wahrheit und deiner Pflicht; und du zweifelst, da dieser Sinn so mächtig Unsterblichkeit dir zuruft?

Glaube an dich selbst, Mensch, glaube an den innern Sinn deines Wesens, so glaubest du an Gott und an die Unsterblichkeit.

Gott ist Vater der Menschheit: Kinder Gottes sind unsterblich.

95. Im Innersten deiner Natur, Mensch, liegt das, was Wahrheit, Unschuld und Einfalt mit Glauben und Anbetung höret.

Aber Einfalt und Unschuld ist nicht das Teil aller Menschen.

Vielen ist innerer Sinn der Menschennatur Spiel des Traumes, und Glauben an Gott und Unsterblichkeit, auf diesen innern Sinn gebaut, verachteter Vorwurf ihrer Kunst[21].

Gott, der in meinem Wesen mit Kraft und Stärke, Wahrheit, Weisheit und Seligkeit Glauben und Unsterblichkeit lehret; Gott, den alle Kinder Gottes hören; Gott, den die ganze sanfte, fühlende, reine, liebende Menschheit versteht und ganz gleich versteht; Gott[22] — sollt ich nicht Gehör geben der Lehre, die im Innersten meines Wesens mir und meiner Natur wahr ist und wahr sein muß — sollt ich nicht glauben, was wär ich, was tät ich?

Glauben an Gott, Scheidung der Menschheit in die Kinder Gottes und die Kinder der Welt.

100. Glauben an die Vatergüte Gottes, Glauben an die Unsterblichkeit.

Gott, Vater der Menschheit; Mensch, Kind der Gottheit: das ist der reine Vorwurf des Glaubens.

Dieser Glaube an Gott ist Stimmung der Menschheit in ihren Verhältnissen zu ihrem Segen.

Vatersinn und Kindersinn, dieser Segen deines Hauses, Mensch, ist Folge des Glaubens.

Der Genuß deiner Rechte, Hausvater, die wonnevolle Ergebung deines Weibes und das innige, seelerhebende Dankgefühl deiner Kinder ist Folge deines Glaubens an Gott.

105. Glauben an meinen Vater, der Gottes Kind ist, ist Bildung meines Glaubens an Gott.

Mein Glaube an Gott ist Sicherstellung meines Glaubens an meinen Vater und an jede Pflicht meines Hauses.

* * *

So verbindest du, erhabene Natur, in deiner Bildung meine Pflichten und meine Genießungen, und an deiner Hand wallet der Mensch von genossenen Segnungen zu neuern[23] Pflichten.

Alle Menschheit, Fürst und Untertan, Herr und Knecht, bildet sich zu den besondern Pflichten ihres Standes durch Genuß ihrer ersten Naturverhältnisse.

Der Fürst, der Kind seines Gottes ist, ist Kind seines Vaters.

110. Der Fürst, der Kind seines Vaters ist, ist Vater seines Volks.

Der Untertan, der Kind seines Gottes ist, ist Kind seines Vaters.

Der Untertan, der Kind seines Vaters ist, ist Kind seines Fürsten.

Stand des Fürsten, Bild der Gottheit, Vater einer Nation.

Stand des Untertans, Kind des Fürsten, der mit ihm Kind Gottes ist. Wie sanft und stark und fein ist dieses Gewebe der Naturverhältnisse der Menschheit![24]

115. O Menschheit in deiner Hoheit!

Aber vergebens ist das Gefühl deiner Würde beim gesunkenen Volke.

Ich darf deinen Rang nicht nennen, Hausvater. Ochs am Baren, Herr deines Hauses, Bild des Fürsten in deiner

Hütte. O Menschheit in deiner Tiefe! O Herr und Vater aller![25]

In jeder Tiefe ist der Knecht seinem Beherrscher in seinem Wesen gleich, und ist er[26] die Befriedigung des Bedürfnisses seiner Natur ihm schuldig.

Emporzubilden das Volk zum Genuß der Segnungen seines Wesens, ist der Obere Vater des Untern.

120. Und alles Volk ruhet im Genuß seines Haussegens in reinem Kinderzutrauen gegen den Vatersinn seines Herrn, und wartet auf die Erfüllung ihrer[27] Vaterpflicht in der Auferziehung und Emporbildung ihrer Kinder zu jedem Segensgenuß der Menschheit.

Ist dieses Warten der Menschheit ein Traum und ihre kindliche Hoffnung Bild des Schlummers und der Erschlappung in ihrer Tiefe?

Glauben Gottes, du bist die Kraft dieser Hoffnung.

Fürsten, die an Gott glauben und den Bruderstand der Menschheit erkennen, finden in diesem Glauben Stimmung zu jeder Pflicht ihres Standes. Sie sind Männer mit Gotteskraft zum Segen ihrer Völker gebildet.

Fürsten, die den Vaterstand der Gottheit und den Bruderstand der Menschheit verleugnen, finden in diesem Unglauben Quelle der schrecklichsten Zernichtung des Glaubens an ihre Pflichten. Sie sind Männer des Schreckens, und ihre Kraft wirket Verheerung. In der Anerkennung der obern Vaterwürde Gottes versichern die Fürsten sich des Volks Gehorsam als die Sache der Gottheit.

125. Und der Fürst, der in dem Gehorsam gegen Gott nicht Quelle seiner Rechte und seiner Pflichten suchen will, baut seinen Thron auf den mißlichen Sand des Volksglaubens an seine Stärke.

Glauben an Gott, Band des Fürsten und seines Volks, Band der innern Vereinigung des Segensverhältnisses der Menschheit.

Unglauben, Verleugnung des Bruderstandes und der Bruderpflichten der Menschheit, Verkennung und Verachtung

der Vaterrechte Gottes, trotzende Kühnheit im Mißbrauch gegenseitiger Gewalt, Auflösung aller reinen Bande der Segensverhältnisse der Menschheit.

Priester, Verkünder des Vaterstands der Gottheit und des Bruderstands der Menschheit, und ihr Stand Mittelpunkt[28] der Vereinigung der Naturverhältnisse der Menschheit zu ihrem Segen durch den Glauben an Gott.

Glauben an Gott, Quelle alles reinen Vater- und Brudersinns der Menschheit, Quelle aller Gerechtigkeit.

130. Gerechtigkeit ohne Vatersinn und ohne Brudersinn ist schimmerndes Unding ohne Segenskraft.

Stolze Gerechtigkeitsaussprüche[29] nach jahrelangen Frevlerkünsten, die Gesetzverständige und Gerichtshöfe nähren, Mummerei von Gerechtigkeit, die nicht Volkssegen ist.

Sicherheit, Unschuld und Gefahrlosigkeit, diese Quelle[30] reiner Volkstugend, diese Folgen einer weisen und väterlichen Gerechtigkeit, sind Folgen des Glaubens.

Kühner, auffahrender Mut gegen Unschuld, Recht und Wahrheit, diese Beweise[31] des Mangels reiner und starker Vaterkraft der Landesgerechtigkeit, sind Folgen des Unglaubens.

Gewalttätigkeit und freche, kühne Anmaßungssucht gegen Recht und Unschuld im Nationalgeist ist Quelle aller Nationalentkräftung, und so ist Unglauben Quelle dieser Entkräftung.

135. Und hingegen ist Vatersinn und Kindersinn im Nationalgeist Quelle alles reinen Nationalsegens.

Also ist Volksglauben an die Gottheit Quelle aller reinen Nationaltugend, alles Volkssegens und aller Volkskraft.

Sünde, Quelle und Folge des Unglaubens. Sünde, Handlung der Menschen gegen das innere Zeugnis unserer Natur von Recht und Unrecht. Sünde, Quelle der Verwirrung unserer ersten Grundbegriffe und unsres reinen Naturgefühls. Sünde, Verlust des Glaubens an dich selbst, Mensch, und an deinen innern Sinn, Verlust deines Glaubens an Gott, Verlust deines Kindersinns gegen ihn.

Öffentliche Sünde, Trotz der Menschheit gegen die Gottheit.

Abscheu gegen die Sünde, reines Gefühl des Kindersinns

der Menschheit gegen Gott, Ausdruck und Folge des Glaubens der Menschheit an die Offenbarung der Gottheit im Innern seiner Natur.

140. Abscheu gegen öffentliche Sünde, Gefühl des Kindes gegen den Mann, der seines Vaters und seiner Mutter spottet.

Nationalabscheu des Volks gegen öffentliche Sünder[32], Pfand und Siegel des Nationalglaubens und des Kindergefühls eines Volks gegen seinen obersten Herrn.

Nationalabscheu des Volks gegen den öffentlichen Trotz seiner Fürsten gegen die Gottheit ist Beweis der Nationaltugend, und ihre Schwächung Schwächung der Kraft des Glaubens, des Gehorsams des Volks gegen seinen obersten Herrn.

Unglauben, Quelle der Zernichtung aller innern Bande der Gesellschaft.

Unglaube der Obern, Quelle des Ungehorsams der Untern.

145. Vaterherz und Vatergaben der Obern pflanzen und sichern den Gehorsam der Untern.

Der Unglaube zernichtet die Quelle des Gehorsams.

Unter einem Herrn, der nicht Vater ist, kann die Volksstimmung nicht Empfindung eines reinen, dankenden, im Kindergehorsam gesegneten Volkssinns werden.

Die Folgen des Unglaubens: täglich steigende Laster, täglich abnehmende Vatergüte, willkürliche Gewalt ohne Segenszweck, bizarre, unnatürliche Regierungsfratzen, drückende Zwischengewalt, Aussaugen des Markes vom Volk, sich vermindernde Volkskraft gegen diese Zwischengewalt, ist unter einer ungläubigen, die Rechte der Gottheit und der Menschheit verachtenden Regierung unvermeidlich.

Die Volksempfindung des unnatürlichen Gebrauchs der Vaterrechte ist Auflösung der Kraft der reinen Bande der Natur zwischen dem Fürsten und seinem Volke.

150. Sie, diese gute, mütterliche Menschennatur, knüpfet die Bande der bürgerlichen Verhältnisse durch den Segen gegenseitiger Genießungen.

Und es ist Volksempfindung, Nationalgefühl des Segens

dieser Genießungen, welches diese Verhältnisse durch Dank, Liebe und Glauben des Volks an seinen Fürsten weihet und heiliget.

Ich berühre Saiten, die ungespannt liegen und nicht im Modeton klingen. Verhöhne sie, Tänzerton! Trillernde Verleumdung, überschrei ihre Kraft! Wahrheit und reiner Menschensinn macht unbesorgt.

Alle Kraft der Menschheit wirket nur Segen durch ihren Glauben an die Gottheit, und der Vatersinn des Fürsten, diese einzige Quelle alles Volkssegens, ist Folge seines Glaubens an Gott.

Mensch, so nieder du auch stehest, ist dein Fürst Kind deines Gottes, so ist seine Gewalt Vaterkraft.

155. Harter, unbescheidener Gebrauch seiner Rechte ist nicht Vatersinn, ist nicht Sinn des Glaubens an Gott, es ist Verderbung der obersten Angelegenheiten des Fürsten und seines Landes, Verderbung des reinen Kindersinns der Nation gegen den Fürsten.

Demnach darf ich[33] diese so allgemeinen Sitten der einsichtigen Fürstendienerschaft nicht Hochverrat nennen?

Aber was ist's minder, wenn sie das Vaterrecht des Fürsten als ein Recht zu Gutem und Bösem und zu Gerechtem und Ungerechtem darstellen?

Was ist's minder, wenn sie im Namen des Fürsten den Haussegen stören, das Eigentum nicht schonen, und Unschuld mit Schimpf und Schande belegen?

Band der Vereinigung der Menschheit zu ihrem Segen, Glauben des Fürsten und seines Volks an den obern Herrn der Menschheit, Glauben Gottes, du bist es allein, der die Menschheit vor dieser Klippe sichert.

160. Aller Unglauben ist unbescheiden, aber der Glaube an Gott, der Kindersinn der Menschheit gegen die Gottheit ist stille Erhabenheit in jeder Kraft ihrer Wirkung.

Glänzende, blitzende Erschöpfung ihres Wesens, kühner, lachender Mut bei Gefahr und Zerstörung ist die Kraft der Menschheit, die vom Kindersinne gegen Gott abweichet.

Ernster, haushälterischer Gebrauch jeder kleinen Anlage, Sehnsucht nach Stärkung seiner Kraft ist die Bahn der Natur zur Bildung und Stärkung aller Kräfte, und in jeder Tiefe und in jeder Schwäche ist es Richtung des reinen Kindersinns der Menschheit gegen Gott.

Hang zu niederm Schimmer, Drang, Anlagen und Kräfte zu spiegeln und seine Schwäche zu bemänteln, ist Richtung auch der niedersten, schwächsten Menschheit, die von dieser bildenden Bahn der Natur abgewichen ist.

Äußere und innere Menschenhöhe, auf dieser reinen Bahn der Natur gebildet, ist Vaterstand und Vatersinn gegen niedere Kräfte und Anlagen.

165. Mensch in deiner Höhe, wiege den Gebrauch deiner Kräfte nach diesem Zweck!

Vatersinn hoher Kräfte gegen die unentwickelte, schwache Herde der Menschheit.[34]

O Fürst in deiner Höhe!

O Goethe in deiner Kraft!

Ist das nicht deine Pflicht, o Goethe, da[35] deine Bahn nicht ganz Natur ist?

170. Schonung der Schwachheit, Vatersinn, Vaterzweck, Vateropfer im Gebrauch seiner Kraft, das ist reine Höhe der Menschheit.

O Goethe in deiner Hoheit, ich sehe hinauf von meiner Tiefe, erzittere, schweige und seufze.

Deine Kraft ist gleich dem Drang großer Fürsten, die dem Reichskanzler Millionen Volkssegen opfern.

Reiner Segen der Menschheit, du bist Kraft und Folge des Glaubens.

O meine Zelle! Wonne um dich her, auch du bist Folge dieses Glaubens.

175. Heil mir und meiner Hütte!

Darum, daß die Menschheit an Gott glaubt, ruhe ich in dieser Hütte.

Glauben des Volks an die Priester der Gottheit, Ruhe meines Lebens.

Priester der Gottheit, reiner Vaterstand der Menschheit!

Deine Kraft, Geweiheter, ist Gottes Erleuchtung![36]

180. Gottes Erleuchtung ist Liebe, Weisheit und Vatersinn.

O, wer nach meiner Hütte wallet, wäre ich euch Schatten der Kraft meiner Gottheit!

O Sonne, du Bild ihrer Kraft, dein Tag ist vollendet. Du gehest unter an meinem Berge. O Tag meiner Vollendung! O Hoffnung des kommenden Morgens! O Kraft meines Glaubens!

Anmerkung.[37]

Der Verfasser der Abendstunde hat bei Anlaß einer politischen Schrift in einem Briefe ähnliche Ideen geäußert, die vielleicht einigen Stellen dieses Aufsatzes Licht geben.

Ich baue, sagt er, mit Ihnen alle Freiheit auf Gerechtigkeit; aber ich sehe in dieser Welt keine versicherte Gerechtigkeit, als bei der zur Einfalt, Frömmigkeit und Liebe gestimmten und in dieser Stimmung erleuchteten Menschheit.

Alle Familiengerechtigkeit, welche die größte, reinste und allgemein in aller Welt genossene Gerechtigkeit ist, hat im Ganzen nur Liebe zu ihrer Quelle, und darnach wirket sie in der Einfalt aller Völker allgemeinen Segen der Welt.

So wie alle Gerechtigkeit auf Liebe ruhet, so ruhet auch Freiheit darauf. Reiner Kindersinn ist die wahre Quelle der Freiheit, die auf Gerechtigkeit ruhet, und reiner Vatersinn ist die Quelle aller Regierungskraft, die Gerechtigkeit zu tun und Freiheit zu lieben erhaben genug ist.

Und die Quelle der Gerechtigkeit und alles Weltsegens, die Quelle der Liebe und des Brudersinns der Menschheit, diese beruhet auf dem großen Gedanken der Religion, daß wir Kinder Gottes sind, und daß der Glaube an diese Wahrheit der sichere Grund alles Weltsegens sei. In diesem großen Gedanken der Religion liegt immer der Geist aller wahren Staatsweisheit, die reinen Volkssegen sucht; denn alle innere Kraft der Sittlichkeit, der Erleuchtung und Weltweisheit ruhet auf diesem Grund des Glaubens der Menschheit an Gott.

Und Gottesvergessenheit, Verkenntnis des Kinderverhält-

nisses der Menschheit gegen die Gottheit, ist die Quelle, die alle Segenskraft der Sitten, der Erleuchtung und der Weisheit in aller Menschheit auflöset. Daher ist dieser verlorne Kindersinn der Menschheit gegen Gott das größte Unglück der Welt, indem es alle Vatererziehung Gottes unmöglich macht, und die Wiederherstellung dieses verlornen Kindersinns ist Erlösung der verlornen Gotteskinder auf Erden.

Der Mann Gottes, der mit Leiden und Sterben der Menschheit das allgemein verlorne Gefühl des Kindersinns gegen Gott wieder hergestellt, ist der Erlöser der Welt, er ist der geopferte Priester des Herrn, er ist Mittler zwischen Gott und der gottesvergessenen Menschheit; seine Lehre ist reine Gerechtigkeit bildende Volksphilosophie[38], sie ist Offenbarung Gottes des Vaters an das verlorne Geschlecht seiner Kinder.

III. Aus „Lienhard und Gertrud. Ein Buch für das Volk".

A. Erste Ausgabe (1781—1787).[1]

1. Gertruds Wohnstubenerziehung.

Es wohnt in Bonnal ein Maurer.*) Er heißt Lienhard, und seine Frau Gertrud. Er hat sieben Kinder und ein gutes Verdienst. Aber er hat den Fehler, daß er sich im Wirtshaus oft verführen läßt. Wann er da ansitzt, so handelt er wie ein Unsinniger. Und es sind in unserm Dorf schlaue, abgefeimte Bursche, die darauf losgehen und daraus leben, daß sie den Ehrlichern und Einfältigern auflauern und ihnen bei jedem Anlaß das Geld aus der Tasche locken. Diese kannten den guten Lienhard und verführten ihn oft beim Trunk noch zum Spiel, und raubten ihm so den Lohn seines Schweißes. Aber allemal, wenn das am Abend geschehen war, reuete es Lienharden am Morgen, und es ging ihm ans Herz, wenn er Gertrud und seine Kinder Brot mangeln sah, daß er zitterte, weinte, seine Augen niederschlug und seine Tränen verbarg.

Gertrud ist die beste Frau im Dorf; aber sie und ihre blühenden Kinder waren in Gefahr, ihres Vaters und ihrer Hütte beraubt, getrennt, verschupft ins äußerste Elend zu sinken, weil Lienhard den Wein nicht meiden konnte.

[1]) Ergänzungen aus der zweiten Ausgabe (1790—92) in den Anmerkungen am Schluß des Bandes.

*) Ich muß hier melden, daß in der ganzen Geschichte ein alter angesehener Einwohner von Bonnal redend eingeführt wird.

Gertrud sah die nahe Gefahr und war davon in ihrem Innersten durchdrungen. Wenn sie Gras von ihrer Wiese holte, wenn sie Heu von ihrer Bühne[1] nahm, wenn sie die Milch in ihren reinlichen Becken besorgte — ach! bei allem, bei allem ängstigte sie immer der Gedanke, daß ihre Wiese, ihr Heustock[1] und ihre halbe Hütte ihnen bald werde entrissen werden; und wenn ihre Kinder um sie her stunden und sich an ihren Schoß drängten, so war ihre Wehmut immer noch größer; allemal flossen dann Tränen über ihre Wangen.

Bis jetzt konnte sie zwar ihr stilles Weinen vor den Kindern verbergen; aber am Mittwoch vor der letzten Ostern, da ihr Mann auch gar zu lang nicht heim kam, war ihr Schmerz zu mächtig, und die Kinder bemerkten ihre Tränen. Ach Mutter, riefen sie alle aus einem Munde, du weinest, und drängten sich enger an ihren Schoß. Angst und Sorge zeigten sich in jeder Gebärde. Banges Schluchzen, tiefes, niedergeschlagenes Staunen[2] und stille Tränen umringten die Mutter, und selbst der Säugling auf ihrem Arme verriet ein bisher ihm fremdes Schmerzensgefühl. Sein erster Ausdruck von Sorge und von Angst, sein starres Auge, das zum erstenmale ohne Lächeln hart und steif[3] und bang nach ihr blickte, alles dieses brach ihr gänzlich das Herz. Ihre Klagen brachen jetzt in lautem Schreien aus, und alle Kinder und der Säugling weinten mit der Mutter, und es war ein entsetzliches Jammergeschrei, als eben Lienhard die Türe eröffnete.

Gertrud lag mit ihrem Antlitz auf ihrem Bette, hörte das Öffnen der Türe nicht und sah nicht den kommenden Vater. Auch die Kinder wurden seiner nicht gewahr; sie sahn nur die jammernde Mutter und hingen an ihren Armen, an ihrem Hals und an ihren Kleidern. So fand sie Lienhard.

Gott im Himmel sieht die Tränen der Elenden und setzt ihrem Jammer ein Ziel. Gertrud fand in ihren Tränen Gottes Erbarmen. Gottes Erbarmen führte den Lienhard zu diesem Anblick, der seine Seele durchdrang, daß seine Glieder bebeten. Todesblässe stieg in sein Antlitz, und schnell

und gebrochen konnte er kaum sagen: Herr Jesus, was ist das? Da erst sah ihn die Mutter, da erst sahn ihn die Kinder, und der laute Ausbruch der Klage verlor sich. O Mutter, der Vater ist da! riefen die Kinder aus einem Munde, und selbst der Säugling weinte nicht mehr. So wie wenn ein Waldbach oder eine verheerende Flamme nun nachläßt, so verliert sich auch das wilde Entsetzen und wird stille, bedächtliche Sorge.

Gertrud liebte den Lienhard, und seine Gegenwart war ihr auch im tiefsten Jammer Erquickung, und auch Lienharden verließ jetzt das erste bange Entsetzen. Was ist, Gertrud, sagte er zu ihr, dieser erschreckliche Jammer, in dem ich dich antraf? O mein Lieber, erwiderte Gertrud, finstre Sorgen umhüllen mein Herz, und wenn du weg bist, so nagt mich mein Kummer noch tiefer. Gertrud, erwiderte Lienhard, ich weiß, was du weinest . . . ich Elender! Da entfernte Gertrud ihre Kinder, und Lienhard hüllte sein Antlitz in ihren Schoß und konnte nicht reden. Auch Gertrud schwieg eine Weile und lehnte sich in stiller Wehmut an ihren Mann, der immer mehr weinte und schluchzte und sich ängstigte auf ihrem Schoße.

Indessen sammelte Gertrud alle ihre Stärke und faßte Mut, nun an ihn zu dringen, daß er seine Kinder nicht ferner diesem Unglück und Elend aussetzte. Gertrud war fromm und glaubte an Gott, und ehe sie redete, betete sie still für ihren Mann und für ihre Kinder, und ihr Herz ward sichtbarlich heiterer. Da sagte sie: Lienhard, trau auf Gottes Erbarmen, und fasse doch Mut, ganz recht zu tun! — O Gertrud, Gertrud! sagte Lienhard und weinte, und seine Tränen flossen in Strömen. O mein Lieber, fasse Mut, sagte Gertrud, und glaube an deinen Vater im Himmel, so wird alles wieder besser gehen. Es gehet mir ans Herz, daß ich dich weinen mache. Mein Lieber, ich wollte dir gern jeden Kummer verschweigen. Du weißt, an deiner Seite sättigt mich Wasser und Brot, und die stille Mitternachtsstunde ist mir viel und oft frohe Arbeitsstunde, für dich und meine Kinder. Aber,

mein Lieber, wenn ich dir meine Sorgen verhehlte, daß ich mich noch einst von dir und diesen Lieben trennen müßte, so wär ich nicht Mutter an meinen Kindern, und an dir wär ich nicht treu. O Teurer, noch sind unsere Kinder voll Dank und Liebe gegen uns; aber, mein Lienhard, wenn wir nicht Eltern bleiben, so wird ihre Liebe und ihre gute Herzlichkeit, auf die ich alles baue, notwendig verloren gehn müssen. Und dann denke, o Lieber, denk auch, wie dir sein müßte, wenn dein Niklas einst keine Hütte mehr hätte und Knecht sein müßte, er, der jetzo schon so gern von Freiheit und eigenem Herde redet; Lienhard, wenn er und alle die Lieben, durch unsern Fehler arm gemacht, einst in ihrem Herzen uns nicht mehr dankten, sondern weinten ob uns, ihren Eltern, könntest du leben, Lienhard, und sehen, wie dein Niklas, dein Jonas, wie dein Liseli (Lise) und dein Anneli (Enne)*) o Gott! verschnupft an fremden Tischen Brot suchen müßten? Ich würde sterben, wenn ich das sehen müßte. So sagte Gertrud, und Tränen flossen von ihren Wangen.

Und Lienhard weinte nicht minder. Was soll ich tun, ich Unglücklicher? was kann ich machen? Ich bin noch elender, als du weißt — o Gertrud, Gertrud! Dann schwieg er wieder, rang seine Hände und weinte lautes Entsetzen. — O Lieber, verzage nicht an Gottes Erbarmen! O Teurer, was es auch sein mag, rede, daß wir uns helfen und raten! — O Gertrud, Gertrud, es bricht mir das Herz, dir mein Elend zu sagen und deine Sorgen zu vergrößern, und doch muß ich es tun. Ich bin Hummel, dem Vogt**), noch dreißig Gulden schuldig, und der ist ein Hund und kein Mensch gegen die, so ihm schuldig sind. Ach, daß ich ihn in meinem Leben nie ge-

---

*) Diese Geschichte ist schweizerisch. Die Szene davon ist in der Schweiz, und ihre Helden sind Schweizer. Man hat deshalb die schweizerischen Namen beibehalten, und sogar schweizerische Provinzialworte, wie z. E. verschupfen, welches den Fall bedeutet, da ein Mensch von einem Orte zum andern mit einer Art von Drucke und von Verachtung verstoßen wird.

**) Vogt ist in der Schweiz, was in Deutschland der Schulz im Dorfe ist.

sehen hätte! Wenn ich nicht bei ihm einkehre, so droht er mir mit den Rechten, und wenn ich einkehre, so ist der Lohn meines Schweißes und meiner Arbeit in seinen Klauen. Das, Gertrud, das ist die Quelle unsres Elends.

O Lieber, sagte hierauf Gertrud, darfst[4] du nicht zu Arner, dem Landesvater, gehen? Du weißt, wie alle Witwen und Waisen sich seiner rühmen. O Lieber, ich denke, er würde dir Rat und Schutz gewähren gegen diesen Mann.

O Gertrud, erwiderte Lienhard, ich kann nicht, ich darf nicht. Was wollte ich gegen den Vogt sagen, der tausenderlei anbringt und kühn ist und schlau und hundert Helfershelfer und Wege hat, einen armen Mann vor der Obrigkeit zu verschreien, daß man ihn nicht anhört?

Gertrud. O Lieber, ich habe noch mit keiner Obrigkeit geredet; aber wenn Not und Elend mich zu ihr führten, ich weiß, ich würde die Wahrheit gerade gegen jedermann sagen können. O Teurer, fürchte dich nicht! Denke an mich und deine Kinder und gehe!

O Gertrud, sagte Lienhard, ich kann nicht, ich darf nicht, ich bin nicht unschuldig. Der Vogt wird sich kaltblütig aufs ganze Dorf berufen, daß ich ein liederlicher Tropf bin. O Gertrud, ich bin nicht unschuldig. Was will ich sagen? Niemand wird ihn vor den Kopf stoßen und aussagen, daß er mich zu allem verleitet hat. O Gertrud, könnt' ich's, dürft' ich's, wie gerne wollt' ich's! Aber tät' ich's und mißläng's, denk, wie würde er sich rächen!

Gertrud. Aber auch wenn du schweigst, richtet er dich unausweichlich zu Grunde. Lienhard, denk an deine Kinder und gehe! Diese Unruhe unsres Herzens muß enden! Gehe, oder ich gehe.

Lienhard. O Gertrud, ich darf nicht! Darfst du's, ach Gott, Gertrud, ach Gott, darfst du's, so gehe schnell hin zu Arner und sag ihm alles!

Ja, ich will gehen, sagt Gertrud, und schlief keine Stunde in der Nacht; aber sie betete in der schlaflosen Nacht, und

ward immer stärker und entschlossener, zu gehen zu Arner, dem Herrn des Orts.

Und am frühen Morgen nahm sie den Säugling, der wie eine Rose blühete, und ging zwei Stunden weit zum Schlosse des Junkers.

Arner saß eben bei seiner Linde vor der Pforte des Schlosses, als Gertrud sich ihm nahete. Er sah sie, er sah den Säugling auf ihrem Arme, und Wehmut und Leiden und getrocknete Zähren auf ihrem Antlitz. Was willst du, meine Tochter? Wer bist du? sagte er so liebreich, daß sie Mut fassete zu reden. Ich bin Gertrud, sagte sie, das Weib des Maurer Lienhards von Bonnal. — Du bist ein braves Weib, sagte Arner. Ich habe deine Kinder vor allen andern im Dorf ausgezeichnet; sie sind sittsamer und bescheidener, als alle übrigen Kinder, und sie scheinen besser genährt; und doch, höre ich, seid ihr sehr arm. Was willst du, meine Tochter? — O gnädiger Herr, mein Mann ist längst dem Vogt Hummel dreißig Gulden schuldig, und das ist ein harter Mann. Er verführt ihn zum Spiel und zu aller Verschwendung; und da er ihn fürchten muß, so darf er sein Wirtshaus nicht meiden, wenn er schon fast alle Tage sein Verdienst und das Brot seiner Kinder darin zurücklassen muß. Gnädiger Herr, es sind sieben unerzogene Kinder. Und ohne Hülf und ohne Rat gegen den Vogt ist's unmöglich, daß wir nicht an Bettelstab geraten. Und ich weiß, daß Sie sich der Witwen und der Waisen erbarmen, und darum durfte ich es wagen, zu Ihnen zu gehn und Ihnen unser Unglück zu sagen. Ich habe aller meiner Kinder Spargeld bei mir, in der Absicht, es Ihnen zu hinterlegen, damit ich Sie bitten dürfe, Verfügungen zu treffen, daß der Vogt meinen Mann, bis er bezahlt sein wird, nicht mehr drängen und plagen dürfe.

Arner hatte längst einen Verdacht auf Hummel. Er erkannte sogleich die Wahrheit dieser Klage und die Weisheit der Bitte. Er nahm eine Schale Tee, die vor ihm stund, und sagte: Du bist nüchtern, Gertrud, trink diesen Tee und gib deinem schönen Kind von dieser Milch.

Errötend stand Gertrud da. Diese Vatergüte ging ihr ans Herz, daß sie ihre Tränen nicht halten konnte.

Und Arner ließ sie jetzt die Taten des Vogts und seiner Mitgesellen und die Not und die Sorgen vieler Jahre erzählen, hörte aufmerksam zu, und einmal fragte er sie: Wie hast du, Gertrud, das Spargeld deiner Kinder retten können in aller dieser Not? Da antwortete Gertrud: Das war wohl schwer, gnädiger Herr, aber es mußte mir sein, als ob das Geld nicht mein wäre, als ob es ein Sterbender mir auf seinem Todbette gegeben hätte, daß ich es seinen Kindern aufbehalten sollte. So, fast ganz so sah ich es an. Wenn ich zu Zeiten in der dringendsten Not den Kindern Brot daraus kaufen mußte, so ruhete ich nicht, bis ich mit Nachtarbeit wieder so viel nebenhin erspart und den Kindern wieder erstattet hätte.

War das allemal wieder möglich, Gertrud? fragt Arner. O gnädiger Herr, wenn der Mensch sich etwas fest vornimmt, so ist ihm mehr möglich, als man glaubt, und Gott hilft im äußersten Elend, wenn man redlich für Not und Brot arbeitet, gnädiger Herr, mehr, als Sie es in Ihrer Herrlichkeit glauben und begreifen können.

Arner war durch und durch von der Unschuld und von der Tugend dieses Weibes gerührt, fragte aber immer noch mehr und sagte: Gertrud, wo hast du dieses Spargeld? Da legte Gertrud sieben reinliche Päckchen auf Arners Tisch, und bei jedem Päckchen lag ein Zettel, von wem alles wäre; und wenn Gertrud etwas davon genommen hatte, so stand es aufgeschrieben, und wie sie es wieder zugelegt hätte. Arner las diese Zettel aufmerksam durch. Gertrud sah's und errötete. „Ich habe diese Papiere wegnehmen sollen, gnädiger Herr.“ Arner lächelte und las fort; aber Gertrud stand beschämt da, und sichtbarlich pochte ihr Herz ob diesen Zetteln; denn sie war bescheiden und demütig und grämte sich auch über den mindesten Anschein von Eitelkeit.

Arner sah ihre Unruhe, daß sie die Zettel nicht beiseits gelegt hatte, und er fühlte die reine Höhe der Unschuld, die

beschämt dasteht, wenn ihre Tugend und ihre Weisheit bemerkt wird, und beschloß, dem Weib mehr, als es bat und hoffete, Gnade zu erweisen; denn er fühlte ihren Wert, und daß unter tausenden kein Weib ihr gleich käme. Er legte jetzt einem jeden Päckchen etwas bei, und sagte: Bring deinen Kindern ihr Spargeld wieder, Gertrud, und ich lege aus meiner Börse dreißig Gulden beiseits für den Vogt, bis er bezahlt ist. Gehe nun heim, Gertrud; morgen werde ich ohnedies in dein Dorf kommen, und da werde ich dir Ruhe schaffen vor dem Hummel.

Gertrud konnte vor Freuden nicht reden; kaum brachte sie stammelnd ein gebrochenes, schluchzendes „Gott lohne es Ihnen, gnädiger Herr!" hervor. Und nun ging sie mit ihrem Säugling und mit ihrem Trost in ihres Mannes Arme. Sie eilete, betete und dankte Gott auf dem langen Wege und weinte Tränen des Danks und der Hoffnung, bis sie in ihrer Hütte war.

Lienhard sah sie kommen, und sah den Trost ihres Herzens in ihren Augen. Bist du schon wieder da? rief er ihr entgegen. Es ist dir wohl gegangen bei Arner. — Wie weißt du's schon? sagte Gertrud. Ich sehe dir's an, du Gute; du kannst dich nicht verstellen. — Das kann ich nicht, sagte Gertrud, und ich möcht es nicht, wenn ich's auch könnte, dir die gute Botschaft einen Augenblick vorenthalten, Lienhard! Da erzählte sie ihm die Güte des Vater Arners, wie er ihren Worten glaubte, und wie er ihr Hülfe versprach. Dann gab sie den Kindern des Arners Geschenke und küßte ein jedes wärmer und heiterer, als es schon lange geschehen war, und sagte ihnen: Betet alle Tage, daß es Arner wohl gehe, Kinder, wie ihr betet, daß es mir und dem Vater wohl gehe. Arner sorgt, daß es allen Leuten im Lande wohl gehe; er sorgt, daß es euch wohl gehe; und wenn ihr brav, verständig und arbeitsam sein werdet, so werdet ihr ihm lieb sein, wie ihr mir und dem Vater lieb seid.

Von dieser Zeit an beteten die Kinder des Maurers,

wenn sie am Morgen und Abend für ihren Vater und Mutter beteten, auch für Arner, den Vater des Landes.

Gertrud und Lienhard faßten nun neue Entschlüsse für die Ordnung ihres Hauses und für die Bildung ihrer Kinder zu allem Guten, und dieser Tag war ihnen ein seliger Festtag. Lienhards Mut stärkte sich wieder, und am Abend machte Gertrud ihm ein Essen, das er liebte, und sie freueten sich beide des kommenden Morgens, der Hülfe Arners und der Güte ihres Vaters.

Auch Arner sehnete sich nach dem kommenden Morgen, eine Tat zu tun, wie er tausende tat, um seinem Dasein einen Wert zu geben. —

Er bestellt den Lienhard aufs Schloß, um mit ihm das Nötige wegen des Kirchbaus zu besprechen.

Der Maurer Lienhard, der am Morgen früh ins Schloß gegangen war, war nun auch wieder zurück und bei seiner Frau. Diese hatte geeilt, ihre Samstagsarbeit zu vollenden, ehe ihr Mann wieder zurückkäme. Sie hatte die Kinder gekämmt, ihnen die Haare geflochten, ihre Kleider durchgesehn, die kleine Stube gereiniget und während der Arbeit ihre Lieben ein Lied gelehrt. Das müßt ihr dem lieben Vater singen, wenn er heimkommen wird, sagte sie den Kindern, und die Kinder lernten gern, was den Vater freuen würde, wenn er heim käme. Mitten in ihrer Arbeit, ohne Müh, ohne Versäumnis, ohne Buch sangen sie es der Mutter nach, bis sie es konnten. Und da der Vater jetzt heimkam, grüßte ihn die Mutter, und sang dann, und alle Kinder sangen mit ihr[5]:

Der du von dem Himmel bist,
Kummer, Leid und Schmerzen stillest;
Den, der doppelt elend ist,
Doppelt mit Erquickung füllest:
Ach, ich bin des Umtriebs müde,*)
Bangen Schmerzens, wilder Lust.
Süßer Friede!
Komm, ach, komm in meine Brust.

---

*) Müde von Unruhe und Begierden, von Hoffnung und Sorgen, immer ohne feste innere Zufriedenheit umhergetrieben zu werden.

Eine Träne schoß Lienhard ins Auge, da die Mutter und die Kinder alle so heiter und ruhig ihm entgegen sangen. Daß euch Gott segne, ihr Lieben! daß dich Gott segne, du Liebe! sagte er mit inniger Bewegung zu ihnen. Lieber! antwortete Gertrud, die Erde ist ein Himmel, wenn man Frieden sucht, recht tut und wenig wünscht. Lienhard. Wenn ich eine Stunde diesen Himmel des Lebens, den Frieden im Herzen genießen werde, so hast du mir ihn gegeben. Bis in Tod will ich dir danken, daß du mich rettetest, und diese Kinder werden's dir danken, wenn du einst gestorben sein wirst. O Kinder, tut doch immer recht und folget eurer Mutter, so wird's euch wohl gehen! Gertrud. Du bist doch auch gar herzlich heute. Lienhard. Es ist mir auch gut gegangen bei Arner. Gertrud. Ach, gottlob, mein Lieber! Lienhard. Das ist doch auch ein Mann, der seinesgleichen nicht hat. Frau, daß ich doch auch so ein Kind war und nicht zu ihm gehn durfte! Gertrud. Daß wir immer auch so hintennach klug werden, mein Lieber! Aber erzähle du mir auch, wie es dir bei ihm ergangen ist. (Sie setzt sich neben ihn hin, nimmt einen Strumpf zum Stricken in die Hand, und er sagt hierauf zu ihr:) Wenn du dich so setzest, wie am Sonntag abends zu deiner Bibel, so werde ich dir wohl viel erzählen müssen. Gertr. Alles, alles, du Lieber, mußt du mir erzählen. Lienh. Ja, ich werde jetzt noch so alles wissen! Aber aha, mein Drutscheli! es ist Samstag, du hast nicht so gar lang Zeit. Gertrud lacht: Tu deine Augen auf! Lienhard sieht sich um: Aha, bist du schon fertig? Lise (zwischenein). Sie hat recht geeilt, Vater. Ich und Enne, wir halfen ihr aufräumen. Ist das nicht recht? — Wohl, es ist mehr als recht, antwortete der Vater. Aber fang jetzt einmal an zu erzählen, sagte Gertrud. Und Lienhard: Arner frug mich sogar meines Vaters Namen und die Gasse, wo ich wohne, und das Numero meines Hauses. Gertr. O du erzählest nicht recht, Lienhard! Ich weiß, er hat nicht so angefangen. Lienh. Warum das nicht, du Schnabel? Wie denn anders? Gertr. Du hast ihn zuerst gegrüßt, und

er hat dann gedankt. Wie habt ihr das gemacht? Lienh. Du Herzli! du hast doch recht; ich habe nicht von vorne angefangen. Gertr. Gelt, Lieni? Lienh. Nun, er frug mich, sobald er mich sah, ob ich ihn nicht mehr fürchtete. Ich bückte mich so tief und so gut ich konnte, und sagte: Verzeih er mir, gnädiger Herr! Er lachte und ließ mir gleich einen Krug Wein vorsetzen. Gertr. Nun, das ist doch wirklich ein ganz andrer Anfang. Warst du fein bald fertig mit dem Krug? Ohne Zweifel. Lienh. Nein, Frau; ich tat so züchtig wie eine Braut, und ich wollte ihn nicht anrühren; aber er verstand's anders. Ich weiß wohl, daß du den Wein auch kennest; schenk dir nur ein, sagte er. Ich tat sachte, was er sagte, trank eins auf sein Wohlsein; aber er sah mich so steif an, daß mir das Glas am Mund zitterte. Gertr. Das gute Gewissen, Lieni, das kam dir eben jetzt in die Finger. Aber du hast dich doch wieder vom Schrecken erholt? Lienh. Ja, und das recht bald. Er war gar liebreich und sagte: Es ist ganz natürlich, daß ein Mann, der stark arbeitet, gern ein Glas Wein trinkt. Es ist ihm auch wohl zu gönnen. Aber das ist ein Unglück, wenn einer, anstatt sich mit einem Glas Wein zu erquicken, beim Wein ein Narr wird und nicht mehr an Weib und Kind denkt und an seine alten Tage; das ist ein Unglück, Lienhard! Frau, es ging mir ein Stich ins Herz, als er das sagte. Doch faßte ich mich und antwortete: ich wäre in so unglückliche Umstände verwickelt gewesen, daß ich mir in Gottes Namen nicht mehr zu helfen gewußt hätte, und ich hätte, weiß Gott, in der Zeit kein Glas Wein mit einem freudigen Herzen getrunken. Gertr. Hast du doch das herausbringen können? Lienh. Wenn er nicht so liebreich gewesen wäre, ich hätt es gewiß nicht gekonnt. Gertr. Was sagte er noch weiter? Lienh. Es sei ein Unglück, daß die meisten Armen in ihrer Not mit Leuten anbinden, die sie fliehen sollten, wie die Pest. Ich mußte einmal jetzt seufzen. Ich glaube, er merkte es, denn er fuhr wie mitleidig fort: Wenn man es den guten Leuten nur auch beibringen könnte, ehe sie es mit ihrem Schaden lernen! Der Arme ist

schon halb errettet, wenn er nur keinem Blutsauger unter die Klauen fällt. Bald hernach fing er wieder an und sagte: Es geht mir ans Herz, wenn ich denke, wie viel Arme sich oft im abscheulichsten Elend aufzehren, und nicht den Verstand und das Herz haben, ihre Umstände an einem Ort zu entdecken, wo man ihnen herzlich gerne helfen würde, wenn man nur auch recht wüßte, wie sich die Sachen verhalten. Es ist vor Gott nicht zu verantworten, wie du dich Jahr und Tag vom Vogt hast herumschleppen lassen, und wie du Weib und Kind so in Unruhe und Gefahr setzen konntest, ohne auch nur ein einzig Mal mich um Rat und Hülfe zu bitten. Maurer, denk nur auch, wenn deine Frau nicht mehr Herz und Verstand gehabt hätte, als du, wo es am Ende mit deinen Sachen hinausgelaufen wäre! Gertr. Das alles hat er gesagt, ehe er dem Hausnumero nachgefragt hat? Lienh. Du hörst es ja wohl. Gertr. Du hast mir's mit Fleiß nicht sagen wollen, du! Lienh. Es wäre, denk ich wohl, das gescheiteste gewesen. Du wirst mir sonst noch gar zu stolz, daß du so viel Herz gehabt hast. Gertr. Meinst du's, Hausmeister? Ja, ja, einmal auf diesen Streich werde ich mir etwas einbilden, so lang ich leben werde und so lang er uns wohl tun wird. Aber was sagte Arner noch weiter? Lienh. Er nahm mich wegen dem Bau ins Examen. Es war gut, daß ich noch nicht alles vergessen hatte. Ich mußte ihm alles beim Klafter ausrechnen und die Fuhren von Kalk und Sand und Steinen aufs Pünktchen ausspitzen. Gertr. Bist du um keine Nulle verirrt im Rechnen? Lienh. Nein, dasmal nicht, du Liebe. Gertr. Gottlob! Lienh. Ja wohl, gottlob! Gertr. Ist jetzt alles in der Ordnung? Lienh. Ja, recht schön ist's in der Ordnung. Rate, wie viel hat er mir vorgeschossen? (Er klingelt mit den Talern im Sack und sagt:) Gelt, es ist lang, daß ich nicht so geklingelt habe? Gertrud seufzt. Lienh. Seufze du jetzt nicht, du Liebe! Wir wollen hausen und sparen, und wir werden jetzt gewiß nicht mehr in die alte Not kommen. Gertr. Ja, Gott im Himmel hat uns geholfen. Lienh. Und noch mehr Leuten im Dorf

mit uns. Denk, er hat zehn arme Hausväter, die gewiß alle sehr in der Not waren, zu Taglöhnern bei diesem Bau angenommen, und er gibt jedem des Tags 25 Kreuzer. Du Liebe, du hättest sehn sollen, mit was für Sorgfalt er die Leute ausgewählt hat. Gertr. O sag mir doch das recht! Lienh. Ja, wenn ich's jetzt noch so wüßte. Gertr. Besinne dich ein wenig. Lienh. Nun denn: Er fragte allen armen Hausvätern nach, wie viel Kinder sie hätten, wie groß diese wären, was für Verdienst und Hülfe sie hätten. Dann suchte er die verdienstlosesten und die, welche am meisten unerzogene Kinder hatten, daraus, und sagte zweimal zu mir: Wenn du jemand kennst, der wie du im Drucke ist, so sag es mir. Ich nannte vor allen aus den Hübel-Rudi, und der hat jetzt für ein Jahr gewiß Verdienst. Gertr. Es ist brav, daß du dem Rudi deine Erdäpfel nicht hast entgelten lassen. Lienh. Ich könnte keinem Armen nichts nachtragen, Frau, und diese Haushaltung ist erschrecklich elend. Ich habe den Rudeli erst vor ein paar Tagen wieder bei der Grube angetroffen, und ich tat, als ob ich ihn nicht sähe. Es ging mir ans Herz; er sieht aus wie Teurung und Hunger, und wir hatten doch in Gottes Namen zuletzt noch immer zu essen. Gertr. Das ist wohl gut, du Lieber. Aber Stehlen hilft nicht im Elend, und der Arme, der's tut, kommt dadurch nur gedoppelt in die Not. Lienh. Freilich; aber beim nagenden Hunger Eßwaren vor sich sehen und wissen, wie viel davon in den Gruben verfaulen muß, und wie selber alles Vieh davon genug hat, und sie dann doch liegen lassen und sie nicht anrühren: o Liebe, wie viel braucht's dazu! Gertr. Es ist gewiß schwer; aber gewiß muß der Arme es können, oder er ist unausweichlich höchst unglücklich. Lienh. O Liebe, wer würde in seinem Fall es tun? Wer will's von ihm fordern? Gertr. Gott, der's vom Armen fordert, gibt ihm Kraft, es zu tun, und bildet ihn durch den Zwang, durch die Not und durch die vielen Leiden seiner Umstände zu der großen Überwindung, zu der er aufgefordert ist. Glaube mir, Lienert, Gott hilft dem Armen so im Ver-

borgenen und gibt ihm Stärke und Verstand, zu tragen, zu leiden und auszuhalten, was schier unglaublich scheint. Wenn's dann durchgestritten, wenn das gute Gewissen bewahrt ist, Lienert, dann ist ihm himmelwohl, viel besser als allen, die nicht Anlaß hatten, so viel zu überwinden. Lienh. Ich weiß es, Gertrud, an dir weiß ich's. Ich bin auch nicht blind. Ich sah es oft, wie du in der größesten Not auf Gott trautest und zufrieden warst. Aber wenig Menschen sind im Elend, wie du, und viele sind, wie ich, bei dem Drang der Not und des Elends sehr schwach. Darum denke ich immer, man sollte mehr tun, um allen Armen Arbeit und Brot zu verschaffen; ich glaube, sie würden dann alle auch besser sein, als sie in der Verwirrung ihrer Not und ihres vielen Jammers jetzo sind. Gertr. O Lieber, das ist bei weitem nicht so. Wenn es nichts als Arbeit und Verdienst brauchte, die Armen glücklich zu machen, so würde bald geholfen sein. Aber das ist nicht so. Bei Reichen und bei Armen muß das Herz in Ordnung sein, wenn sie glücklich sein sollen, und zu diesem Zweck kommen die weit mehrern Menschen eher durch Not und Sorgen, als durch Ruhe und Freuden. Gott würde uns sonst wohl gerne lauter Freude gönnen. Da aber die Menschen Glück und Ruhe und Freuden nur alsdann ertragen können, wenn ihr Herz zu vielen Überwindungen gebildet, standhaft, stark, geduldig und weise ist, so ist offenbar notwendig, daß viel Elend und Not in der Welt sein muß; denn ohne das kommt bei wenigen Menschen das Herz in Ordnung und zur innern Ruhe. Und wo das mangelt, so ist's gleichviel, der Mensch mag Arbeit haben oder nicht, er mag Überfluß haben oder nicht. Der reiche alte Meyer hat, was er will, und steckt alle Tage im Wirtshause. Dabei aber ist er nicht glücklicher als der arme Wächter, der's nicht hat, und ob er gleich auch alle Tage dürstet, dennoch nur dann und wann ein Glas Wein in seinem Winkel findet.

Arner hat dem Vogt die Liste der Tagelöhner, die am Bau mitarbeiten sollen, übersandt, damit er es ihnen anzeige. Der Vogt geht zuerst zum Rudi.[6]

Der Hübelrudi saß eben bei seinen vier Kindern. Vor drei Monaten war ihm seine Frau gestorben, und jetzt lag seine Mutter sterbend auf einem Strohsack und sagte zu Rudi: Suche mir doch nach Mittag etwas Laub in meine Decke, ich friere. O Mutter, sobald das Feuer im Ofen verloschen sein wird, will ich gehen. Die Mutter. Hast du auch noch Holz, Rudi? Ich denke wohl, nein; du kannst nicht in den Wald von mir und den Kindern weg. O Rudi, ach, ich bin dir zur Last! Rudi. O Mutter, Mutter, sag doch das nicht, du bist mir nicht zur Last. Mein Gott, mein Gott, könnte ich dir nur auch, was du nötig hast, geben! Du dürstest, du hungerst, und klagst nicht. Das geht mir ans Herz, Mutter! Die Mutter. Gräme dich nicht, Rudi! Meine Schmerzen sind, gottlob, nicht groß, und Gott wird bald helfen, und mein Segen wird dir lohnen, was du mir tust. Rudi. O Mutter, noch nie tat mir meine Armut so weh, als jetzt, da ich dir nichts geben und nichts tun kann. Ach Gott! So krank und elend leidest du und trägst du meinen Mangel! Die Mutter. Wenn man seinem Ende nahe ist, so braucht man wenig mehr auf Erden, und was man braucht, gibt der Vater im Himmel. Ich danke ihm, Rudi; er stärkt mich in meiner nahen Stunde. Rudi (in Tränen). Meinst du denn, Mutter, du erholest dich nicht wieder? Die Mutter. Nein, Rudi, gewiß nicht. Rudi. O mein Gott! Die Mutter. Tröste dich, Rudi! Ich gehe ins bessere Leben. Rudi (schluchzend). O Gott! Die Mutter. Tröste dich, Rudi! Du warst die Freude meiner Jugend und der Trost meines Alters. Und nun danke ich Gott: deine Hände werden jetzt bald meine Augen schließen, dann werde ich zu Gott kommen, und ich will für dich beten, und es wird dir wohl gehen ewiglich. Denk an mich, Rudi! Alles Leiden und aller Jammer dieses Lebens, wenn sie überstanden sind, machen einem nur wohl. Mich tröstet und mir ist wie heilig alles, was ich überstanden habe, so gut als alle Lust und Freude des Lebens. Ich danke Gott für diese frohe Erquickung der Tage meiner Kindheit; aber wenn

die Frucht des Lebens im Herbst reifet, und wenn der Baum sich zum Schlafe des Winters entblättert, dann ist das Leiden des Lebens ihm heilig, und die Freuden des Lebens sind ihm nur ein Traum. Denk an mich, Rudi! Es wird dir wohl gehen bei allem deinem Leiden. Rudi. O Mutter! Liebe Mutter! Die Mutter. Aber jetzt noch eins, Rudi! Rudi. Was, Mutter? Die Mutter. Es liegt mir seit gestern wie ein Stein auf dem Herzen. Ich muß dir's sagen. Rudi. Was ist's denn, liebe Mutter? Die Mutter. Ich sah gestern, daß sich der Rudeli hinter meinem Bette versteckte und gebratene Erdäpfel aus seinem Sack aß. Er gab auch seinen Geschwistern, und auch sie aßen verstohlen. Rudi, diese Erdäpfel sind nicht unser; sonst würde der Junge sie auf den Tisch geworfen und seinen Geschwistern laut gerufen haben; ach, er würde auch mir einen gebracht haben, wie er's tausendmal tat. Es ging mir allemal ans Herz, wenn er so mit etwas auf den Händen zu mir sprang und so herzlich zu mir sagte: Iß auch, Großmutter! O Rudi, wenn dieser Herzensjunge ein Dieb werden sollte! O Rudi, wie mir dieser Gedanke seit gestern so schwer macht! Wo ist er? Bring mir ihn; ich will mit ihm reden. Rudi. O ich Elender! Er läuft geschwind, sucht den Knaben und bringt ihn der Mutter ans Bett. Die Mutter setzt sich mühselig zum letztenmal auf, kehrt sich gegen den Knaben, nimmt seine beiden Hände in ihre Arme und senkt das schwache, sterbende Haupt hinab auf den Knaben. Der Kleine weint laut: Großmutter, was willst du? Du stirbst doch nicht? Ach, stirb doch nicht, Großmutter! Sie antwortete gebrochen: Ja, Rudeli, ich werde gewiß bald sterben. — Jesus, ach mein Gott! Stirb doch nicht, Großmutter! sagt der Kleine. Die Kranke verliert den Atem und muß sich niederlegen. Der Knab und sein Vater zerfließen in Tränen. Sie erholt sich aber bald wieder und sagt: Es ist mir schon wieder besser, da ich jetzt liege. Und der Rudeli: Du stirbst doch jetzt nicht mehr, Großmutter? Die Mutter. Tu doch nicht so, du Lieber! Ich sterbe ja gern, und werde dann auch zu einem

lieben Vater kommen. Wenn du wüßtest, Rudeli, wie es mich freut, daß ich bald zu ihm kommen soll, du würdest dich nicht so betrüben. Rudeli. Ich will mit dir sterben, Großmutter, wenn du stirbst. Die Mutter. Nein, Rudeli, du wirst nicht mit mir sterben, du wirst, will's Gott, noch lang leben und brav werden und, wenn einst dein Vater alt und schwach sein wird, seine Hülfe und sein Trost sein. Gelt, Rudeli, du willst ihm folgen und brav werden und recht tun? Versprich mir's, du Lieber! Rudeli. Ja, Großmutter! Ich will gewiß recht tun und ihm folgen. Die Mutter. Rudeli, der Vater im Himmel, zu dem ich jetzt bald kommen werde, sieht und hört alles, was wir tun und was wir versprechen. Gelt, Rudeli, du weißt das, und du glaubst es? Rudeli. Ja Großmutter, ich weiß es und glaube es. Die Mutter. Aber warum hast du denn doch gestern hinter meinem Bette verstohlen Erdäpfel gegessen? Rudeli. Verzeih mir's doch Großmutter, ich will's nicht mehr tun. Verzeih mir's doch! Ich will's gewiß nicht mehr tun, Großmutter. Die Mutter. Hast du sie gestohlen? Rudeli (schluchzend). J—j—ja, Großmutter! Die Mutter. Wem hast du sie gestohlen? Rudeli. Dem Mau—Mau—Maurer. Die Mutter. Du mußt zu ihm gehen, Rudeli, und ihn bitten, daß er dir verzeihe. Rudeli. Großmutter, um Gottes willen, ich darf nicht! Die Mutter. Du mußt, Rudeli, damit du es ein andermal nicht mehr tust. Ohne Widerrede mußt du gehen. Und um Gottes willen, mein Lieber, wenn dich schon hungert, nimm doch nichts mehr! Gott verläßt Niemand; er gibt allemal wieder. O Rudeli, wenn dich schon hungert, wenn du schon nichts hast und nichts weißt, traue auf deinen lieben Gott und stiehl nicht mehr! Rudeli. Großmutter, Großmutter, ich will gewiß nicht mehr stehlen, wenn mich schon hungert; ich will nicht mehr stehlen! Die Mutter. Nun so segne dich denn mein Gott, auf den ich hoffe, und er bewahre dich, du Lieber! Sie drückt ihn an ihr Herz, weinet und sagt dann: Du mußt jetzt zum Maurer gehen und ihn um Verzeihung bitten. Rudi, gehe doch auch

mit ihm, und sag des Maurers, daß auch ich sie um Verzeihung bitte, und daß es mir leid sei, daß ich ihnen die Erdäpfel nicht zurückgeben könne; sage ihnen, ich wollte Gott für sie bitten, daß er ihnen ihr Übriges segne. Es tut mir so wehe; sie haben das Ihrige auch so nötig, und wenn die Frau nicht so Tag und Nacht arbeitete, sie könnten's bei ihrer großen Haushaltung fast nicht ermachen. Rudi, du arbeitest ihm gern ein paar Tage dafür, daß er das Seinige wieder erhalte. Rudi. Ach mein Gott! Von Herzen gern, meine liebe Mutter!

Da er eben das sagte, klopfte der Vogt ans Fenster. Und die Kranke erkannte ihn an seinem Husten und sagte: O Gott, Rudi, es ist der Vogt. Gewiß sind das Brot und der Anken[7], wovon du mir Suppen kochest, noch nicht bezahlt. Rudi. Um Gottes willen, bekümmere dich nicht, Mutter! Es ist nichts daran gelegen. Ich will ihm arbeiten und in der Ernte schneiden, was er will. Ach, er wartet dir nicht, sagt die Mutter. Und der Rudi geht aus der Stube zum Vogt. Die Kranke aber seufzet bei sich selber und sagt: Seit unserm Handel — Gott verzeih ihn dem armen verblendeten Tropf! — ist mir immer ein Stich ins Herz gegangen, wenn ich ihn sah. Ach Gott! und in meiner nahen Stunde muß er noch vor mein Fenster kommen und husten. Es ist Gottes Wille, daß ich ihm ganz, daß ich ihm jetzt verzeihe und den letzten Groll überwinde und für seine Seele bete. Ich will es tun. Gott, du leitetest den Handel! Verzeih ihm! Vater im Himmel, verzeih ihm! — Sie hört jetzt den Vogt laut reden, erschrickt und sagt: Ach Gott, er ist zornig. O du armer Rudi! Du kommst um meinetwillen unter seine Hände. — Sie hört ihn noch einmal reden und sinkt in Ohnmacht. Der Rudeli springt aus der Stube zum Vater und ruft ihm: Vater, komm doch, komm doch! Die Großmutter ist, glaub ich, tot. Der Rudi antwortete: Herr Jesus! Vogt, ich muß in die Stube. Und der Vogt: Ja, es tut not; das Unglück wird gar groß sein, wenn die Hexe einmal tot sein

wird. Der Rudi hörte nicht, was er sagte, und war schnell in der Stube.

Die Kranke erholte sich bald wieder, und wie sie die Augen öffnete, sagte sie: Er war zornig, Rudi? Er will dir gewiß nicht warten? Rudi. Nein, Mutter, es ist etwas recht Gutes. Aber hast du dich auch wieder recht erholet? Ja, sagt die Mutter, sieht ihn ernsthaft und wehmütig an. Was Gutes kann dieser bringen? Was sagst du? Willst du mich trösten und allein leiden? Er hat dir gedrohet! Rudi. Nein, weiß Gott, Mutter, er hat mir angesagt, ich sei Taglöhner beim Kirchbau, und der Junker zahle einem des Tags 25 Kreuzer. Die Mutter. Herr Gott, ist das auch wahr? Rudi. Ja gewiß, Mutter, und es ist da mehr als für ein ganzes Jahr Arbeit. Die Mutter. Nun, ich sterbe leichter, Rudi. Du bist gut, mein lieber Gott. Sei doch bis an ihr Ende ihr guter Gott! Und Rudi, glaub's doch ewig fest:

Je größer Not,
Je näher Gott.

Sie schwieg jetzt eine Weile; dann sagte sie wieder: Ich glaube, es sei mit mir aus. Mein Atem nimmt alle Augenblicke ab. Wir müssen scheiden, Rudi; ich will Abschied nehmen. Der Rudi bebt, zittert, nimmt seine Kappe ab, fällt auf seine Kniee vor dem Bette seiner Mutter, faltet seine Hände, hebt seine Augen gen Himmel und kann vor Tränen und Schluchzen nicht reden. Dann sagt die Mutter: Fasse Mut, Rudi, zu hoffen aufs ewige Leben, wo wir uns wieder sehn werden. Der Tod ist ein Augenblick, der vorübergeht; ich fürchte ihn nicht. Ich weiß, daß mein Erlöser lebt, und daß er, mein Erretter, wird über meinen Staub stehen; und nachdem sich meine Haut wiederum wird über das Gebein gezogen haben, alsdann werde ich in meinem Fleisch Gott sehen. Meine Augen werden ihn sehen, und nicht eines andern.[8] Der Rudi hatte sich wieder erholt und sagte: So gib mir deinen Segen, Mutter! Will's Gott, komme ich dir auch

bald nach ins ewige Leben! Und dann die Mutter: Erhöre mich, Vater im Himmel, und gib deinen Segen meinem Kind, — meinem Kind, dem einigen, so du mir gegeben hast, und das mir so innig lieb ist. Rudi, mein Gott und mein Erlöser sei mit dir; und wie er Isaak und Jakob um ihres Vaters Abrahams willen Gutes getan hat, ach, so möge er auch um meines Segens willen dir Gutes tun die Fülle, daß dein Herz sich wieder erfreue und frohlocke, und seinen Namen preise! Höre mich jetzt, Rudi, und tue, was ich sage! Lehre deine Kinder Ordnung und Fleiß, daß sie in der Armut nicht verlegen[9], unordentlich und liederlich werden. Lehre sie auf Gott im Himmel trauen und bauen und Geschwister an einander bleiben in Freude und Leid, so wird's ihnen auch in ihrer Armut wohl gehen. Verzeihe auch dem Vogt, und wenn ich tot und begraben sein werde, so geh zu ihm hin, und sage ihm, ich sei mit einem versöhnten Herzen gegen ihn gestorben; und wenn Gott meine Bitte erhöre, so werde es ihm wohl gehen, und er werde noch zur Erkenntnis seiner selbst kommen, ehe er von hinnen scheiden werde.

Nach einer Weile sagte dann die Mutter wieder: Rudi, gib mir meine zwei Bibeln, mein Gebetbuch und eine Schrift, die unter meinem Halstuch in einem Schächtelchen liegt. Und Rudi stand von seinen Knien auf und brachte alles der Mutter. Da sagte sie: Bring mir jetzt auch die Kinder alle. Er brachte sie vom Tisch, wo sie saßen und weinten, zu ihrem Bett. Und auch diese fielen auf ihre Kniee vor dem Bette der Mutter. Da sagte sie zu ihnen: Weinet nicht so, ihr Lieben! Euer Vater im Himmel wird euch erhalten und euch segnen. Ihr waret mir lieb, ihr Teuren, und es tut mir weh, daß ich euch so arm und ohne eine Mutter verlassen muß. Aber hoffet auf Gott und trauet auf ihn in allem, was euch begegnen wird; so werdet ihr an ihm immer mehr als Vaterhülfe und Muttertreue finden. Denket an mich, ihr Lieben! Ich hinterlasse euch zwar nichts; aber ihr waret mir lieb, und ich weiß, daß ich euch auch lieb bin. Da meine Bibeln und mein Gebet-

buch sind fast alles, was ich noch habe; aber haltet es nicht gering, Kinder! Es war in meinem schweren Leben mir tausendmal Trost und Erquickung. Lasset Gottes Wort euch 10 euren Trost sein, Kinder, und euere Freude, und liebet einander und helfet und ratet einander, so lang ihr leben werdet, und seid aufrichtig, treu, liebreich und gefällig gegen alle Menschen, so wird's euch wohl gehen im Leben. Und du, Rudi, behalte dem Betheli die größere und dem Rudeli die kleinere Bibel, und dem Kleinen die zwei Betbücher zum Angedenken von mir. Ach, dir habe ich keines, Rudi! Aber du hast keines nötig; du vergissest meiner nicht.

Dann ruft sie noch einmal dem Rudeli: Gib mir deine Hand, du Lieber! Gelt, du nimmst doch niemand nichts mehr? Nein doch auch, Großmutter, glaub mir's doch auch, ich werde gewiß niemand nichts nehmen, sagte der Rudeli mit heißen Tränen. Nun, ich will dir's glauben und zu Gott für dich beten, sagte die Mutter. Sieh, Lieber, da geb ich deinem Vater ein Papier, das mir der Herr Pfarrer gab, bei dem ich diente. Wenn du älter sein wirst, so lies es und denk an mich und sei fromm und treu.

Es war ein Zeugnis von dem verstorbenen Pfarrer in Eichstätten, daß die kranke Kathrine zehn Jahre bei ihm gedienet und ihm so zu sagen geholfen hätte, seine Kinder erziehen, nachdem seine Frau ihm gestorben war; daß der Kathrine alles anvertraut gewesen sei, und daß sie alles wohl so sorgfältig als seine Frau selig regiert habe. Der Pfarrer dankt ihr darum und sagt, daß sie wie eine Mutter an seinen Kindern gehandelt habe, und daß er in seinem Leben nicht vergessen werde, was sie in seinem Witwenstand an ihm getan habe. Sie hatte auch wirklich ein beträchtliches Stück Geld in diesem Dienst erworben und solches ihrem seligen Mann an die Matte gegeben, die der Vogt ihnen hernach wieder abprozessiert hat.

Nachdem sie dem Rudi dieses Papier gegeben hatte, sagte sie ferner: Es sind noch zwei gute Hemder da. Gib mir keines von diesen ins Grab. Das, so ich trage, ist recht. Und

meinen Rock und meine zwei Fürtücher [11] lasse, so bald ich tot sein werde, den Kindern verschneiden.

Und dann sagte sie bald darauf: Siehe doch sorgfältig zum Betheli, Rudi; es ist wieder so flüssig [12]. Halte die Kinder doch immer rein mit Waschen und Strählen, und suche ihnen doch alle Jahr Ehrenpreis und Hollunder*), ihr Geblüt zu verbessern; sie sind so verderbt. Wenn du's immer kannst, so tue doch ihnen eine Geiß zu den Sommer durch, das Betheli kann sie jetzt hüten. — Du dauerst mich, daß du so alleine bist; aber fasse Mut und tue, was du kannst. Der Verdienst an dem Kirchbau erleichtert dich jetzt auch wieder. Ich danke Gott auch für dieses.

Die Mutter schwieg jetzt, und der Vater und die Kinder blieben noch eine Weile auf ihren Knieen, und der Vater und die Kinder beteten alle Gebete, die sie konnten. Dann stunden sie auf von ihren Knieen, und Rudi sagt zu der Mutter: Mutter, ich will dir jetzt auch das Laub in die Decke holen. Sie antwortete: Das hat jetzt nicht Eil, Rudi; es ist gottlob jetzt wärmer in der Stube, und du mußt mit dem Kleinen jetzt zum Maurer. Und der Rudi winkt dem Betheli aus der Stube und sagt: Gib auf die Großmutter acht! Wenn ihr etwas begegnet, so schick das Anneli mir nach; ich werde bei des Maurers sein. Und nahm dann den Kleinen an die Hand und ging mit ihm.

Gertrud war allein bei Hause, als sie kamen, und sah bald, daß der Vater und der Knab Tränen in den Augen hatten. Was willst du, Nachbar Rudi? warum weinest du? warum weint der Kleine? fragte sie liebreich, und bot dem Kleinen die Hand. Ach, Gertrud, ich bin in einem Unglück, antwortete Rudi. Ich muß zu dir kommen, weil der Rudeli euch etlichemal aus eurer Grube Erdäpfel genommen hat. Die Großmutter hat's gestern gemerkt, und er hat's ihr bekannt. Verzeih es uns, Gertrud! Die Großmutter ist auf dem Todbett. Ach, mein Gott, sie hat soeben Abschied bei

---

*) (Holder), Schweizernamen von blutreinigenden Kräutern.

uns genommen. Ich weiß vor Angst und Sorge nicht, was ich sage. Gertrud, sie läßt dich auch um Verzeihung bitten. Es ist mir leid, ich kann sie dir jetzt nicht zurückgeben; aber ich will gern ein paar Tage kommen, dafür zu arbeiten. Verzeih's uns! Der Knabe hat's aus dringendem Hunger getan. Gertr. Schweig einmal hievon, Rudi! Und du, lieber Kleiner, komm, versprich mir, daß du niemand nichts mehr nehmen willst. Sie küßt ihn und sagt: Du hast eine brave Großmutter, werde doch auch so fromm und brav wie sie! Rudeli. Verzeih mir, Frau, ich will, weiß Gott, nicht mehr stehlen. Gertr. Nein Kind, tue es nicht mehr! Du weißt jetzt noch nicht, wie elend und unglücklich alle Diebe werden. Tue es doch nicht mehr! Und wenn dich hungert, komm lieber zu mir und sag es mir. Wenn ich kann, ich will dir etwas geben. Rudi. Ich danke Gott, daß ich jetzt bei der Kirche zu verdienen habe, und hoffe, der Hunger werde ihn nun auch nicht mehr so bald zu so etwas verleiten. Gertr. Es hat mich und meinen Mann gefreut, daß der Junker mit dem Verdienst auch an dich gedacht hat. Rudi. Ach, es freuet mich, daß die Mutter noch den Trost erlebt hat. Sage doch deinem Mann, ich wolle ihm ehrlich und treu arbeiten und früh und spät sein, und ich wolle mir die Erdäpfel doch auch herzlich gern am Lohn abziehen lassen. Gertr. Von dem ist keine Rede, Rudi! Mein Mann tut das gewiß nicht. Wir sind, gottlob, durch den Bau jetzt auch erleichtert. Rudi, ich will mit dir zu deiner Mutter gehn, wenn es so schlimm ist.

Sie füllt dem Rudeli seinen Sack mit dürrem Obst, sagt ihm noch einmal: Du Lieber, nimm doch niemand nichts mehr! und geht dann mit dem Rudi zu seiner Mutter. Und als er unter einem Nußbaum Laub zusammenlas, die Decke ihres Betts besser zu füllen, half ihm Gertrud Laub aufsammeln, und dann eilten sie zu ihr hin.

Gertrud grüßte die Kranke, nahm ihre Hand und weinte. Du weinest, Gertrud! sagte die Großmutter; wir sollten weinen. Hast du uns verziehen? Gertr. Ach, was ver-

ziehen! Kathrine, eure Not geht mir zu Herzen, und noch mehr deine Güte und deine Sorgfalt. Gott wird deine Treue und deine Sorgfalt gewiß noch an den Deinigen segnen, du Gute. Kathr. Hast du uns verziehen, Gertrud? Gertr. Schweig doch hievon, Kathrine! Ich wollte, ich könnte dich in etwas in deiner Krankheit erleichtern. Kathr. Du bist gut, Gertrud. Ich danke dir; aber Gott wird bald helfen. — Rudeli, hast du sie um Verzeihung gebeten? Hat sie's dir verziehen? Rudeli. Ja, Großmutter; sieh doch, wie gut sie ist. (Er zeigte ihr den Sack voll dürr Obst.) Wie ich schlummere![13] sagte die Großmutter. Hast du sie auch recht um Verzeihung gebeten? Rudeli. Ja, Großmutter, es war mir gewiß Ernst. Kathr. Es übernimmt mich ein Schlummer, und es dunkelt vor meinen Augen. — Ich muß eilen, Gertrud, sagte sie leise und gebrochen. — Ich wollte dich doch noch etwas bitten; aber darf ich? Dieses unglückliche Kind hat dir gestohlen — darf ich dich noch bitten, Gertrud — wenn — — ich — — tot sein — — diesen armen — — verlassenen Kindern — — sie sind so verlassen — (sie streckt die Hand aus; die Augen sind schon zu) — darf ich — — hoffen — — folg ihr — — — Rud — — — Sie verschied, ohne ausreden zu können.

Der Rudi glaubte, sie sei nur entschlafen, und sagte den Kindern: Rede keins kein Wort! Sie schläft; wenn sie sich auch wieder erholte! Gertrud aber vermutete, daß es der Tod sei, und sagt es dem Rudi. Wie jetzt dieser und wie alle Kleinen die Hände zusammenschlugen und trostlos waren, das kann ich nicht beschreiben. Leser, laß mich schweigen und weinen, denn es geht mir ans Herz, wie die Menschheit im Staube der Erden zur Unsterblichkeit reifet, und wie sie im Prunk und Tand der Erden unreif verwelket. Wäge doch, Menschheit, wäge doch den Wert des Lebens auf dem Todbette des Menschen! Und du, der du den Armen verachtest, bemitleidest und nicht kennest, sage mir, ob der also sterben kann, der unglücklich gelebt hat! Aber ich schweige; ich will euch nicht lehren, Menschen. Ich hätte nur dies gern,

daß ihr selber die Augen auftätet und selbst umsähet, wo Glück und Unglück, Segen und Unsegen in der Welt ist.

Gertrud tröstete den armen Rudi und sagte ihm noch den letzten Wunsch der edeln Mutter, den er in seinem Jammer nicht gehört hatte. Der Rudi nimmt treuherzig ihre Hand: Wie mich die liebe Mutter reuet![14] Wie sie so gut war! Gertrud, gelt, du willst auch an ihre Bitte denken? Gertr. Ich müßte ein Herz haben wie ein Stein, wenn ich's vergessen könnte. Ich will an deinen Kindern tun, was ich kann. Rudi. Ach, Gott wird dir's vergelten, was du an uns tun wirst!

Gertrud kehret sich gegen das Fenster, wischt ihre Tränen vom Angesicht, hebt ihre Augen gen Himmel, seufzet, nimmt dann den Rudeli und seine Geschwister eins nach dem andern mit warmen Tränen, besorgt die Tote zum Grabe, und geht erst, nachdem sie alles, was nötig war, getan hatte, wieder in ihre Hütte. —

Gertrud war noch allein bei ihren Kindern. Die Vorfälle der Woche und der morndrige[15] festliche Morgen erfüllten ihr Herz. In sich selbst geschlossen und still bereitete sie das Nachtessen, nahm ihrem Mann und den Kindern und sich selber ihre Sonntagskleider aus dem Kasten und bereitete alles auf morgen, damit dann am heiligen Tage sie nichts mehr zerstreue. Und da sie ihre Geschäfte vollendet hatte, setzte sie sich mit ihren Lieben an Tisch, um mit ihnen zu beten.

Es war alle Samstage ihre Gewohnheit, den Kindern in der Abendgebetstunde ihre Fehler und auch die Vorfälle der Woche, die ihnen wichtig und erbaulich sein konnten, ans Herz zu legen. Und heute war sie besonders eingedenk der Güte Gottes gegen sie in dieser Woche, und wollte diesen Vorfall, so gut ihr möglich war, den jungen Herzen tief einprägen, daß er ihnen unvergeßlich bliebe.

Die Kinder saßen still um sie her, falteten ihre Hände zum Gebet, und die Mutter redete mit ihnen. Ich habe euch

etwas Gutes zu sagen, Kinder. Der liebe Vater hat in dieser Woche eine gute Arbeit bekommen, an der sein Verdienst viel besser ist, als an dem, was er sonst tun muß. Kinder, wir dürfen hoffen, daß wir in Zukunft das tägliche Brot mit weniger Sorgen und Kummer haben werden. Danket, Kinder, dem lieben Gott, daß er so gut gegen uns ist, und denket fleißig an die alte Zeit, wo ich euch jeden Mundvoll Brot mit Angst und Sorgen abteilen mußte. Es tat mir da so manchmal im Herzen weh, daß ich euch so oft und viel nicht genug geben konnte; aber der liebe Gott im Himmel wußte schon, daß er helfen wollte, und daß es besser für euch sei, meine Lieben, daß ihr zur Armut, zur Geduld und zur Überwindung der Gelüste gezogen würdet, als daß ihr Überfluß hättet. Denn der Mensch, der alles hat, was er will, wird gar zu gern leichtsinnig, vergißt seines Gottes und tut nicht das, was ihm selbst das Nützlichste und Beste ist. Denkt doch, solang ihr leben werdet, Kinder, an diese Armut und an alle Not und Sorgen, die wir hatten; und wenn es jetzt besser geht, Kinder, so denkt an die, so Mangel leiden, so wie ihr Mangel leiden mußtet. Vergesset nie, wie Hunger und Mangel ein Elend sind, auf daß ihr mitleidig werdet gegen den Armen, und, wenn ihr einen Mundvoll Überflüssiges habt, es ihm gern gebet. Nicht wahr, Kinder, ihr wollt es gern tun? — O ja, Mutter, gewiß gerne! sagten alle Kinder.

Mutter. Niklas, wen kennest du, der am meisten Hunger leiden muß? Niklas. Mutter, den Rudeli. Du warst gestern bei seinem Vater, der muß schier Hunger sterben; er isset Gras ab dem Boden. Mutter. Wolltest du ihm gern dann und wann dein Abendbrot geben? Niklas. O ja, Mutter! Darf ich gerad morgen? Mutter. Ja, du darfst es. Niklas. Das freuet mich. Mutter. Und du, Lise, wem wolltest du dann und wann dein Abendbrot geben? Lise. Ich besinne mich jetzt nicht gerade, wem ich's am liebsten gäbe. Mutter. Kommt dir denn kein Kind in Sinn, das Hunger leiden muß? Lise. Wohl freilich, Mutter!

Mutter. Warum weißt du denn nicht, wem du's geben willst? Du hast immer so kluges Bedenken, Lise! Lise. Ich weiß es jetzt auch, Mutter. Mutter. Wem denn? Lise. Des Reuti-Marxen Betheli. Ich sah es heute auf des Vogts Mist verdorbene Erdäpfel heraussuchen. Niklas. Ja, Mutter, ich sah es auch und suchte in allen meinen Säcken; aber ich fand keinen Mundvoll Brot mehr. Hätte ich's nur auch eine Viertelstunde länger gespart! — Die Mutter fragte jetzt eben das auch die andern Kinder, und sie hatten alle eine herzinnige Freude darüber, daß sie morgen ihr Abendbrot armen Kindern geben sollten.

Die Mutter ließ sie eine Weile diese Freude genießen; dann sagte sie zu ihnen: Kinder, es ist jetzt genug hievon. Denket jetzt auch daran, wie unser gnädiger Herr euch so schöne Geschenke gemacht hat. — Ja, unsere schönen Batzen! Willst du sie uns doch zeigen, Mutter? sagten die Kinder. Hernach, nach dem Beten, sagte die Mutter. Die Kinder jauchzeten vor Freuden. Ihr lärmet, Kinder! sagte die Mutter. Wenn euch etwas Gutes begegnet, so denket doch bei allem an Gott, der uns alles gibt. Wenn ihr das tut, Kinder, so werdet ihr in keiner Freude wild und ungestüm sein. Ich bin gern selber mit euch fröhlich, ihr Lieben; aber wenn man in Freude und Leid ungestüm und heftig ist, so verlieret man die stille Gleichmütigkeit und Ruhe seines Herzens. Und wenn der Mensch kein stilles, ruhiges und heiteres Herz hat, so ist ihm nicht wohl. Darum muß er Gott vor Augen haben. Die Gebetsstunde des Abends und Morgens ist dafür, daß ihr das nie vergesset. Denn, wenn der Mensch Gott dankt oder betet, so ist er in seinen Freuden nie ausgelassen und in seinen Sorgen nie ohne Trost. Aber darum, Kinder, muß der Mensch, besonders in seiner Gebetsstunde, suchen ruhig und heiter zu sein. Sehet, Kinder, wenn ihr dem Vater recht danket für etwas, so jauchzet und lärmet ihr nicht, ihr fallet ihm still und mit wenig Worten um den Hals; und wenn's euch recht zu Herzen gehet, so steigen euch Tränen in die Augen. Sehet, Kinder, so ist's auch gegen

Gott. Wenn's euch recht freuet, was er euch Gutes tut, und wenn es euch recht im Herzen ist, zu danken, so machet ihr gewiß nicht viel Geschreies und Geredes, aber Tränen kommen euch in die Augen, daß der Vater im Himmel so gut ist. Sehet, Kinder, dafür ist alles Beten, daß einem das Herz im Leib gegen Gott und Menschen immer dankbar bleibe; und wenn man recht betet, so tut man auch recht und wird Gott und Menschen lieb in seinem ganzen Leben.

Niklas. Auch dem gnädigen Herrn werden wir recht lieb, wenn wir recht tun, sagtest du gestern. Mutter. Ja, Kinder, es ist ein recht guter und frommer Herr. Gott lohne ihm alles, was er an uns tut! Wenn du ihm einst nur recht lieb wirst, Niklas! Niklas. Ich will ihm tun, was er will; wie dir und dem Vater will ich ihm tun, was er will, weil er so gut ist. Mutter. Das ist brav, Niklas. Denk nur immer so, so wirst du ihm gewiß lieb werden. Niklas. Wenn ich nur auch einmal mit ihm reden dürfte! Mutter. Was wolltest du mit ihm reden? Niklas. Ich wollte ihm danken für den schönen Batzen. Anneli. Dürftest du ihm danken? Niklas. Warum das nicht? Anneli. Ich dürft's nicht. Lise. Ich auch nicht. Mutter. Warum dürftet ihr das nicht, Kinder? Lise. Ich müßte lachen. Mutter. Was, lachen? Lise! und noch voraus sagen, daß du nicht anders als läppisch tun könntest! Wenn du nicht viel Torheiten im Kopf hättest, es könnte dir an so etwas kein Sinn kommen. Anneli. Ich müßte nicht lachen, aber ich würde mich fürchten. Mutter. Er würde dich bei der Hand nehmen, Anneli, und würde auf dich herab lächeln, wie der Vater, wenn er recht gut mit dir ist. Dann würdest du dich doch nicht mehr fürchten, Anneli? Anneli. Nein, dann nicht. Jonas. Und ich dann auch nicht.

Mutter. Aber, ihr Lieben, wie ist's in dieser Woche mit dem Rechttun gegangen? Die Kinder sehen eines das andere an, und schweigen. Mutter. Anneli, tatest du recht in dieser Woche? Anneli. Nein, Mutter! Du weißt es wohl mit dem Brüderlein. Mutter. Anneli, es hätte dem Kind

etwas begegnen können; es sind schon Kinder, die man so allein gelassen hat, erstickt. Und über das, denk nur, wie's dir wäre, wenn man dich in eine Kammer einsperrte und dich da hungern und dürsten und schreien ließe! Die kleinen Kinder werden auch zornig und schreien, wenn man sie lang ohne Hülfe läßt, so entsetzlich, daß sie für ihr ganzes Leben elend werden können. Anneli, so dürfte ich, weiß Gott, keinen Augenblick mehr ruhig vom Hause weg, wenn ich fürchten müßte, du hättest zu dem Kind nicht recht Sorge. Anneli. Glaube mir's doch, Mutter, ich will gewiß nicht mehr von ihm weggehn. Mutter. Ich will's zum lieben Gott hoffen, du werdest mich nicht mehr so in Schrecken setzen.

Und Niklas, wie ist's dir in dieser Woche gegangen? Niklas. Ich weiß nichts Böses. Mutter. Denkst du nicht mehr dran, daß du am Montag das Grüteli umgestoßen hast? Niklas. Ich hab's nicht mit Fleiß getan, Mutter. Mutter. Wenn du es noch gar mit Fleiß getan hättest! Schämest du dich nicht, das zu sagen? Niklas. Es ist mir leid. Ich will's nicht mehr tun, Mutter. Mutter. Wenn du einmal groß sein und so wie jetzt nicht Achtung geben wirst, was um und an dir ist, so wirst du es mit deinem großen Schaden lernen müssen. Schon unter den Knaben kommen die Unbedachtsamen immer in Händel und Streit, und so muß ich fürchten, mein lieber Niklas, daß du dir mit deinem unbedachtsamen Wesen viel Unglück und Sorgen auf den Hals ziehen werdest. Niklas. Ich will gewiß achtgeben, Mutter. Mutter. Tue es doch, mein Lieber, und glaub mir, dieses unbedachtsame Wesen würde dich gewiß unglücklich machen. Niklas. Liebe, liebe Mutter, ich weiß es und ich glaub es, und ich will gewiß achtgeben.

Mutter. Und du, Lise, wie hast du dich in dieser Woche aufgeführt? Lise. Ich weiß einmal nichts anders diese Woche, Mutter! Mutter. Gewiß nicht? Lise. Nein einmal, Mutter, so viel ich mich besinne; ich wollte es sonst gern sagen, Mutter! Mutter. Daß du immer, auch wenn

du nichts weißt, mit so viel Worten antwortest, als ein andres, wenn es recht viel zu sagen hat. Lise. Was habe ich denn jetzt auch gesagt, Mutter? Mutter. Eben nichts, und doch viel geantwortet. Es ist das, was wir dir tausendmal schon sagten, du seist nicht bescheiden, du besinnest dich über nichts, was du reden sollst, und müssest doch immer geredet haben. — Was hattest du gerad vorgestern dem Untervogt zu sagen, du wissest, daß Arner bald kommen werde? Lise. Es ist mir leid, Mutter! Mutter. Wir haben's dir schon so oft gesagt, daß du nicht in alles, was dich nicht angeht, reden sollst, insonderheit vor fremden Leuten, und doch tust du es immerfort. Wenn jetzt dein Vater es nicht hätte sagen dürfen, daß er es schon wisse, und wenn er so Verdruß von deinem Geschwätze gehabt hätte? Lise. Es würde mir sehr leid sein; aber weder du noch er haben doch kein Wort gesagt, daß es niemand wissen soll. Mutter. Ja, ich will's dem Vater sagen, wenn er heimkommt. Wir müssen so zu allen Worten, die wir in der Stube reden, allemal hinzusetzen: Das darf jetzt die Lise sagen bei den Nachbarn und beim Brunnen erzählen, aber das nicht, und das nicht, und das wieder, so weißt du dann recht ordentlich und richtig, wovon du plappern darfst. Lise. Verzeih mir doch, Mutter! Ich meinte es auch nicht so. Mutter. Man hat dir für ein und allemal gesagt, daß du in nichts, was dich nicht angeht, plaudern sollst; aber es ist vergeblich. Der Fehler ist dir nicht abzugewöhnen, als mit Ernst, und das erste Mal, daß ich dich wieder bei so unbesonnenem Geschwätz antreffen werde, werde ich dich mit der Rute abstrafen. Die Tränen schossen der Lise in die Augen, da die Mutter von der Rute redete. Die Mutter sah es und sagte zu ihr: Lise, die größten Unglücke entstehen aus unvorsichtigem Geschwätze, und dieser Fehler muß dir abgewöhnt sein.

So redete die Mutter mit allen, sogar mit dem kleinen Grüttli: Du mußt deine Suppe nicht mehr so ungestüm fordern, sonst laß ich dich ein andermal noch länger warten, oder ich gebe sie gar einem andern.

Nach allem diesem beteten die Kinder ihre gewöhnlichen Abendgebete, und nach denselben das Samstagsgebet, das Gertrud sie gelehrt hatte. . . .

Dann sprach Gertrud allemal, nach den Vorfällen der Woche, das weitere vor. Heute sagte sie ihnen: Wir danken dir, himmlischer Vater, daß du unsern lieben Eltern in dieser Woche die schweren Sorgen für ihr Brot und für ihre Haushaltung erleichtert und dem Vater einen guten, einträglichen Verdienst gezeiget hast. Wir danken dir, daß unsere Obrigkeit mit wahrem Vaterherzen unser Schutz, unser Trost und unsere Hülfe in allem Elend und in aller Not ist. Wir danken dir für die Guttat unsres gnädigen Herrn. Wir wollen, will's Gott, aufwachsen, wie zu deiner Ehre, also auch zu seinem Dienst und Wohlgefallen; denn er ist uns wie ein treuer Vater.

Hierauf sprach sie der Lise vor: Verzeih mir, o mein Gott, meine alte Unart, und lehre mich, meine Zunge im Zaum halten, schweigen, wo ich nicht reden soll, und behutsam und bedächtlich antworten, wo man mich fraget.

Sodann spricht sie dem Niklas vor: Bewahre mich, Vater im Himmel, doch in Zukunft vor meinem hastigen Wesen, und lehre mich, mich auch in Acht nehmen, was ich mache und wer um und an mir sei.

Dann dem Anneli: Es ist mir leid, mein lieber Gott, daß ich mein Brüderlein so leichtsinnig verlassen und damit die liebe Mutter so in Schrecken gesetzt habe. Ich will es in meinem Leben nicht mehr tun, mein lieber Gott!

Und nachdem die Mutter allen Kindern so vorgesprochen hatte, betete sie ferner: Herr, erhöre uns! Vater, verzeih uns! Jesus, erbarme dich unser! Dann betete Niklas das heilige Vaterunser. Und dann Enne: Behüt mir, Gott, den lieben Vater und die liebe Mutter und die lieben Geschwister, auch unsern lieben gnädigen Herrn von Arnheim, und alle guten, lieben Menschen auf Erden! Und dann die Lise: Das walt Gott, der Vater, der Sohn und der heilige Geist! Und dann die Mutter: Nun, Gott sei mit euch! Gott erhalte

euch! Der Herr lasse sein heiliges Angesicht über euch leuchten und sei euch gnädig!

Eine Weile noch saßen die Kinder und die Mutter in der ernsten Stille, die ein wahres Gebet allen Menschen einflößen muß.

Lise unterbrach diese Stille. Du zeigest uns jetzt die neuen Batzen? sagte sie zur Mutter. Ja, ich will sie euch zeigen, antwortete die Mutter. Aber Lise, du bist immer das, so zuerst redet.

Niklas juckt[16] jetzt vom Ort auf, wo er saß, drängt sich hinter dem Grüttli hervor, daß er näher beim Licht sei, um die Batzen zu sehen, und stößt denn das Kleine, daß es laut weint. Da sagte die Mutter: Niklas, es ist nicht recht. In eben der Viertelstunde versprachst du, sorgfältiger zu sein, und jetzt tust du das! Niklas. Ach Mutter, es ist mir leid, ich will's in meinem Leben nicht mehr tun. Mutter. Das sagtest du eben jetzt zu deinem lieben Gott, und tatst es wieder; es ist dir nicht Ernst! Niklas. Ach ja, Mutter, es ist mir gewiß Ernst. Verzeih mir, es ist mir gewiß Ernst und recht leid. Mutter. Mir auch, du Lieber; aber du denkst nicht daran, wenn ich dich nicht abstrafe. Du mußt jetzt ungegessen ins Bett. Sie sagt's, und führt den Knaben von den andern Kindern weg in seine Kammer. Seine Geschwister standen alle traurig in der Stube umher; es tat ihnen weh, daß der liebe Niklas nicht zu Nacht essen mußte. Daß ihr euch doch nicht mit Liebe leiten lassen wollt, Kinder! sagte ihnen die Mutter. Laß ihn doch diesmal wieder heraus! sagten die Kinder. Nein, meine Lieben, seine Unvorsichtigkeit muß ihm abgewöhnt werden, antwortete die Mutter. So wollen wir jetzt die Batzen nicht sehn bis morgen; er sieht sie dann mit uns, sagte Enne. Und die Mutter: Das ist recht, Enne. Ja, er muß sie alsdann mit euch sehn.

Jetzt gab sie noch den Kindern ihr Nachtessen und ging dann mit ihnen in ihre Kammer, wo Niklas noch weinte. Nimm dich doch ein andermal in Acht, lieber Niklas! sagte ihm die Mutter. Und Niklas: Verzeih mir's doch, meine

liebe, liebe Mutter! Verzeih mir's doch und küsse mich! Ich will gern nichts zu Nacht essen. Da küßte Gertrud ihren Niklas, und eine heiße Träne floß auf sein Antlitz, als sie ihm sagte: O Niklas, Niklas, werde bedachtsam! Niklas mit beiden Händen umschlingt den Hals der Mutter und sagt: O Mutter, Mutter, verzeih mir! Gertrud segnete noch ihre Kinder und ging wieder in ihre Stube.

Jetzt war sie ganz allein. Eine kleine Lampe leuchtete nur schwach in der Stube, und ihr Herz war feierlich still, und ihre Stille war ein Gebet, das unaussprechlich ohne Worte ihr Innerstes bewegte. Empfindung von Gott und von seiner Güte, Gefühl von der Hoffnung des ewigen Lebens und von der innern Glückseligkeit der Menschen, die auf Gott im Himmel trauen und bauen, alles dieses bewegte ihr Herz, daß sie hinsank auf ihre Kniee, und ein Strom von Tränen floß ihre Wangen herunter.

Schön ist die Träne des Kinds, wenn es, von der Wohltat des Vaters gerührt, schluchzend zurücksieht, seine Wange trocknet und sich erholen muß, ehe es den Dank seines Herzens stammeln kann. Schön sind die Tränen des Niklas, die er in dieser Stunde weint, daß er die gute, gute Mutter erzürnet hat, die ihm so lieb ist. Schön sind die Tränen des Menschen alle, die er also aus gutem Kinderherzen weint. Der Herr im Himmel sieht herab auf das Schluchzen seines Danks und auf die Tränen seiner Augen, wenn er ihn lieb hat. Der Herr im Himmel sah die Tränen der Gertrud und hörte das Schluchzen ihres Herzens, und das Opfer ihres Danks war ein angenehmer Geruch vor ihm.

Gertrud weinte lange vor dem Herrn ihrem Gott, und ihre Augen waren noch naß, als ihr Mann heimkam. Warum weinest du, Gertrud? Deine Augen sind rot und naß. Warum weinest du heute, Gertrud? fragte sie Lienhard. Gertrud antwortete: Mein Lieber, es sind keine Tränen von Kummer; fürchte dich nicht! Ich wollte Gott danken für diese Woche, da ward mir das Herz zu voll, ich mußte hinsinken auf meine Kniee, ich konnte nicht reden, ich mußte nur weinen;

aber es war mir, ich habe in meinem Leben Gott nie so gedankt. — Du Liebe, antwortete Lienhard, wenn ich nur auch mein Herz, wie du, so schnell emporheben und zu Tränen bringen könnte! Es ist mir jetzt auch gewiß Ernst, recht zu tun und gegen Gott und Menschen redlich und dankbar zu sein; aber es wird mir nie so, daß ich auf meine Kniee fallen und Tränen vergießen möchte. Gertr. Wenn's dir nur Ernst ist, recht zu tun, so ist alles andre gleich viel. Der eine hat eine schwache Stimme und der andre eine starke, daran liegt nichts; nur wozu sie ein jeder braucht, darauf kommt es allein an. Mein Lieber, Tränen sind nichts und Kniefallen ist nichts; aber der Entschluß, gegen Gott und Menschen redlich und dankbar zu sein, das ist alles. Daß der eine Mensch weichmütig und daß der andre es weniger ist, das ist ebenso viel, als daß der eine Wurm schwerfälliger und der andre leichter in dem Staube daherschleicht. Wenn es dir nur Ernst ist, mein Lieber, so wirst du ihn finden, ihn, der allen Menschen Vater ist.

Lienhard senkt mit einer Träne im Aug sein Haupt auf ihren Schoß, und sie hält ihr Angesicht in stiller Wehmut über das seine. Sie bleiben eine Weile in dieser Stellung still, staunen und schweigen. Endlich sagte Gertrud zu ihm: Willst du nicht zu Nacht essen? — Ich mag nicht, antwortete er. Mein Herz ist voll, ich könnte jetzt nicht essen. — Ich mag auch nicht, mein Lieber, erwiderte sie. Aber weißt du, was wir tun wollen? Ich trage das Essen zu dem armen Rudi. Seine Mutter ist heute gestorben. Lienh. Ist sie endlich ihres Elends los? Gertr. Ja, gottlob. Aber du hättest sie sollen sterben sehn, mein Lieber. Denk, sie entdeckte an ihrem Todestag, daß ihr Rudeli uns Erdäpfel gestohlen hätte. Der Vater und der Knab mußten zu mir kommen und um Verzeihung bitten. Sie ließ uns auch ausdrücklich in ihrem Namen bitten, wir sollten es ihr verzeihen, daß sie die Erdäpfel nicht zurückgeben könne, und der gute Rudi versprach so herzlich, daß er es dir abverdienen wolle. Denk, wie mir bei allem war, mein Lieber! Ich lief zu der Sterbenden,

daß ihr selber die Augen auftätet und selbst umsähet, wo Glück und Unglück, Segen und Unsegen in der Welt ist.

Gertrud tröstete den armen Rudi und sagte ihm noch den letzten Wunsch der edeln Mutter, den er in seinem Jammer nicht gehört hatte. Der Rudi nimmt treuherzig ihre Hand: Wie mich die liebe Mutter reuet![14] Wie sie so gut war! Gertrud, gelt, du willst auch an ihre Bitte denken? Gertr. Ich müßte ein Herz haben wie ein Stein, wenn ich's vergessen könnte. Ich will an deinen Kindern tun, was ich kann. Rudi. Ach, Gott wird dir's vergelten, was du an uns tun wirst!

Gertrud kehret sich gegen das Fenster, wischt ihre Tränen vom Angesicht, hebt ihre Augen gen Himmel, seufzet, nimmt dann den Rudeli und seine Geschwister eins nach dem andern mit warmen Tränen, besorgt die Tote zum Grabe, und geht erst, nachdem sie alles, was nötig war, getan hatte, wieder in ihre Hütte. —

Gertrud war noch allein bei ihren Kindern. Die Vorfälle der Woche und der morndrige[15] festliche Morgen erfüllten ihr Herz. In sich selbst geschlossen und still bereitete sie das Nachtessen, nahm ihrem Mann und den Kindern und sich selber ihre Sonntagskleider aus dem Kasten und bereitete alles auf morgen, damit dann am heiligen Tage sie nichts mehr zerstreue. Und da sie ihre Geschäfte vollendet hatte, setzte sie sich mit ihren Lieben an Tisch, um mit ihnen zu beten.

Es war alle Samstage ihre Gewohnheit, den Kindern in der Abendgebetstunde ihre Fehler und auch die Vorfälle der Woche, die ihnen wichtig und erbaulich sein konnten, ans Herz zu legen. Und heute war sie besonders eingedenk der Güte Gottes gegen sie in dieser Woche, und wollte diesen Vorfall, so gut ihr möglich war, den jungen Herzen tief einprägen, daß er ihnen unvergeßlich bliebe.

Die Kinder saßen still um sie her, falteten ihre Hände zum Gebet, und die Mutter redete mit ihnen. Ich habe euch

etwas Gutes zu sagen, Kinder. Der liebe Vater hat in dieser Woche eine gute Arbeit bekommen, an der sein Verdienst viel besser ist, als an dem, was er sonst tun muß. Kinder, wir dürfen hoffen, daß wir in Zukunft das tägliche Brot mit weniger Sorgen und Kummer haben werden. Danket, Kinder, dem lieben Gott, daß er so gut gegen uns ist, und denket fleißig an die alte Zeit, wo ich euch jeden Mundvoll Brot mit Angst und Sorgen abteilen mußte. Es tat mir da so manchmal im Herzen weh, daß ich euch so oft und viel nicht genug geben konnte; aber der liebe Gott im Himmel wußte schon, daß er helfen wollte, und daß es besser für euch sei, meine Lieben, daß ihr zur Armut, zur Geduld und zur Überwindung der Gelüste gezogen würdet, als daß ihr Überfluß hättet. Denn der Mensch, der alles hat, was er will, wird gar zu gern leichtsinnig, vergißt seines Gottes und tut nicht das, was ihm selbst das Nützlichste und Beste ist. Denkt doch, solang ihr leben werdet, Kinder, an diese Armut und an alle Not und Sorgen, die wir hatten; und wenn es jetzt besser geht, Kinder, so denkt an die, so Mangel leiden, so wie ihr Mangel leiden mußtet. Vergesset nie, wie Hunger und Mangel ein Elend sind, auf daß ihr mitleidig werdet gegen den Armen, und, wenn ihr einen Mundvoll Überflüssiges habt, es ihm gern gebet. Nicht wahr, Kinder, ihr wollt es gern tun? — O ja, Mutter, gewiß gerne! sagten alle Kinder.

Mutter. Niklas, wen kennest du, der am meisten Hunger leiden muß? Niklas. Mutter, den Rudeli. Du warst gestern bei seinem Vater, der muß schier Hunger sterben; er isset Gras ab dem Boden. Mutter. Wolltest du ihm gern dann und wann dein Abendbrot geben? Niklas. O ja, Mutter! Darf ich gerad morgen? Mutter. Ja, du darfst es. Niklas. Das freuet mich. Mutter. Und du, Lise, wem wolltest du dann und wann dein Abendbrot geben? Lise. Ich besinne mich jetzt nicht gerade, wem ich's am liebsten gäbe. Mutter. Kommt dir denn kein Kind in Sinn, das Hunger leiden muß? Lise. Wohl freilich, Mutter!

Mutter. Warum weißt du denn nicht, wem du's geben willst? Du hast immer so kluges Bedenken, Lise! Lise. Ich weiß es jetzt auch, Mutter. Mutter. Wem denn? Lise. Des Reuti-Marxen Betheli. Ich sah es heute auf des Vogts Mist verdorbene Erdäpfel heraussuchen. Niklas. Ja, Mutter, ich sah es auch und suchte in allen meinen Säcken; aber ich fand keinen Mundvoll Brot mehr. Hätte ich's nur auch eine Viertelstunde länger gespart! — Die Mutter fragte jetzt eben das auch die andern Kinder, und sie hatten alle eine herzinnige Freude darüber, daß sie morgen ihr Abendbrot armen Kindern geben sollten.

Die Mutter ließ sie eine Weile diese Freude genießen; dann sagte sie zu ihnen: Kinder, es ist jetzt genug hievon. Denket jetzt auch daran, wie unser gnädiger Herr euch so schöne Geschenke gemacht hat. — Ja, unsere schönen Batzen! Willst du sie uns doch zeigen, Mutter? sagten die Kinder. Hernach, nach dem Beten, sagte die Mutter. Die Kinder jauchzeten vor Freuden. Ihr lärmet, Kinder! sagte die Mutter. Wenn euch etwas Gutes begegnet, so denket doch bei allem an Gott, der uns alles gibt. Wenn ihr das tut, Kinder, so werdet ihr in keiner Freude wild und ungestüm sein. Ich bin gern selber mit euch fröhlich, ihr Lieben; aber wenn man in Freude und Leid ungestüm und heftig ist, so verlieret man die stille Gleichmütigkeit und Ruhe seines Herzens. Und wenn der Mensch kein stilles, ruhiges und heiteres Herz hat, so ist ihm nicht wohl. Darum muß er Gott vor Augen haben. Die Gebetsstunde des Abends und Morgens ist dafür, daß ihr das nie vergesset. Denn, wenn der Mensch Gott dankt oder betet, so ist er in seinen Freuden nie ausgelassen und in seinen Sorgen nie ohne Trost. Aber darum, Kinder, muß der Mensch, besonders in seiner Gebetsstunde, suchen ruhig und heiter zu sein. Sehet, Kinder, wenn ihr dem Vater recht danket für etwas, so jauchzet und lärmet ihr nicht, ihr fallet ihm still und mit wenig Worten um den Hals; und wenn's euch recht zu Herzen gehet, so steigen euch Tränen in die Augen. Sehet, Kinder, so ist's auch gegen

Gott. Wenn's euch recht freuet, was er euch Gutes tut, und wenn es euch recht im Herzen ist, zu danken, so machet ihr gewiß nicht viel Geschreies und Geredes, aber Tränen kommen euch in die Augen, daß der Vater im Himmel so gut ist. Sehet, Kinder, dafür ist alles Beten, daß einem das Herz im Leib gegen Gott und Menschen immer dankbar bleibe; und wenn man recht betet, so tut man auch recht und wird Gott und Menschen lieb in seinem ganzen Leben.

Niklas. Auch dem gnädigen Herrn werden wir recht lieb, wenn wir recht tun, sagtest du gestern. Mutter. Ja, Kinder, es ist ein recht guter und frommer Herr. Gott lohne ihm alles, was er an uns tut! Wenn du ihm einst nur recht lieb wirst, Niklas! Niklas. Ich will ihm tun, was er will; wie dir und dem Vater will ich ihm tun, was er will, weil er so gut ist. Mutter. Das ist brav, Niklas. Denk nur immer so, so wirst du ihm gewiß lieb werden. Niklas. Wenn ich nur auch einmal mit ihm reden dürfte! Mutter. Was wolltest du mit ihm reden? Niklas. Ich wollte ihm danken für den schönen Batzen. Anneli. Dürftest du ihm danken? Niklas. Warum das nicht? Anneli. Ich dürft's nicht. Lise. Ich auch nicht. Mutter. Warum dürftet ihr das nicht, Kinder? Lise. Ich müßte lachen. Mutter. Was, lachen? Lise! und noch voraus sagen, daß du nicht anders als läppisch tun könntest! Wenn du nicht viel Torheiten im Kopf hättest, es könnte dir an so etwas kein Sinn kommen. Anneli. Ich müßte nicht lachen, aber ich würde mich fürchten. Mutter. Er würde dich bei der Hand nehmen, Anneli, und würde auf dich herab lächeln, wie der Vater, wenn er recht gut mit dir ist. Dann würdest du dich doch nicht mehr fürchten, Anneli? Anneli. Nein, dann nicht. Jonas. Und ich dann auch nicht.

Mutter. Aber, ihr Lieben, wie ist's in dieser Woche mit dem Rechttun gegangen? Die Kinder sehen eines das andere an, und schweigen. Mutter. Anneli, tatest du recht in dieser Woche? Anneli. Nein, Mutter! Du weißt es wohl mit dem Brüderlein. Mutter. Anneli, es hätte dem Kind

etwas begegnen können; es sind schon Kinder, die man so allein gelassen hat, erstickt. Und über das, denk nur, wie's dir wäre, wenn man dich in eine Kammer einsperrte und dich da hungern und dürsten und schreien ließe! Die kleinen Kinder werden auch zornig und schreien, wenn man sie lang ohne Hülfe läßt, so entsetzlich, daß sie für ihr ganzes Leben elend werden können. Anneli, so dürfte ich, weiß Gott, keinen Augenblick mehr ruhig vom Hause weg, wenn ich fürchten müßte, du hättest zu dem Kind nicht recht Sorge. Anneli. Glaube mir's doch, Mutter, ich will gewiß nicht mehr von ihm weggehn. Mutter. Ich will's zum lieben Gott hoffen, du werdest mich nicht mehr so in Schrecken setzen.

Und Niklas, wie ist's dir in dieser Woche gegangen? Niklas. Ich weiß nichts Böses. Mutter. Denkst du nicht mehr dran, daß du am Montag das Grüteli umgestoßen hast? Niklas. Ich hab's nicht mit Fleiß getan, Mutter. Mutter. Wenn du es noch gar mit Fleiß getan hättest! Schämest du dich nicht, das zu sagen? Niklas. Es ist mir leid. Ich will's nicht mehr tun, Mutter. Mutter. Wenn du einmal groß sein und so wie jetzt nicht Achtung geben wirst, was um und an dir ist, so wirst du es mit deinem großen Schaden lernen müssen. Schon unter den Knaben kommen die Unbedachtsamen immer in Händel und Streit, und so muß ich fürchten, mein lieber Niklas, daß du dir mit deinem unbedachtsamen Wesen viel Unglück und Sorgen auf den Hals ziehen werdest. Niklas. Ich will gewiß achtgeben, Mutter. Mutter. Tue es doch, mein Lieber, und glaub mir, dieses unbedachtsame Wesen würde dich gewiß unglücklich machen. Niklas. Liebe, liebe Mutter, ich weiß es und ich glaub es, und ich will gewiß achtgeben.

Mutter. Und du, Lise, wie hast du dich in dieser Woche aufgeführt? Lise. Ich weiß einmal nichts anders diese Woche, Mutter! Mutter. Gewiß nicht? Lise. Nein einmal, Mutter, so viel ich mich besinne; ich wollte es sonst gern sagen, Mutter! Mutter. Daß du immer, auch wenn

du nichts weißt, mit so viel Worten antwortest, als ein andres, wenn es recht viel zu sagen hat. Lise. Was habe ich denn jetzt auch gesagt, Mutter? Mutter. Eben nichts, und doch viel geantwortet. Es ist das, was wir dir tausendmal schon sagten, du seist nicht bescheiden, du besinnest dich über nichts, was du reden sollst, und müssest doch immer geredet haben. — Was hattest du gerad vorgestern dem Untervogt zu sagen, du wissest, daß Arner bald kommen werde? Lise. Es ist mir leid, Mutter! Mutter. Wir haben's dir schon so oft gesagt, daß du nicht in alles, was dich nicht angeht, reden sollst, insonderheit vor fremden Leuten, und doch tust du es immerfort. Wenn jetzt dein Vater es nicht hätte sagen dürfen, daß er es schon wisse, und wenn er so Verdruß von deinem Geschwätze gehabt hätte? Lise. Es würde mir sehr leid sein; aber weder du noch er haben doch kein Wort gesagt, daß es niemand wissen soll. Mutter. Ja, ich will's dem Vater sagen, wenn er heimkommt. Wir müssen so zu allen Worten, die wir in der Stube reden, allemal hinzusetzen: Das darf jetzt die Lise sagen bei den Nachbarn und beim Brunnen erzählen, aber das nicht, und das nicht, und das wieder, so weißt du dann recht ordentlich und richtig, wovon du plappern darfst. Lise. Verzeih mir doch, Mutter! Ich meinte es auch nicht so. Mutter. Man hat dir für ein und allemal gesagt, daß du in nichts, was dich nicht angeht, plaudern sollst; aber es ist vergeblich. Der Fehler ist dir nicht abzugewöhnen, als mit Ernst, und das erste Mal, daß ich dich wieder bei so unbesonnenem Geschwätz antreffen werde, werde ich dich mit der Rute abstrafen. Die Tränen schossen der Lise in die Augen, da die Mutter von der Rute redete. Die Mutter sah es und sagte zu ihr: Lise, die größten Unglücke entstehen aus unvorsichtigem Geschwätze, und dieser Fehler muß dir abgewöhnt sein.

So redete die Mutter mit allen, sogar mit dem kleinen Grüttli: Du mußt deine Suppe nicht mehr so ungestüm fordern, sonst laß ich dich ein andermal noch länger warten, oder ich gebe sie gar einem andern.

die Mutter ihnen ihr Abendbrot und zwei Schüsseln Milch, von der sie den Rahm nicht abgenommen hatte, weil es Festtag war. Sie nahm jetzt auch das Grüteli an ihre Brust und hörte mit Herzensfreude zu, wie die Kinder während dem Essen eines dem andern erzählten, wem sie ihr Abendbrot geben wollten. Keines aß einen Mundvoll von seinem Brot, keines tat ein Bröcklein davon in die Milch, sondern alle aßen sie darohne[17], und jedes freute sich über sein Brot, zeigte es dem andern, und jedes wollte, das seine sei das größte.

Jetzt waren sie fertig mit ihrer Milch; das Brot lag noch neben der Mutter. Niklas schlich zu ihr hin, nahm ihr die Hand und sagte: Du gibst mir doch auch noch einen Mundvoll Brot für mich, Mutter? M u t t e r. Du hast ja schon, Niklas. N i k l a s. Ich muß es ja dem Rudeli geben. M u t t e r. Ich habe dir's nicht befohlen; du darfst es essen, wenn du willst. N i k l a s. Nein, ich will's nicht essen, aber du gibst mir doch noch einen Mundvoll? M u t t e r. Nein, gewiß nicht. N i k l a s. Ä, warum nicht? M u t t e r. Damit du nicht meinst, man müsse erst, wenn man den Bauch voll hat und nichts mehr mag, an die Armen denken. N i k l a s. Ist's darum, Mutter? M u t t e r. Aber gibst du es ihm jetzt doch ganz? N i k l a s. Ja, Mutter, gewiß, gewiß. Ich weiß, er hungert entsetzlich, und wir essen um sechs Uhr zu Nacht. M u t t e r. Und, Niklas, ich denke, er bekomme dann auch nichts. N i k l a s. Ja, weiß Gott, Mutter, er bekommt gewiß nichts zu Nacht. M u t t e r. Ja, das Elend der Armen ist groß, und man muß grausam und hart sein, wenn man nicht gern, was man kann, an sich selbst und an seinem eigenen Maul erspart, ihnen ihre große Not zu erleichtern.

Tränen stehn dem Niklas in den Augen. Die Mutter fragt sodann auch noch die andern Kinder: Lise, gibst du deines auch ganz weg? L i s e. Ja, gewiß, Mutter. M u t t e r. Und du, Enne, du auch? E n n e. Ja, freilich, Mutter. M u t t e r. Und du auch, Jonas? J o n a s. Das denk ich, Mutter. M u t t e r. Nun, das ist brav, Kinder. Aber wie

wollt ihr es jetzt auch anstellen? Es hat alles so seine Ordnung, und wenn man's noch so gut meint, so kann man etwas doch unrecht anstellen. Niklas, wie willst du's machen mit dem Brot? Niklas. Ich will laufen, was ich vermag, und ihm rufen, dem Rudeli. Ich steck es nur nicht in den Sack, daß er's geschwind kriege. Laß mich doch jetzt gehn, Mutter! Mutter. Wart noch ein wenig, Niklas. Und du, Lise, wie willst du es machen? Lise. Ich will's nicht so machen, wie der Niklas. Ich winke dem Betheli in eine Ecke; ich verstecke das Brot da unter meine Schürze, und ich gebe ihm's, daß es niemand sieht, nicht einmal sein Vater. Mutter. Und du, Enne, wie willst du's machen? Enne. Weiß ich's, wie ich den Heireli antreffen werde? Ich werde es ihm geben, wie's mir kommen wird. Mutter. Und du, Jonas, du kleiner Schelm, du hast Tücke im Sinn; wie willst du's machen? Jonas. Ins Maul stecke ich's ihm, mein Brot, Mutter, wie du mir's machst, wenn du lustig bist. Das Maul auf und die Augen zu! sag ich ihm; dann leg ich's ihm zwischen die Zähne. Es wird lachen; gelt, Mutter, es wird lachen. Mutter. Das ist alles recht, Kinder; aber ich muß euch doch etwas sagen. Ihr müßt das Brot den Kindern still und allein geben, daß es niemand sehe, damit man nicht meine, ihr wollet großtun. Niklas. Potz tausend, Mutter! so muß ich mein Brot auch in Sack tun? Mutter. Das versteht sich, Niklas. Lise. Ich habe mir das wohl eingebildet, Mutter, und sagte es vorher, ich wolle es nicht so machen. Mutter. Du bist immer das allerwitzigste, Lise. Ich habe nur vergessen, dich dafür zu rühmen; du tust also recht wohl, daß du mich selbst daran erinnerst. Lise errötete und schwieg; und die Mutter sagte zu den Kindern: Ihr könnet jetzt gehn; aber denket an das, was ich euch gesagt habe! — Die Kinder gehn.

Niklas läuft und springt, was er vermag, zu des Rudis Hütte hinunter; aber dieser ist nicht auf der Gasse. Niklas hustet ihm, räuspert sich, ruft, aber vergebens; er kommt nicht hinunter und nicht ans Fenster. Niklas zu sich selber:

Was soll ich jetzt machen? Geh ich zu ihm in die Stube? Ja, ich muß es ihm allein geben. Ich will doch hineingehn und ihm nur sagen, er soll herauskommen auf die Gasse.

Der Rudeli saß eben mit seinem Vater und mit seinen Geschwistern bei dem offenen Sarge der lieben gestorbenen Großmutter, die man in ein paar Stunden begraben sollte, und der Vater und die Kinder redeten alle mit Tränen von der großen Treue und Liebe, die die Verstorbene ihnen im Leben erzeigt hatte. Sie weinten über ihrem letzten Kummer wegen den Erdäpfeln, und versprachen vor dem offenen Sarg dem lieben Gott im Himmel, in keiner Not, auch wenn sie noch so sehr hungern würden, keinem Menschen mehr etwas zu stehlen.

Eben jetzt öffnet Niklas die Türe, sieht die Gestorbene, erschrickt, und läuft wieder aus der Stube. Der Rudi aber, der ihn sieht, denkt, der Lienhard wolle ihm etwas sagen lassen, läuft dem Knaben nach und fragt ihn, was er wolle. Nichts, nichts, antwortete Niklas, nur zu dem Rudeli hab ich wollen; aber er betet jetzt. Rudi. Das macht nichts, wenn du zu ihm willst. Niklas. Laß ihn doch nur ein wenig zu mir auf die Gasse. Rudi. Es ist ja so kalt, und er geht nicht gern von der Großmutter weg. Komm doch zu ihm in die Stube! Niklas. Ich mag nicht hinein, Rudi; laß ihn doch nur einen Augenblick zu mir herauskommen! — Ich mag's wohl leiden, antwortete der Rudi, und geht zurück nach der Stube. Niklas geht ihm nach bis an die Türe und ruft dem Rudeli: Komm doch nur einen Augenblick zu mir heraus! Rudeli. Ich mag jetzt nicht auf die Gasse, Niklas. Ich bin jetzt lieber bei der Großmutter; man nimmt sie mir bald weg. Niklas. Komm doch nur einen Augenblick! Rudi. Geh doch und sieh, was er will! Der Rudeli geht hinaus; der Niklas nimmt ihn bei dem Arm und sagt: Komm, ich muß dir etwas sagen, führt ihn in eine Ecke, steckt ihm sein Brot geschwind in den Sack, und läuft davon. Der Rudeli dankt und ruft ihm nach: Dank doch auch deinem Vater und deiner Mutter! Niklas kehrt sich um, deutet ihm mit

den Händen, daß er doch schweige, und sagt: Es muß es niemand wissen! — und läuft wie ein Pfeil davon.

Lise geht indessen allgemach in ihrem Schritt ins obere Dorf zu den Reuti-Marxen Betheli. Dieses stund eben am Fenster. Lise winkt ihm, und das Betheli schleicht aus der Stube zu ihm heraus. Der Vater aber, der es merkt, schleicht ihm nach und versteckt sich hinter das Tenntor. Die Kinder vor dem Tenntor denken an keinen Vater und schwatzen nach Herzenslust. Lise. Du, Betheli, ich habe dir da Brot. Betheli (das zitternd die Hand darnach streckt). Du bist gut, Lise, es hungert mich; aber warum bringst du mir jetzt Brot? Lise. Weil du mir lieb bist, Betheli. Wir haben jetzt genug Brot; mein Vater muß die Kirche bauen. Betheli. Meiner auch. Lise. Ja, aber deiner ist nur Handlanger. Betheli. Das ist gleich viel, wenn's nur Brot gibt. Lise. Habt ihr großen Hunger leiden müssen? Betheli. Ach, wenn's nur jetzt besser wird! Lise. Was habt ihr zu Mittag gehabt? Betheli. Ich darf dir's nicht sagen. Lise. Warum nicht? Betheli. Wenn es der Vater vernähme, er würde mir — Lise. Ich würd' es ihm gewiß gleich sagen? Das Betheli nimmt ein Stück ungekochte weiße Rüben aus dem Sack und sagt: Da siehe! Lise. Herr Jesus! sonst nichts? Betheli. Nein, weiß Gott, jetzt schon zwei Tage. Lise. Und du darfst es niemand sagen und niemand nichts fordern? Betheli. Ja, wenn er nur wüßte, was ich dir gesagt habe, es würde mir gehn! Lise. Iß doch das Brot, eh du wieder hinein mußt! Betheli. Ja, ich will; ich muß bald wieder hinein, sonst fehlt's. — Es fängt an zu essen, und eben öffnet der fromme Marx ab der Reuti das kleinere Türlein der Tenne und sagt: Was issest du da, mein Kind? Sein Kind worget und schluckt ganz erschrocken über dem lieben Vater den ungekauten Mundvoll herunter und sagt: Nichts, nichts, Vater! Marx. Ja nichts, wart nur! Und du, Lise, es ist mir kein Gefallen, wenn man meinen Kindern hinterrücks Brot gibt, damit sie erzählen, was man im Hause esse oder trinke, und dabei so gottlos

lügen. Du gottloses Betheli! Aßen wir nicht einen Eierkuchen zu Mittag? Lise zieht jetzt so geschwind wieder ab, als es allgemach daher gekommen war. Das Betheli aber nimmt der liebe Vater mit wildem, zornigem Blick am Arm in die Stube, und Lise höret es weit, weit vom Haus weg noch schreien.

Enne trifft den Heireli unter seiner Haustüre an und sagt ihm: Willst du Brot? Heireli. Ja, wenn du hast. Enne gibt's ihm; er dankt und ißt, und Enne geht wieder fort.

Der Jonas schlich um des Schabenmichels Haus herum, bis Bäbeli ihn sah und herab kam. Was machst du da, Jonas? sagte Bäbeli. Jonas. Ich möchte gern etwas Lustiges machen. Bäbeli. Ich will mich mit dir lustig machen, Jonas. Jonas. Willst du tun, was ich will, Bäbeli? Es geht dann gewiß lustig. Bäbeli. Was willst du denn machen? Jonas. Du mußt's Maul auftun und die Augen zu. Bäbeli. Ja, du tust mir etwas Garstiges ins Maul. Jonas. Nein, das tue ich dir nicht, Bäbeli, meiner Treue nicht! Bäbeli. Nu — aber sieh zu, wenn du mich anführst! (Es tut das Maul auf und die Augen nur halb zu.) Jonas. Recht zu mit den Augen, sonst gilt's nicht! Bäbeli. Ja, aber wenn du ein Schelm bist! (Es tut jetzt die Augen ganz zu.) Flugs schiebt ihm Jonas das Brot ins Maul und läuft fort. Das Bäbeli nimmt das Brot aus dem Maul und sagt: Das ist lustig! sitzt nieder und ißt. . . . .

Die Kinder Lienhards waren jetzt auch wieder zurück, erzählten dem Vater und der Mutter, wie's ihnen gegangen war, und waren sehr munter. Lise allein war es nicht, zwang sich aber, fröhlich zu scheinen, und erzählte mit viel Worten, wie sie das Betheli so herzlich erfreut habe. Es ist dir gewiß etwas begegnet, sagte Gertrud. Nein, es ist mir gewiß nichts begegnet, und es hat ihm gewiß Freude gemacht, antwortete Lise.

Die Mutter fragte jetzt nicht weiter, sondern betete mit ihren Kindern, gab ihnen ihr Nachtessen und begleitete sie

zur Ruhe. Gertrud und Lienhard lasen noch eine Stunde in ihrer Bibel und redeten mit einander von dem, was sie lasen, und es war ihnen herzinniglich wohl am Abend des heiligen Fests. —

Gertrud ging an diesem Morgen zu ihrem guten Nachbar, dem Hübelrudi, der nunmehr nicht mit den andern bei der Kirche taglöhnete[18]. Sie wußte, daß Armut und Niedergeschlagenheit dem Menschen allen Haushaltungsgeist so verderbt, daß, wenn er auch zufällig wieder zu etwas kommt, und nicht Rat und Tat findet, ihm so ein Glück so leicht als ein Aal im Wasser wieder aus der Hand schlüpft. Und da sie der Großmutter auf dem Todbett versprochen, sich seiner Kinder anzunehmen, so wollte sie keine Stunde versäumen, um dem Rudi, so viel sie könnte, zur Ordnung zu verhelfen, ehe schon wieder das Halbe durch Unordnung zu Grund gegangen wäre.

Sie traf noch alle Kinder im Bett an, und der Rudi war eben aufgestanden. Die Kleider der Kinder lagen im Boden herum; die Katze saß neben der schwarzen Platte, woraus sie gestern gegessen, auf dem Tisch. Gertrud fühlte die Größe des Verderbens einer solchen Unordnung, und sagte dann der Länge und der Breite nach, wie weit das lange, und wohin ihn dieses bringen werde. Er machte Augen wie einer, der halb im Schlafe zuhört, als sie so mit ihm redete. Er war der Unordnung so ziemlich gewohnt, und meinte, weil er jetzt seine Matte wieder habe, so sei alles wieder ganz gut bestellt, so daß er lange nicht fassen konnte, was Gertrud jetzt mit ihrem Predigen wollte. Endlich begriff er sie, und die Tränen schossen ihm in die Augen, als er antwortete: Ach mein Gott, Nachbarin, du hast wohl Recht; aber es war, weiß Gott, in unserm Elend nicht anders möglich. Ich saß auf die Letzte oft bei Stunden und Tagen herum, daß ich fast nicht mehr wußte, wo mir der Kopf stund, viel weniger, was ich angreifen sollte, und was ich möchte. G e r t r. Das ist eben, was ich sage, und

warum du dir jetzt mußt raten und helfen lassen. Rudi. Ich will dir von Herzen danken, wenn du's tust. Gertr. Und ich will's von Herzen tun, so viel ich kann. Rudi. Lohn's dir Gott für mich und meine Kinder! Gertr. Rudi, wenn deine Kinder wie rechte Menschen erzogen werden sollen, so muß alles bis auf die Schuhbürste hinunter in eine andre Ordnung kommen. Und wir wollen jetzt nicht schwatzen, sondern die Händ in den Teig stoßen. Es muß mir heut, noch ehe die Sonne untergeht, in der Stube aussehen, daß man sich nicht mehr drin kennt. Tisch, Fenster, Boden, alles muß abgewaschen und erluftet sein. Man kann ja nicht einmal Atem schöpfen. Und glaub mir, deine Kinder sehen unter anderm auch darum so übel aus, weil so viel hundertjähriger Mist in der Stube ist. Es ist ein Unglück, daß deine Frau selig auf die Letzte auch gar allen Mut verloren, und alle Hausordnung ein End hatte. So arm man ist, so sollte[19] (die Frau doch) an ihrem Mann und Kindern noch das tun, was nichts kostet. Rudi. Die Großmutter hat es ihr tausendmal gesagt, aber sie ist auf die Letzte vor Jammer worden wie ein Stock, so daß ich fast denken muß, es sei für mich und die Kinder ein Glück gewesen, daß sie gestorben, wenn sie nicht wieder anders geworden wäre. Aber, Gertrud, wenn sie es noch erlebt hätte, wie es mir jetzt gegangen, sie wäre auch nach und nach wieder zu sich selber gekommen und wieder worden, wie im Anfang. Sie kommt mir seit gestern nie aus dem Kopf, und wo ich gehe und stehe, meine ich immer, sie sollte wieder da sein und das Gute jetzt auch mit mir haben, wie sie das Böse mit mir getragen. Gertr. Es ist ihr jetzt besser, als uns allen, Rudi. Und ich weiß nicht, ob's ihr leicht auf der Welt wieder wohl worden wäre. Wer so lang alles so schwer aufgenommen, wie sie, der kommt nicht mehr so leicht zu sich selber. Rudi. Das ist auch wahr. Gertr. Was du jetzt am besten zum Andenken deiner Frau selig tun kannst, und was ihr jetzt im Himmel Trost und Freud sein wird, ist dieses, daß du deine Kinder sorgfältig auferziehest, daß sie

nicht so unglücklich werden, wie sie. Und glaub mir, es kommt, weiß Gott, in der Jugend auf Kleinigkeiten an: ob ein Kind eine halbe Stunde früher oder später aufstehe, ob es seine Sonntagskleider die Woche über in einen Winkel werfe oder sorgfältig und sauber zusammen an einen Ort lege, ob es gelernt, das Brot, Mehl und Anken in der Woche richtig abzuteilen und mit dem Gleichen auszukommen, oder ob es hierüber unachtsam bald mehr, bald weniger gebraucht, ohne es zu wissen, solche Sachen sind es, welche hundertmal machen, daß eine Frau mit dem besten Herzen ins größte Elend kommt und ihren Mann und ihre Kinder darein bringt. Und ich muß dir sagen — du weißt wohl, daß ich es ihr nicht in böser Meinung nachrede — deine Frau ist gar nicht zur Hausordnung gezogen worden. Ich kannte des alten Schoders; es ist mehr in ihrer Haushaltung verfaulet und zu Grund gegangen, als recht ist und als man sagen darf. Rudi. Sie ist in der Jugend zu viel im Pfarrhaus gesteckt. Gertr. Auch das ist wahr. Rudi. Es hat mir hundertmal die Augen übertrieben, wenn sie das Betbuch oder die neue Erklärung der Offenbarung in die Hand nahm, und die Kinder nicht gewaschen und nicht gestrählt waren, und ich selber alle Tage in die Küche mußte, das Feuer auf dem Herd zu schürgen, wenn ich nicht gefahren wollte, daß sie mir mit ihrer Vergeßlosigkeit noch das Haus anzünde. Gertr. Wenn man's mit den Büchern recht macht, so müssen die Bücher einer Frau sein wie der Sonntagsrock, und die Arbeit wie die Werktagsjüppe. Rudi. Ich muß meines Elends jetzt selber lachen. Sie hatte eben diese Sonntagsjüppe alle Tag an, und zog die Kinder, als wenn Beten und Lesen alles wäre, warum man auf der Welt lebt. Gertr. Damit macht man just, daß sie das Beten und Lesen dann wieder vergessen, wenn sie es recht nötig hätten. Rudi. Das ist uns leider just begegnet: weil sie da krank worden, und nirgends kein Brot mehr da war, so rührte sie auch kein Buch mehr mit ihnen an, und weinte nur, wenn ihr eins vor Augen kam. Gertr. Laß dir das jetzt zur Warnung dienen, Rudi, und

lehr eben deine Kinder vor allem Schwatzen Brot verdienen. Rudi. Ich bin völlig dieser Meinung, und will sie von Stund an zur Nähterin schicken. Gertr. Du mußt sie erst kleiden. So wie sie jetzt sind, müssen sie mir nicht zur Stube hinaus. Rudi. Kauf ihnen doch Zeug zu Röcken und Hemdern! Ich verstehe es nicht. Ich will das Geld heute noch entlehnen. Gertr. Nichts entlehnen, Rudi. Das Zeug will ich kaufen, und im Heuet[20] zahlst du es. Rudi. Warum nicht entlehnen? Gertr. Weil es zur guten Hausordnung gehört, nie nichts von einem Nagel an den andern zu hängen, und weil unter hunderten, die leihen, nicht zehn sind, die nicht wieder dafür brandschatzen, und sonderbar[21] dich: du bist zu gut; es würden sich geschwind genug Blutsauger an dich machen und dich in allen Ecken rupfen. Rudi. Gottlob, daß sie etwas zu rupfen finden! Gertr. Ich möchte darüber nicht spaßen. Du mußt dich im Ernst achten, auf alle Weise, damit du das behaltest, was Gott dir und deinen Kindern nach so langem Leiden wieder gegeben.

Der Rudi stutzte eine Weile und sagte dann: Du wirst doch dawider nicht sein: ich teile einmal die Matte mit dem Vogt, so lang er lebt. Gertr. Was ist jetzt das? Rudi. Ich hab's in Gottes Namen dem Pfarrer versprochen, so lang er lebe, ihm für eine Kuh Heufutter ab der Matte zu geben. Er ist jetzt ein armer alter Tropf, und ich konnte ihn nicht in dem Elend sehen, in dem ich selber war. Gertr. Es kommt doch noch besser heraus, als es tönte. Ich meinte, du wolltest die Matte mit ihm teilen; jetzt bleibest du doch beim Futter. Rudi. Nein, daran kam mir kein Sinn. Die muß, will's Gott, auf Kind und Kindskinder hinunter mein bleiben; aber das Futter, das will ich ihm in Gottes Namen halten, wie ich's dem Pfarrer versprochen. Gertr. Ich will dich gar nicht daran hindern; aber doch dünkt mich, du hättest zuerst warten können, ob's der Vogt so gar nötig haben möchte, eh du ihm das versprochen. Rudi. Der Pfarrer hat das auch gesagt; aber wenn du die Großmutter auf ihrem Todbett wie ich für ihn beten gehört hättest, daß es

ihm noch wohl gehe, du hättest gewiß auch nicht anders können, als ihm, wie ich, so viel möglich, dazu helfen. Gertr. Hat sie noch auf ihrem Todbett für ihn gebetet? Rudi. Ja, Gertrud, und das mit tausend Tränen. Gertr. Ach, dann ist's recht, daß du es tust.

Währenddem der Rudi so mit ihr redete, machte Gertrud die Kinder aufstehen, wusch ihnen Gesicht und Hände, kämmte sie mit einer Sorgfalt und Schonung, die sie nicht kannten, und ließ sie auch ihre Kleider steifer und ordentlicher anlegen, als sie sonst gewohnt waren. Darauf ging sie in ihre Hütte, kam mit ihrem Zuber und Besen und Bürsten zurück, fing dann an, die Stube zu reinigen, und zeigte auch dem Rudi, wie er dasselbe machen und angreifen müsse, und was die Kinder ihm dabei helfen können. Dieser gab sich alle Mühe, und nach ein paar Stunden konnte er es so wohl, daß ihn Gertrud jetzt allein machen ließ und wieder heimging. Wenn dir die Kinder dann brav geholfen, so schick sie auf den Abend zu mir! sagte sie im Weggehen.

Der Rudi wußte nicht, was er sagen und machen wollte, als sie jetzt fort war, so war's ihm ums Herz. Eine Weile hatte er die Hände still, bürstete und fegete nicht, sondern staunte und dachte bei sich selber: Es wäre mir einmal in Gottes Namen, wie wenn ich im Himmel wär, wenn ich so eine Frau hätte. Und als er auf den Abend ihr seine Kinder schickte, gab er seit Jahren das erste Mal wieder acht, ob ihre Hände und Gesicht sauber und ihre Haare und Kleider in der Ordnung wären, so daß sich die Kinder selber darob wunderten, und die Nachbaren, die sie so ordentlich aus dem Hause gehen sahen, sagten: Er will gewiß bald wieder weiben.

Die Kleinen fanden des Maurers Kinder alle an ihrer Arbeit. Diese empfingen sie fröhlich und freundlich, aber sie hörten um deswillen keinen Augenblick auf zu arbeiten. Machet, daß ihr mit euerm Feierabend bald fertig werdet, so könnt ihr euch dann mit diesen Lieben lustig machen, bis es 6 Uhr schlägt, sagte ihnen Gertrud. Und die Kinder: Das denk ich, wir wollen eilen; die Sonne scheint wie im Sommer, Mutter.

Aber, daß euer Garn nicht gröber werde! antwortete die Mutter. Du mußt gewiß eher einen Kreuzer mehr als minder von meinem lösen, sagte Lise. Und auch von unserm, riefen aus allen Ecken die andern. Ich will gern sehen, ihr Prahlhanse, erwiderte die Mutter.

Die Kinder des Rudis stunden da, sperrten Maul und Augen auf ob der schönen Arbeit und dem fröhlichen Wesen in dieser Stube. Könnt ihr auch spinnen? fragte jetzt Gertrud. Ach nein, erwiderten die Kinder. Gertrud erwiderte: So müßt ihr's lernen, ihr Lieben. Meine Kinder ließen sich's nicht abkaufen, und sind am Samstag so lustig, wenn jedes so seine etlichen Batzen kriegt. Das Jahr ist lang, ihr Lieben; wenn man's so alle Wochen zusammenspinnt, so gibt's am End des Jahrs viel Geld, und man weiß nicht, wie man dazu gekommen. — Äh, bitte, lehre es uns auch, sagten die Kinder, und schmiegten sich an den Arm der guten Frau. Das will ich gern, antwortete Gertrud. Kommt nur alle Tage, wenn ihr wollet. Ihr müsset es bald können.

Indessen hatten die andern ihren Feierabend aufgesponnen, versorgten ihr Garn und ihre Räder, sangen mitunter:

> Feirabend, Feirabend, lieb' Mutter,
> Feirabend in unserm Haus!
> Z'Nacht gehen wir alle gern nieder,
> Am Morgen steht alles froh auf! —

nahmen dann ihre Gäste bei der Hand; heiter wie der Abend sprangen jetzt alle Kinder auf der Matte auf allen Seiten dem Hag nach und rund um die Bäume. Aber Gertruds Kinder wichen sorgfältiger als des Rudis dem Kot im Weg und den Dornen am Hag aus und hatten Sorg zu den Kleidern; sie banden ihre Strümpfe, ringelten ihre Schuhe alsobald, wenn etwa einem etwas losging, und wenn des Rudis Kinder so etwas nicht achteten, sagten ihnen die guten sogleich: Du verlierest deinen Ringen, dein Strumpfband, oder: du machest dich kotig, oder: du zerreißest dich hier in den Dornen usw.

Des Rudis Kinder liebten die ordentlichen Guten, lächelten bei allem, was diese ihnen sagten, und folgten, wie man kaum Eltern folgt; denn sie sahen, daß sie alles, was sie ihnen sagten, selber taten und es weder böse noch hochmütig meinten. Auf den Schlag 6 Uhr eilten Gertruds Kinder unter das Dach, wie die Vögel, wenn die Sonne unter ist, in ihr Nest eilen. Wollt ihr mit uns? Wir gehen jetzt beten, sagten sie zu des Rudis Kindern. Ja, wir wollen, und auch noch deiner Mutter b'hüti Gott sagen. — Nun, das ist recht, daß ihr kommt, sagten diese, und zogen den Katzenschwanz mit ihnen durch die ganze Matte, die Stiegen hinauf und bis an den Tisch, wo sie sich dann zum Beten hinsetzten.

Müßt ihr um 6 Uhr nicht auch heim zum Beten, ihr Lieben? fragte jetzt Gertrud des Rudis Kinder. Wir beten erst, wenn wir ins Bett gehen, sagte das älteste. Und wann müßt ihr ins Bett? fragte Gertrud. Was weiß ich, antwortete das Kind, und ein andres: So wenn's anfängt nachten (dunkel werden). Nun, so könnt ihr noch mit uns beten; aber dann ist's auch Zeit mit euch heim, sagte Gertrud. Es macht nichts, wenn's schon dunkelt, wir fürchten uns nicht, antwortete das älteste. Und wenn wir alle bei einander sind, setzte ein andres hinzu. Und dann beteten die Kinder Gertruds mit ihrer Mutter in ihrer Ordnung, und sie ließ auch des Rudis Kinder die Gebete beten, die sie konnten, und begleitete sie dann bis zum Hausgatter. Habet recht Sorg, daß keines falle, ihr Lieben, und grüßet mir den Vater, und kommet bald wieder! Ein andermal will ich euch ein Spinnrad bereit machen, wenn ihr's lernen wollet, sagte Gertrud ihnen zum Abschied, und sah ihnen die Gasse durch nach, bis sie um die Ecke herum, und die Kinder schreien ihr, so weit man sie hören konnte, zurück: B'hüte Gott! und: Danke Gott! und: Schlaf wohl, du liebe Frau! —

Diese Frau hatte nach alter Großmutterart ihre kurzen Sprüchlein, mit denen sie gemeiniglich im Augenblick den rechten Weg fand, wo andre Leut, die sonst sich viel ge-

scheiter glaubten als sie, bei Stund und Tagen plauderten, ob sie links oder rechts wollten: Zu allem schweigen, was einen nicht angeht. Von dem das Maul nicht auftun, was man nicht wohl versteht. Beiseits gehen, wo man zu laut oder zu leise redet. Das wohl zu lernen suchen, was man wohl brauchen kann. Mit Kopf und Herzen immer am rechten Ort zu sein, und nie an gar vielen, aber immer bei sich selber. Und denen, so man schuldig, und denen, so man liebt, mit Leib und Seel zu dienen. Solche kleine Sprüche waren dieser Frau der Leitfaden zu einer häuslichen und bürgerlichen Weisheit, über die sich Bücher schreiben ließen, wenn es möglich wäre, ihre Weisheit zu besitzen, und doch Bücher schreiben zu können.

Im Sturm des aufgebrachten und verirrten Dorfs entging dieser Frau kein einziges Wort, das man nur hätte mißdeuten können, keines, bei dem man sie ins Spiel hineinziehen, keines, ob dem man sie hassen, keines, bei dem man sie nur auslachen könnte.

Des Rudis Kinder waren jetzt fast alle Tage bei ihr und lernten täglich mehr auf sich selber und auf alles, was um sie her ist, Achtung geben und Sorg tragen. Bei ihrem Spinnen und Nähen lehrte sie die guten Kinder auch noch zählen und rechnen. Zählen und Rechnen ist der Grund aller Ordnung im Kopf; das war eine der Meinungen, die Gertrud am eifrigsten behauptete, und die in ihre Erziehung einen großen Einfluß hatten. Ihre Manier war diese: sie ließ die Kinder während dem Spinnen und Nähen ihre Fäden und Nadelstiche hinter sich und für sich zählen, und mit ungleichen Zahlen überspringen, zusetzen und abziehen.

Die Kinder trieben einander bei diesem Spiel gar gern selber, welches am geschwindesten und sichersten darin fortkomme. Wenn sie dann müd waren, sangen sie Lieder, und am Morgen und am Abend betete sie mit ihnen kurze Gebete. Ihr liebstes Gebet und das, so sie die Kinder zuerst lehrte, heißt:

O Gott, du frommer Gott!
Du Brunnquell aller Gaben!
Ohn den nichts ist, das ist,
Von dem wir alles haben!
Gesunden Leib gib mir,
Und daß in solchem Leib
Ein unverletzte Seel
Und rein Gewissen bleib!

Ich möchte so gern viel von dieser Frau reden, und weiß so wenig von ihr zu sagen, und hingegen muß ich so viel von der Schelmenbande reden. Es kann nicht anders sein: wo es krumm und dumm geht, da gibt's alle Augenblick etwas andres; wo es hingegen in der Ordnung und gut geht, da bleibt's immer gar gern und gar lang beim alten . . .

Leser, ich möchte dir dennoch ein Bild suchen von dieser Frau, damit sie dir lebhaft vor Augen schwebe, und ihr stilles Tun dir immer unvergeßlich bleibe. Es ist viel, was ich sagen will, aber ich scheue mich nicht, es zu sagen: So gehet die Sonne Gottes vom Morgen bis am Abend ihre Bahn; dein Auge bemerkt keinen ihrer Schritte, und dein Ohr höret ihren Lauf nicht; aber bei ihrem Untergang weißt du, daß sie wieder aufstehet und fortwirkt, die Erde zu wärmen, bis ihre Früchte reif sind.

Leser, es ist viel, was ich sage, aber ich scheue mich nicht, es zu sagen: Dieses Bild der großen Mutter, die über der Erde brütet, ist das Bild der Gertrud und eines jeden Weibs, das seine Wohnstube zum Heiligtum Gottes erhebt, und ob Mann und Kindern den Himmel verdient.[22]

2. Aus dem Wirken des Pfarrers.

Nachdem der Pfarrer den durch die vermeinte Teufelserscheinung geängsteten Vogt zum Geständnis seiner schwersten Vergehen gebracht hat, sucht Arner die günstige Gelegenheit zu benutzen, um das durch den seltsamen Vorfall aufgeregte Volk vom Aberglauben zu heilen. Er beruft in dieser Absicht die Gemeinde.

Vorher ging der Junker noch ein paar Augenblick in die obere Stube zum Pfarrer, und sagte: Ich trinke noch eins, Herr Pfarrer, denn ich will gutes Muts sein an der

Gemeind; das muß man sein, wenn man den Leuten etwas beibringen will. — Nichts ist gewisser, sagte der Pfarrer. Und der Junker nötigte ihn, auch eins zu trinken, und sagte: Wenn nur auch einmal die Geistlichen lernten, so ganz ohne Umschweif und Zeremonie mit den Leuten umgehn, Herr Pfarrer! Sobald die Leute einen freudigen Mut, ein ungezwungenes, offenes Wesen an einem sehn, so sind sie schon halb gewonnen. — Ach, Junker, sagte der Pfarrer, eben das so geradehin, mit gutem Mut, mit freudigem, ungezwungenem Wesen mit den Leuten umgehen, daran werden wir auf tausenderlei Arten gehindert. Junker. Das ist ein Unglück für Ihren Stand, Herr Pfarrer, das sehr weit langt. Pfarrer. Sie haben ganz Recht, Junker. Ungezwungener, treuherziger und offener sollte niemand mit den Leuten umgehn können, als die Geistlichen. Sie sollten Volksmänner sein, und dazu gebildet werden; sie sollten den Leuten in den Augen ansehn, was und wo sie reden und schweigen sollen. Ihre Worte sollten sie sparen wie Gold, und sie hergeben wie nichts, so leicht, so treffend und so menschenfreundlich, wie ihr Meister. Aber ach, sie bilden sich in andern Schulen, und man muß Geduld haben, Junker. Es sind in allen Ständen noch gleich viel Hindernisse für die liebe Einfalt und für die Natur. Junker. Es ist so, man kommt in allen Ständen immer mehr von dem weg, was man eigentlich darin sein sollte. Man muß oft und viel Zeit, in der man wichtige Pflichten seines Standes erfüllen sollte, mit Zeremonien und Komödien zubringen; und es sind wenige Menschen, die unter der Last der Etikettenformulare und Pedantereien das Gefühl ihrer Pflichten und das innere Wesen ihrer Bestimmung so rein erhalten, wie es Ihnen gelungen ist, mein lieber Herr Pfarrer. Aber an Ihrer Seite ist's mir Freude und Lust, die selige Bestimmung meiner Vaterwürde zu fühlen; auch will ich trachten, diese Bestimmung mit reinem Herzen zu erfüllen, und wie Sie von allen Zeremonien und Gaukeleien, die man mit den Menschen spielt, nur das mitmachen, was ich muß. Pfarrer.

Sie beschämen mich, gnädiger Herr. Junker. Ich fühle, was ich sage. Aber es wird bald läuten. Ich sehne mich recht auf die Komödie an der Gemeind. Diesmal, glaube ich, wolle ich ihnen etwas von ihrem Aberglauben austreiben. Pfarrer. Gott gebe, daß es Ihnen gelinge! Dieser Aberglaube ist allem Guten, das man den Leuten beibringen will, immer so viel und stark im Weg. Junker. Ich fühle es auch an meinem Orte, wie oft und viel er sie in ihren Angelegenheiten dumm, furchtsam und verwirrt macht. Pfarrer. Er gibt dem Kopf des Menschen einen krummen Schnitt, der alles, was er tut, redet und urteilt, verrückt; und, was noch weit wichtiger ist, er verdirbt das Herz des Menschen, und flößt ihm eine stolze und rohe Härte ein. Junker. Ja, Herr Pfarrer, man kann die reine Einfalt der Natur und die blinde Dummheit des Aberglaubens nie genug unterscheiden. Pfarrer. Sie haben ganz Recht, Junker. Die unverdorbene Einfalt der Natur ist empfänglich für jeden Eindruck der Wahrheit und der Tugend; sie ist wie eine weiche Schreibtafel. Die Dummheit des Aberglaubens aber ist wie gegossenes Erz, keines Eindrucks fähig als durch Feuer und Flammen. Und ich will jetzt nur, Junker, da Sie von diesem Unterschiede, der mir in meinem Berufe so wichtig ist, angefangen haben, einen Augenblick davon fortschwatzen. Junker. Ich bitte Sie darum, Herr Pfarrer. Die Sache ist mir eben so wichtig. Pfarrer. Der Mensch in der unverdorbenen Einfalt seiner Natur weiß wenig; aber sein Wissen ist in Ordnung, seine Aufmerksamkeit ist fest und stark auf das gerichtet, was ihm verständlich und brauchbar ist. Er bildet sich nichts darauf ein, etwas zu wissen, das er nicht versteht und nicht braucht. Die Dummheit des Aberglaubens aber hat keine Ordnung in ihrem Wissen; sie prahlt, das zu wissen, was sie nicht weiß und nicht versteht; sie maßet sich an, die Unordnung ihres Wissens sei göttliche Ordnung, und der vergängliche Glanz ihrer Schaumblase sei göttliche Weisheit und göttliches Licht. Die Einfalt und die Unschuld der Natur brauchen alle Sinnen, ur-

teilen nicht unüberlegt, sehen alles ruhig und bedächtlich an, dulden Widerspruch, sorgen und eifern für Bedürfnis und nicht für Meinung, und wandeln sanft und still und voll Liebe einher. Der Aberglaube aber setzt seine Meinung gegen seine Sinnen und gegen aller Menschen Sinnen. Er findet nur Ruhe im Triumph seines Eigendünkels, und er stürmt damit unsanft und wild und hart durch sein ganzes Leben. Den Menschen in seiner reinen Einfalt leiten sein unverdorbenes Herz, auf das er sich immer getrost verlassen kann, und seine Sinnen, die er mit Ruhe braucht. Den Abergläubigen aber leitet seine Meinung, welcher er sein Herz, seine Sinnen und oft Gott, Vaterland, seinen Nächsten und sich selbst aufopfert. Junker. Das zeigt die Geschichte auf allen Blättern; und auch ein kleines Maß von Erfahrung und von Weltkenntnis überzeugt einen jeden, daß Hartherzigkeit und Aberglaube immer gepaart gehn, und daß sie nichts als schädliche und bittere Folgen mit sich führen. Pfarrer. Aus diesem wesentlichen Unterschied der Einfalt des guten, unentwickelten Menschen und der Dummheit des Aberglaubens erhellet, Junker, daß das beste Mittel, gegen den Aberglauben zu wirken, dieses ist: den Wahrheitsunterricht in der Auferziehung des Volks auf das reine Gefühl der sanften und guten Unschuld und Liebe zu bauen, und die Kraft ihrer Aufmerksamkeit auf nahe Gegenstände zu lenken, die sie in ihren persönlichen Lagen interessieren. Junker. Ich begreife Sie, Herr Pfarrer, und ich finde wie Sie, daß dadurch Aberglauben und Vorurteil ihren Stachel, ihre innere Schädlichkeit, ihre Übereinstimmung mit den Leidenschaften und Begierden eines bösen Herzens und mit den grundlosen Grillen der armseligen Einbildung eines müßigen, spintisierenden Wissens verlieren würden. Und so wäre der Rest der Vorurteile und des Aberglaubens nur noch totes Wort und Schatten der Sache ohne inneres Gift, und er würde dann von selbst fallen. Pfarrer. So sehe ich es einmal an, Junker. Ordnung, nahe Gegenstände, und die sanfte Entwicklung der Menschlichkeitstriebe müssen die Grundlagen

des Volksunterrichts sein, weil sie unzweifelbar die Grundlage der wahren menschlichen Weisheit sind. Starke Aufmerksamkeit auf Meinungen und auf entfernte Gegenstände und schwache auf Pflicht und auf Tat und auf nahe Verhältnisse ist Unordnung im Wesen des menschlichen Geistes. Sie pflanzet Unwissenheit in unsern wichtigsten Angelegenheiten, und dumme Vorliebe für Wissen und Kenntnis, die uns nicht angehn. Und Roheit und Härte des Herzens sind die natürlichen Folgen alles Stolzes und aller Präsumtionen; daher denn offenbar die Quelle des innern Gifts des Aberglaubens und der Vorurteile darin zu suchen ist, daß beim Unterricht des Volks seine Aufmerksamkeit nicht fest und stark auf Gegenstände gelenkt wird, die seine Personallage nahe und wichtig interessieren, und sein Herz zu reiner, sanfter Menschlichkeit in allen Umständen stimmen. Täte man das mit Ernst und Eifer, wie man mit Ernst und Eifer Meinungen einprägt, so würde man den Aberglauben an seinen Wurzeln untergraben und ihm alle seine Macht rauben. Aber ich fühle täglich mehr, wie weit wir in dieser Arbeit noch zurück sind. Junker. Es ist in der Welt alles vergleichungsweise wahr oder nicht wahr. Es waren weit rohere Zeiten, Zeiten, wo man Gespenster glauben oder ein Ketzer sein mußte; Zeiten, wo man alte Frauen auf Verdacht und boshafte Klagen hin an der Folter fragen mußte, was sie mit dem Teufel gehabt, oder Gefahr lief, seine Rechte und seinen Gerichtstuhl zu verlieren. Pfarrer. Das ist gottlob vorbei; aber es ist noch viel des alten Sauerteigs übrig. Junker. Nur Mut gefaßt, Herr Pfarrer! Es fällt ein Stein nach dem andern vom Tempel des Aberglaubens; wenn man nur auch so eifrig an Gottes Tempel aufbauete, als man an dem Tempel des Aberglaubens hinunterreißt! Pfarrer. Eben da fehlt's, und eben das schwächt oder zernichtet meine Freude darüber, daß man gegen den Aberglauben arbeitet; weil ich sehe, daß alle diese Leute gar nicht bekümmert sind, das Heiligtum Gottes, die Religion, in ihrer Kraft und in ihrer Stärke auf der Erde

zu erhalten. Junker. Es ist so; aber bei allen Revolutionen will man im Anfang das Kind mit dem Bad ausschütten. Man hatte Recht, den Tempel des Herrn zu reinigen; aber man fühlet jetzo schon, daß man im Eifer seine Mauern zerstoßen hat, und man wird zurückkommen und die Mauern wieder aufbauen. Pfarrer. Ich hoffe es zu Gott, und sehe es mit meinen Augen, daß man anfängt zu fühlen, daß die eingerissene Irreligiosität die menschliche Glückseligkeit unendlich untergräbt. Junker. Indessen müssen wir gehn, und ich will einmal auch heute gegen den Aberglauben stürmen, und eure Gespensterkapelle zu Bonnal angreifen. Pfarrer. Möge es Ihnen gelingen! Ich habe es mit meinem Angreifen und mit meinem Predigen dagegen noch nicht weit gebracht. Junker. Ich will's nicht mit Worten versuchen, Herr Pfarrer. Mein Hühnerträger muß mit seinem Korb und mit seiner Laterne, mit seinem Karst und mit seinem Pickel mir überflüssige Worte sparen. Pfarrer. Ich glaube im Ernst, dieser werde es vortrefflich gut machen; denn es ist gewiß, wenn man solche Vorfälle wohl zu benutzen weiß, so richtet man dadurch in einem Augenblick mehr aus, als mit allen Rednerkünsten in einem halben Jahrhundert.

Arner überführt die inzwischen auf dem Gemeindeplatz versammelten Dorfleute, die den Teufel in Person gesehen haben wollen, dadurch ihres Irrtums, daß er den Hühnerträger genau in dem Aufzug und mit dem Geschrei, mit dem er in jener Nacht dem Vogt (der im finstern Wald beschäftigt war, dem Junker einen Markstein zu verrücken), einen so heilsamen Schrecken eingejagt hat, jetzt vor ihnen auftreten läßt, so daß sie erkennen müssen, er sei es gewesen, den sie für den Teufel gehalten haben. Der Pfarrer benutzt dann am folgenden Sonntag die Geschichte des Vogts zu einer eindringlichen Predigt, die dieser als Gefangener vor der Gemeinde mit anhören muß.

Er redete mit dem Volk über den Vogt, über ihn selber, über das Elend der Sünde, und über das Glück des Rechttuns. Es war, wie wenn er einem jeden aus dem Herzen redete, wie wenn er einem jeden in seine Wohnstube hineindrang und ihn abmalte, wie er mit Weib und Kind, mit

Vater und Bruder, mit Knecht und Magd umging, und mit Unvorsichtigkeit und Lieblosigkeit, mit Nachlässigkeit und Leichtsinn links und rechts um sich aus guten Leuten böse mache, und aus kleinen Fehlern große veranlasse, und so selber die Liebsten, die er in der Welt habe, anstatt glücklich, ruhig und zufrieden, unglücklich und elend mache und in eine bedauernswürdige Lage setze. Es war, wie wenn der Vogt in der Hand des Pfarrers ein Spiegel wäre; so sah das Volk in dem unglücklichen Manne sich selber. Und der Segen des Herrn war mit dem Pfarrer. Ihrer viele vergaßen ob seinen Reden den Vogt, und fühlten jetzt nur sich selber, und dachten jetzt nur an sich selber. — Ein paar Stellen aus seiner Rede muß ich doch hersetzen.

„Liebe Menschen, daß doch keines von euch allen meine, dieses Unglück hätte ihm nicht auch begegnen können! Hebet euere Augen auf und sehet: warum steht der arme Mann vor euch? Antwortet! Ist's etwas andres, als weil er hochmütig, geizig, hartherzig und undankbar gegen Gott und Menschen war? . . . Und hebet eure Augen auf vor dem Angesicht Gottes und redet: Wer unter euch ist nicht geizig, hartherzig und undankbar? Redet, redet! Rede, Mann! Weib, steh auf und rede! Ist einer unter euch nicht hochmütig, nicht geizig, nicht hartherzig, nicht undankbar? Er stehe auf, er sei unser Lehrer! Ich will zu seinen Füßen sitzen und ihn hören und ihm anhangen, wie ein Kind seinem Vater anhanget. Denn ich, o Herr, bin ein Sünder, und meine Seele ist nicht rein von allem dem Bösen, um deswillen der arme Mann vor euch leidet."

Über den Unterschied zwischen der Sünde in ihrem Anfang und zwischen der größten Verwilderung, in welcher der Vogt lebte, sagte er ihnen folgendes Gleichnis: „Es ist ein großer Unterschied zwischen einer Kornähre und einem ganzen Viertel Frucht. Aber wenn du die Ähre säest und übers Jahr schneidest, so hast du vielleicht hundert, und säest du hunderte wieder, so hast du im zweiten Jahre von einer einzigen Ähre dein Viertel Frucht. — Liebe Menschen, wenn

der Same des Bösen in uns ist, so trägt er Frucht, und wie die einzige Ähre mit Zeit und Jahren ein Viertel Frucht wird, so wird deine Sünde mit Zeit und Jahren stark und schwer in dir, o Mensch! Darum halte den Unterschied des Samenkorns und der Frucht, die du mit Vierteln missest, nicht größer als er ist, und denke nicht, daß du nicht ob jeder Sünde werden könnest, was der arme Tropf, wenn du nicht mit Mühe und Arbeit ihren Samen in dir selber zu ersticken und auszurotten trachtest."

Ein andermal sagte er: „Meine Kinder, sehet jetzt die Gerechtigkeit der Welt, und zittert! Die Gerechtigkeit der Erde zermalmet, zerknirschet und tötet. Weinet über den Elenden, und über alle Menschen, die in die Hand der Gerechtigkeit fallen, und bittet Gott, daß sich die Fürsten je länger je mehr dieser Armen und Elenden erbarmen, und ihre Leiden nie größer machen, als die Not es erfordert! — Und, meine Kinder, werdet selber je länger, je menschlicher, schonender, gewissenhafter gegen solche Unglückliche, und glaubet, das Beispiel der Knechte, die mit ihren Mitknechten, welche im Unglück sind, Mitleid zeigen, muß auch auf die Herren der Erde wirken, daß auch sie mitleidig und schonend gegen Unglückliche werden."

Nach Anordnung Arners muß nun der Pfarrer dem Lebensgange des Vogts genau nachforschen, „damit man deutlich und klar finden könne, woher eigentlich diese große Ruchlosigkeit und diese Härte seines Herzens entsprungen sind". Inzwischen stirbt die Vögtin.

Ihr Mann lag in stummem, stillem Schweigen vor ihrem Bett. Sie bot ihm tröstend die Hand, nahm bei ihm Abschied, wünschte ihm Gottes Segen, und bat ihn noch um Verzeihung. — O, Gott! ich muß dich um Verzeihung bitten; ich bin an deinem Elend schuld, sagte der Vogt. Ich nicht weniger an deinem, erwiderte die Vögtin, und beide weinten heiße Tränen.

Nach einer Weile kam auch der Pfarrer zu ihnen. Er saß neben sie hin und vergoß Tränen, wenn sie weinte, redete kein Wort, wenn sie Schmerzen hatte, und war immer auf das,

was sie jeden Augenblick nötig hatte, aufmerksam. So war er bei allen Kranken; denn er glaubte, man müsse mit dem reinsten menschlichen Sinn den Grund der heiligen Lehre legen, ehe man ihre Worte in den Mund nehme. Er machte überhaupt immer gar wenig aus Worten, und sagte, sie seien, wie der Rauch, Zeichen des Feuers, nicht das Feuer selbst; und je reiner das Feuer, je weniger Rauch, und je reiner die menschliche Lehre, je weniger Worte. Er sagte: Das viele Wortwesen ist ganz und gar nicht für den gemeinen Mann. Je mehr Worte, je schwächer drückt man für ihn aus, was man für ihn im Herzen hat. Die vielen Worte bringen ihm alles durch einander, und heben ihm jeden Augenblick hundert Nebensachen über die Hauptsache empor. Aber die Menschen unsrer Zeit sind von früher Jugend an an das arme Wortwesen wie verkauft, und haben fast keinen Sinn mehr für den wortleeren, reinen Ausdruck der innern Güte und Frommheit der Menschen, durch welche die äußern Zeichen derselben geheiligt werden.

Mein guter Pfarrer mußte sich Jahre lang bei seinen Bauern gleichsam entschuldigen, daß er nicht allemal fast in eben dem Augenblick, da er in eine Stube hineintrat, überlaut zu beten anfing. Aber nach und nach gewöhnten sie sich doch an ihn. Sein wehmutvolles Schweigen, sein inniges Teilnehmen, sein Antlitz voll Liebe und Glaubens drückte am Todbette der Menschen mehr, als keine Worte es konnten, den Geist seiner Lehre, das Glück und die Pflichten dieses, und das Glück und die Hoffnungen jenes Lebens aus. Es war sein Grundsatz: Nur derjenige, welcher aufmerksam auf die Umstände und Bedürfnisse der Menschen in diesem Leben sei, könne ihnen die Lehre von jenem Leben wohl ins Herz bringen. Deswegen suchte er seinen Nebenmenschen, so viel er konnte, das zu sein und das zu geben, was er sah, daß in jedem Augenblick ihnen das beste wäre; und es war seine Gewohnheit, gar viel und gar lange zu sehen und zu hören, was der Mensch selber suche, wünsche, denke, verstehe und sei, ehe er viel mit jemand redete. So kam es, daß er bei seinen

Pfarrkindern gewöhnlich, und sogar beim Kranken- und Todbette, völlig da saß wie ein anderer Mensch, und meistenteils unter allen, die da waren, am wenigsten redete. Wenn er dann aber redete, so war er auch mit ganzer Seele bei jedem Wort, das er sagte, und es war, wie wenn er in den Geist der Sterbenden hineindringen, aus ihm herausbringen und ihm auf die Zunge legen könnte, was er nur wollte. Auch waren in allen Haushaltungen die Todbetten unvergeßlich, bei denen er gegenwärtig gewesen. —

Er legt dann vor der Gemeinde den Lebenslauf des Vogts ausführlich dar. Er beschließt seine Predigt:

Ja, wenn ich alles zusammennehme, was er getan, aber dann auch überlege, wie er zu dem gekommen, was er getan, und wie er das worden, was er war, und endlich, wie er von dem bösen Sinn wieder zurückgekommen, so kann ich nichts andres von ihm sagen, als: er ist ein Mensch wie wir. Und ob er schon dasteht zum Beispiel der Sünde, in uns auszutilgen die Keime der Bosheit, die ihn zu seinen Taten verführt, so kann ich am End doch nichts andres von ihm sagen, als: er ist ein Mensch wie wir; und muß die Worte wiederholen, die ich vor 14 Tagen schon zu euch sagte: Daß doch keines von uns allen meine, dieses Unglück hätte ihm nicht auch begegnen können! Hebet eure Augen auf und sehet: warum stehet er vor euch? Ist es etwas andres, als weil er hochmütig, geizig, hartherzig und undankbar war? Und nun redet, ich frage euch wieder: Ist einer unter euch nicht hochmütig, nicht geizig, nicht hartherzig, nicht undankbar? Er stehe auf und sei unser Lehrer! Denn ich, o Herr, bin ein Sünder und meine Seele ist nicht rein von allem Bösen, um dessen willen der arme Mensch vor euch leidet, und je mehr ich seinem Leben nachdenke, je mehr weiß ich in Beziehung auf mich nichts zu sagen, als: Ich will Gott danken, daß er nicht solche Versuchungen über mein Haupt gehäufet, wie diejenigen waren, unter denen dieser arme Mann lebte. Ich will Gott danken, daß er mir einen Vater und eine Mutter gegeben, die mich in Zucht und Ehren erzogen und Arbeit und Ordnung liebhaben gelehrt. Ich will Gott danken, daß ich kein Vogt

und kein Weibel worden, und mein Brot in keinem Beruf suchen müssen, in welchem man täglich so viel Bedrückendes gegen seine Mitmenschen tun muß. Ich will Gott danken, daß ich von Jugend auf unter besseren und frömmern Menschen gelebt, und nicht von Kindsbeinen auf so viel Beispiele der Torheit, der Unordnung, der Gedankenlosigkeit und Niederträchtigkeit vor meinen Augen hatte. O, Gott! Auf meine Kniee will ich fallen und dich anbeten, daß deine Welt mir immer in einem reinern und bessern Licht vor Augen gestanden, und mich ruhiger, glücklicher und seliger bildete, als diesen Mann, der noch in den Tagen seines Alters und seiner Entkräftung von den Folgen seiner Torheiten und seiner Irrtümer bis an die Grenzen der Verzweiflung gebracht worden.

O, ihr Menschen, was soll ich mehr sagen? Mein Herz ist bewegt von innigem Mitleiden gegen ihn, und ich kann nichts mehr sagen als dieses: Handle doch keiner von euch an ihm, wie man gemeiniglich an den Unglücklichen handelt, die in die Hand der Oberkeit geraten! O ihr Menschen, die Geschlechter der Erde handeln nicht recht an diesen Elenden; sie nehmen zuerst teil an ihren Greueltaten, sie spielen mit ihnen die Spiele ihres Lebens, sie reizen sie zu ihren Verbrechen, sie pflanzen in ihnen den Unsinn ihrer Sitten, und nähren in ihnen die Keime der Laster; dann aber, wenn sie unglücklich werden und in die Hand der Oberkeit geraten, verlassen sie dieselben, und handeln in ihrem Elend gegen sie, als ob sie dieselben nicht kennten, und nie mit ihnen die Spiele des Mutwillens gespielt hätten, durch welche diese Elenden verheeret worden. O, ihr Menschen, dann werden diese Unglücklichen in ihrem Innern wie wütend über ihr hartes Geschlecht, schlucken in sich Verachtung und Menschenhaß und Rachgrimm, und werden zehnfach abscheulicher, als sie vorher waren.

Liebe Menschen! ich rede sonst selten und nicht gern mit euch vom Menschengeschlecht und von mehr Leuten, als von meiner Herde; aber jetzt kann ich nicht anders. Es ist mir, die hundert und abermal hundert tausend von der Oberkeit

bestraften Verbrecher stehen vor meinen Augen, und ich sehe die Geschlechter der Menschen allenthalben so unbillig und hart gegen diese Unglücklichen handeln. Ich möchte meine Stimm erheben und rufen dem Volk der Erde: Erbarme dich dieser Elenden! Ich möchte meine Stimm erheben und rufen dem Volk in niedern Hütten, und ihm sagen: Du Volk in niedern Hütten, du kannst an diesen Unglücklichen tun, was keine Oberkeit an ihnen tun kann: du kannst sie wieder zu Menschen machen, du kannst sie wieder mit sich selber und mit ihren Mitmenschen versöhnen, du kannst ihrem weitern Elend und ihren weitern Verbrechen vorbiegen, und sie an deiner Hand dahin leiten, daß sie zu einer friedlichen Ruhstätt gelangen. Ich möchte dem Volk der Erde, in dessen Brust ein Menschenherz schlägt, zurufen und sagen: Es ist kein Gottesdienst und kein Menschendienst größer und edler, als die Güte, die man gegen Menschen ausübt, welche, durch ihre Fehler verwirret, durch ihre Schande erniedriget, durch ihre Strafe verwildert, wie die gefährlichsten Kranken zur Wiederherstellung ihrer gewaltsam zerstörten Natur und ihres verheerten Daseins mehr als alle andern Menschen Schonung, Menschlichkeit und Liebe nötig haben.

Aber ich erwache von meinem Traum. Das Volk der Erde stehet nicht vor mir, und die Geschlechter der Erde hören mich nicht; und ihr, meine Lieben, mit denen ich rede, werdet an dem Mann, der hier vor euch stehet, nicht unbarmherzig und unempfindlich handeln, sondern vielmehr die Geschichte seines Lebens brauchen, daß ihr einander weniger plaget, und vorbieget, daß ihr unter einander und von einander je länger je weniger verderbt und verheeret werdet, und so des Elends, das unter uns ist, täglich weniger werde.

Es war so drückend, dieses Elend, und ich konnte bis auf diese Stunde so viel als nichts dagegen tun, als Mitleiden mit euch haben und schweigen .... Aber von nun an erwachet meine Hoffnung wieder in mir ....

Ihr Lieben, ich bezeuge es vor dem Angesicht Gottes, und schmeichle ihm nicht: Euer Herr will euer Glück, und baut auf Fundamente, die den Wohlstand euerer Kindes-

kinder sicher stellen werden, wie eueren eigenen. Die alte fromme Einfalt wieder herzustellen, Freuden in Ehren und Freuden zum Segen euch zu verschaffen, euch in euren Wohnstuben glücklich zu machen, euch des Lebens Notdurft ohne Drang und Kummer zu verschaffen, der Liederlichkeit und der Unordnung vorzubiegen, der Gewalttätigkeit, Gefährde und allem Aussaugen Einhalt zu tun, und überhaupt auszureuten und auszutilgen die ersten Ursachen des Elends, das ihr littet, und hingegen wieder herzustellen, zu reinigen und euch zuzuführen die Quellen alles Guten und alles Segens, das euch mangelte: das ist das Ziel eures Herrn, zu welchem er seine Bemühungen gerichtet, für welches er Tage sorget und Nächte wachet. — Mit diesen Worten endete der Pfarrer von Bonnal seine Rede.

3. Die Einrichtung der ländlichen Erziehungsschule.

Wer zur Kirchtür hinausging, sagte: Das war auch eine Predigt! Es war nämlich eine, wie die, so predigen, keine halten und keine halten dürfen. Denn das, was sie auf der Kanzel sagen, und was man sie auf der Kanzel sagen lassen darf, ist in Formen und Model gegossen, in welchen es etwas ganz andres wird, als die Lebensbeschreibung des Hummels. Ihr werdet vielleicht sagen: aber etwas bessres; ich aber will fortfahren.

Es war dem Junker die ganze Zeit über, da der Pfarrer redete, nicht, als ob er Worte hörte, sondern, als ob sein Volk und sein Dorf ihm vor Augen stünde; und mit jedem Wort, das der Pfarrer mehr sagte, war dem Junker schwerer, denn er sah mit jedem Wort mehr, wie alles Böse, das da ist, durch ein tausendfaches Band mit allem, was im Dorfe schwebt und lebt, also zusammenhange, daß er einzeln nichts fruchtbares dagegen ausrichten könne. Es war ihm wie einem Menschen, der auf einer Leiter steht und fühlt, daß der Grund und Boden unter ihm weicht. Es erschütterte

ihn, und darauf vertiefte er sich in Gedanken, daß er eine Weile nichts mehr hörte, was der Pfarrer sagte. In diesem Staunen entwickelte sich in ihm der Gedanke, er müsse notwendig die Umstände und Leute im Dorf näher kennen lernen; dann werde es sich erst zeigen, was er anfangen und wen er vielleicht doch noch zum ein und anderen, was er auszurichten wünsche, brauchen könne. Dieser Gedanke brachte ihn so zu sagen wieder zu sich selber, daß ihm vom übrigen Teil der Predigt kein Wort mehr entging.

Sobald er dann heimkam, sagte er dem Pfarrer, wie es ihm in der Kirche gegangen; und dieser fiel im Augenblick auf den Baumwollen-Meyer, und sagte, wenn je ein Mensch im Dorf sei, der zu demjenigen, was er zur Absicht habe, Hand bieten werde und Hand bieten könne, so sei es dieser Mann und seine Schwester, und erzählte ihm dann über das Essen so viel von diesen zwei sonderbaren Leuten, daß der Junker vor Sehnsucht, sie näher zu kennen, seine Suppe nicht geschwind genug essen konnte und, sobald sie vom Tisch aufstunden, mit dem Pfarrer zu ihm hinging.

Er saß eben mit einem Kind auf dem Schoß vor seiner Haustüre, sah da bei seinem Brunnen unter einem blustvollen[23] Apfelbaum seinen Kindern zu, wie sie mit andern Kindern aus dem Dorf sich lustig machten; aber dachte an nichts weniger, als daß die Herren, die er die Kirchgaß hinabkommen sah, zu ihm wollten. Erst da sie vor seiner Gartentür stille stunden und der Pfarrer die Hand gegen den Riegel zustreckte, kam ihm in Sinn, es könnte so kommen. Da aber stellte er geschwind sein Kind ab, ging mit seiner schneeweißen Sonntagskappe in den Händen den Herren entgegen; sie wollten bei ihm auf dem schönen Platz vor dem Haus absitzen, er aber sagte, es sei doch am Wind, sie sollten so gut sein und mit ihm in die Stube kommen.

Seine Schwester war eben, wie es am Sonntag nach dem Essen ihre Gewohnheit ist, einen Augenblick entnuckt (eingeschlummert) und lag mit Kopf und Händen über der Bibel auf dem Tisch. Sie erwachte mit einem lauten Herr

Je! da die Tür aufging; tat aber doch nicht dergleichen; drückte nur ein wenig ihre Haube wieder zurecht, ehe sie die Herren grüßte; und dann nahm sie eilend einen Schwamm vom gleißenden zinnernen Handbecken, wischte die Rechnungen, mit denen ihr Bruder den ganzen Tisch voll gekreidet, durch und sagte: Es ist eine Ordnung bei uns, daß wir uns schämen müssen, ihr Herren! — Ich wüßte nicht worin, sagte der Junker, und setzte hinzu: Streich doch nichts durch; dein Bruder braucht's vielleicht noch. Das Mareili erwiderte: Er kann's ja wieder anders machen, und fuhr in seiner Arbeit fort; sein Bruder aber sagte auch selber, es habe Recht, er mache manchmal den Tisch im Tag siebenmal so voll, und streiche alles wieder durch, wenn nur ein Kreuzer fehle, so wenig sei daran gelegen.

Sobald der Tisch trocken war, brachte es dann ein großes weißes Tuch mit breiten Strichen, neue zinnerne Teller und silberne Löffel, Messer und Gabeln; dann eine große schöne Hammen (Schinken) und Küchlein, schneeweiß von Zucker. Aber was machst du auch so viel Umstände, sagte der Junker, wir kommen eben vom Essen. Ich glaub's wohl, sagte das Meidli; aber ihr müßt jetzt einmal etwas von der Bauernordnung versuchen, ihr Herren! Warum seid ihr in ein Bauernhaus hineingegangen. — Das ist doch keine Bauernordnung, sagte der Junker; und drehete ein schweres silbernes Messer in der Hand herum. Wohl freilich ist das Bauernordnung, wenn's einer hat und vermag, erwiderte das Mareili. Arner lächelte und das Mareili fing da grad zu erzählen an: Ja, Junker, es war nicht immer so bei uns; da der Pfarrer weiß es wohl. Mein Bruder fing mit fünf Batzen zu hausen [24] an, und ich mußte, weiß Gott, betteln, bis ich groß genug war, einen Dienst zu versehen. So erzählte es seine Historie vom Anfang bis zum Ende. Sein Bruder wollte ihm's zuerst abnehmen, und da er das nicht konnte, entschuldigte er es, daß es so schwatze; der Junker aber sagte, er höre nichts lieber, als wie es braven Leuten aufgegangen. — Ich sah's euch wohl an, sagte das Mareili,

sonst hätte ich auch schweigen können; aber es tut einem auch so wohl, wenn euer Gattung Leute einem auch das Maul gönnen mögen.

Der Junker lächelte und führte es wieder drauf, wie es ihnen aufgegangen und wie sie es haben; und da es lange erzählt, sagte er dann: ob bei dem Verdienst, den die Leute jetzt mit dem Baumwollenwesen haben, nicht auch zu machen wär, daß sie auch hauseten, und es auch ihrer mehrern so aufging? — Das Wirtshaus müßte einmal aus dem Dorf weg, wenn man nur an das denken wollte, erwiderte hastig der Meyer. Seine Schwester sagte weitläufiger: Seht, Junker, es ist halt bei uns so: Wenn einer nicht dürstet, so hungert er, und wenn er dann ins Wirtshaus hinein kommt, und s'Käsli und s'Würstli ihm vor den Augen liegt und in die Nase riecht, so sitzt er in Gotts Namen zu, fängt an zu essen; wann er dann gegessen, so dürstet er eins, und so kommt dann eins nach dem andern, bis es morn am Morgen ist, und er das Halbe, was seine Leute die Woche durch verdient haben, sitzen lassen; und wann er dann den Rausch ausgeschlafen, so will er entweder wieder saufen, oder am Spinnen von Weib und Kindern wieder erschinden, was er verlumpet; dann gehet's so, Junker: ich will's euch zeigen. Mit diesen Worten ging es in seine Kammer, brachte einen ganzen Arm voll Garn, legt's auf den Tisch, und sagte: Sehet Junker, wie es dann geht: Wenn die Männer im Haus so leben, so werden die Weiber daheim und die Kinder bis in die Wiege hinunter ein Lumpenpack — wie sie betrügen und bestehlen, mit wem sie zu tun haben, und bringen uns dann dergleichen Garn, wie ihr da sehet, das voll Unrat und naß ist, daß man's könnte auswinden, damit sie einige Kreuzer dem Vater ableugnen und, wie er, im Wirtshaus vertun und versaufen können.

Sein Bruder setzte mit kurzen Worten hinzu: Das Übel ist, daß die meisten Leute bei uns keinen Anfang haben im Hausen[24]. Der Junker erwiderte ihm: Aber wären sie nicht dazu zu bringen, daß sie oder einmal auch die

Jungen trachteten, zu so einem Anfang im Hausen zu gelangen? Meyer. Es wäre vielleicht wohl möglich, wenigstens könnten sie es, wenn sie nur wollten; ich hab schon hundertmal gesagt, es wär einem jedem Spinnerkind so leicht als nichts möglich, auch seine acht oder zehn Dublonen zusammenzulegen. Junker. Hältst du das für so leicht möglich? Meyer. Es braucht nichts andres, als daß ein Kind von einem Gulden, den es in der Woche verdient, sechs Kreuzer oder zwei Batzen beiseits lege, und daß ihm jemand dann zu dem Geld Sorg trage, so wäre das in seiner Ordnung. Junker. Aber könnte ich etwas beitragen, daß das so käme? Meyer. Ja freilich, wenn ihr so gut sein wolltet. Junker. Wie so? Meyer. Wenn ihr z. E. einem jeden Spinnerkind, das so seine zehn Dublonen ersparen würde, eh' es seine zwanzig Jahr alt ist, etwa eine oder nur eine halbe Juchart Land für sein Lebtag zehntenfrei lassen würdet, so würdet ihr mehr als etwas dazu beitragen. — Der Junker, ohne sich zu besinnen, sagte darauf: Freilich, wenn es damit geholfen, so soll es an dem nicht fehlen.

Da der Meyer so von der Zehntfreiheit redete, sah das Mareili dem Junker auf Maul und Augen; und da er so geschwind sagte, es soll an ihm nicht fehlen, stand es vor Freuden hart an ihn zu, zupfte ihn beim Ärmel und sagte: Ja, Junker, wenn ihr einmal das tun wollet, so tut ihr einen großen Gotteslohn; aber ihr müßt es nicht machen, wie mein Bruder da gesagt hat; es gehet sonst zu lang, ehe der Eifer in die Leute kommt, und ihr bekommt die ältern Kinder auf diese Weise gar nicht in eure Ordnung; denn die können jetzt, bis sie zwanzig Jahr alt sind, nicht mehr so viel Dublonen zusammenbringen, und darum müßt ihr denen, die den Zwanzigen nahe, so zehntfreie Äcker geben, wenn sie nur zwei bis drei Dublonen zusammenbringen, und dann so steigen: je jünger sie sind, je mehr Dublonen, bis auf die, so jetzt zwölf Jahr alt sind. Die und darunter können dann richtig ihre zehn zusammenbringen.

Der Junker staunte eine Weile über alles, was ihm die Leute sagten; dann fing er wieder an und sagte: Aber wenn die Leute im Dorf auf diese Weise mit dem Baumwollenwesen in Ordnung kämen, würden sie um deswillen auch mit ihrem Bauernwesen in Ordnung sein? — Der Meyer erwiderte ihm: Einmal mehr als sonst. Junker. Glaubst du das? Meyer. Ganz sicher; denn fürs erste ist ein jeder Mensch, der für irgend was in Ordnung kommt, für alles andere, was er sonst unter den Händen hat, auch besser in Ordnung; fürs andere muß das Baumwollenspinnerkind für das Bauernwesen nur so weit in Ordnung kommen, als es dasselbe treiben kann; und da wisset ihr wohl, das höchste, worauf sie kommen können, ist etwa zu einem Kuh-Heuwachs und ein paar Hausäckern; die meisten müssen sich mit einem Garten oder mit ein oder ein paar Pünten[25] behelfen, und es könnte sie doch nichts so sehr zu der Art Bauernwesen, wie sie eins treiben können, aufmuntern und machen, daß sie es so weit treiben als immer möglich, als solche zehntfreie Äcker.

Der Junker erwiderte: noch einmal sei ihm alles daran gelegen, daß auch die ärmste Haushaltung sich nie ganz vom Landbau weglasse, sondern alles, so viel es einem jeden möglich ist, neben seinem Hausverdienst auch noch etwas Herd[26] baue. Das Mareili sagte ihm darauf: Wenn euch daran so viel liegt, so tätet ihr dann gewiß wohl, wenn ihr die Spinnerkinder alle Jahr, etwa im Frühling einmal und im Herbst einmal, mit ihrem Bauerng'schirr zu euch ins Schloß kommen und sie eure Pünten und Garten umgraben und darein setzen, stecken und austun ließet, was nötig; ihr könntet sie damit und mit einem Dutzend Brot und ein paar Zubern Milch für das ganze Jahr für das Landwesen, wie sie es treiben müssen, eifrig machen.

Es nahm den Junker so ein, was diese Leute sagten, daß er beide bei der Hand nahm und ihnen sagte: Ich kann euch nicht genug sagen, wie ich euch danke, daß ihr mir so den Weg zeiget, wie ich euren Dorfleuten in Haus und Feld auf eine rechte Art die Hand bieten kann. Das freute die

Leute, daß sie nicht wußten, was sie sagen wollten, und es ging wohl ein Vaterunser lang, ehe sie ihm sagten: wenn sie nur etwas wüßten und könnten, das ihm diente, so hätten sie keine größere Freude als es nicht nur zu sagen, sondern auch zu tun. Die Zeit über, da sie nichts sagten, sahen sie ihn unverwandt an, und das so innig vergnügt, wie nur ein herzlich dankbares Kind seinen Vater ansiehet, wenn er ihm die größte Wohltat erwiesen.

Nach einer Weile sagte der Meyer wieder: Wenn ich's völlig überlege, so dünkt mich, ihr kommt mit allem, was ihr tun könnet, doch nicht zu eurem Zweck, wenn ihr nicht den Kerl, den man Schulmeister heißt, fortjaget, und entweder keine Schul, oder eine ganz neue Einrichtung darin machet. Sehet, Junker, es hat sich seit fünfzig Jahren so alles bei uns geändert, daß die alte Schulordnung gar nicht mehr auf die Leute und auf das, was sie werden müssen, paßt. Vor altem war alles gar einfältiger, und es mußte niemand bei etwas anderm als beim Feldbau sein Brot suchen. Bei diesem Leben brauchten die Menschen gar viel weniger geschulet zu sein; der Bauer hat im Stall, im Tenn, im Holz und Feld seine eigentliche Schul und findet, wo er geht und steht, so viel zu tun und zu lernen, daß er so zu reden ohne alle Schul das recht werden kann, was er werden muß. Aber mit den Baumwollenspinnerkindern und mit allen Leuten, die ihr Brot bei sitzender oder einförmiger Arbeit verdienen müssen, ist es ganz anders. Sie sind, wie ich es einmal finde, völlig in den gleichen Umständen wo die gemeinen Stadtleute, die ihr Brot auch mit Handverdienst suchen müssen, und wenn sie nicht wie solche wohlerzogene Stadtleute auch zu einem bedächtlichen überlegten Wesen und zum Ausspitzen und Abteilen eines jeden Kreuzers, der ihnen durch die Hand geht, angeführt werden, so werden die armen Baumwollenleut mit allem Verdienst und mit aller Hülfe, die sie sonst hätten, in Ewigkeit nichts davontragen, als einen verderbten Leib und ein elendes Alter; und, Junker, da man nicht daran sinnen kann, daß die verderbten Spinnereltern ihre Kinder zu

so einem ordentlichen und bedächtlichen Leben anhalten und auferziehen werden, so bleibt nichts übrig, als daß das Elend dieser Haushaltungen fortdauert, so lang das Baumwollenspinnen fortdauert und ein Bein von ihnen lebt, oder daß man in der Schul Einrichtungen mache, die ihnen das ersetzen, was sie von ihren Eltern nicht bekommen, und doch so unumgänglich nötig haben. Und jetzt wisset ihr, Junker, was für einen Schulmeister wir haben, und wie wenig er im Stand ist, auch nur ein Quintli, wenn die armen Kinder gut werden sollten, in sie hinein zu bringen. Er fuhr mit Hitze fort zu sagen: Der Tropf weiß minder als ein Kind in der Wiegen, was ein Mensch wissen muß, um mit Gott und Ehren durch die Welt zu kommen; er kann ja nicht einmal lesen; wenn er lesen will, so ist's, wie wenn ein altes Schaf blöket, und je andächtiger er sein will, je mehr blöket er; und in der Schul hat er eine Ordnung, daß einen der Gestank zurückschlägt, wenn man eine Türe auftut. Auch ist sicher kein Stall im Dorf, darin man nicht für Kälber und Füllen, die man erziehen will, weit besser sorget, daß das aus ihnen werde, was aus ihnen werden muß, als in unsrer Schul dafür gesorgt wird, daß das aus unseren Kindern werde, was aus ihnen werden sollte. So redete der Mann, der Erfahrung hatte in seinem Dorf. —

Die Gertrud schlug die Augen nieder und zitterte in der Kirche, da der Pfarrer von ihr redete; und da sie heimkam, sagte sie, sie wollte weiß nicht was geben, sie wäre nicht in der Kirche gewesen. Aber warum jetzt auch das? sagte der Niklaus. Hä, der Herr Pfarrer hat da allerlei gesagt, das er hätte können bleiben lassen, sagte die Mutter. Es ist doch recht gewesen, daß er gesagt, wie es der Hummel uns gemacht, und wie er den Vater und uns geplagt hat, sagte der Bub. Und Gertrud: Man muß das Böse vergessen, und Gott danken, wann es vorüber; aber dann ist es einem am wohlsten, wenn niemand viel von einem redet. — Ich hab jetzt gemeint, es freue dich auch, sagte der Bub. Da lächelte

sie. Es scheint, es freue dich doch, sagte wieder der Bub. Nein, du freust mich, sagte die Mutter. Den Lienert hingegen freute es, wie seinen Buben, daß der Pfarrer so viel Gutes von ihr gesagt. Sie aber gab hierüber zur Antwort: Lieber, wenn's Rühmens gebraucht hätte, so wär's in der alten Zeit gewesen, und da hat's jedermann bleiben lassen; jetzt mag ich dessen nichts mehr. Wenn ich nur dir auf meinem Herd eine Suppe machen kann, wie du sie gern issest, und du dann heimkommst, ehe sie ab dem Feuer ist, so mein' ich, ich hab alles was ich in der Welt wünschen soll.

Glaubet doch nicht, ihr Leute, es möge sich nicht erleiden, so etwas zu erzählen; es hat vielleicht lang kein Mann etwas gesagt, darin so viel liegt, als in diesen guten Weiberworten. Die Alten hielten den Feuerherd im Haus für heilig und sagten, eine Frau, die bei ihrem Feuerherd viel an ihren Mann und an ihre Kinder sinnet, habe nicht leicht ein unheiliges und ungesegnetes Haus. Aber es ist freilich in unsern Tagen sehr vergessen, was die Alten sagten. Wenn Gertrud auch nur Erdäpfel hatte, so kochte sie sie so, daß ihr Mann es ihnen ansehen mußte, er sei ihr nicht aus dem Sinn gekommen, da sie selbige ob dem Feuer hatte. Denket, was wird eine Frau über ihren Mann vermögen, der es der Suppe, die sie kocht, und dem Strumpf, den sie strickt, ansehen muß, daß er ihr nicht aus dem Sinn kommt, wenn sie strickt und wenn sie kocht.

Der Lienert hätte ein Unmensch sein müssen, wenn er bei einer solchen Frau so leicht, und noch sogar in den ersten vierzehn Tagen, wie einige gemeint, in sein altes liederliches Leben wieder gefallen wäre; er ist zwar ein schwacher, aber ein guter Mensch und jetzt entsetzlich froh, daß er dem Hummel ab der Ketten und des Wirtshauses los ist. Er geht euch alle Morgen der erste an seine Arbeit; und noch vor den Sechsen, ehe er auf den Kirchhof muß, macht er eine Stunde oder zwei vorher allerhand in Ordnung, das er ehedem mit keiner Hand angerührt; er mistet den Stall, er melket die Kuh, gräbt den Garten um, spaltet Holz, tut alle starke Haus=

werke für seine Frau, und ist bei dieser Morgenarbeit noch so munter, als den Tag über auf dem Kirchhof; singt mehrenteils noch mit seiner Frau und mit seinen Kindern ihre Morgenlieder, und tönt oft ihre Weise fort, den ganzen Weg über bis er zu seinen Gesellen kommt. Da vergeht ihm aber dann meistens das Liedersingen bald (durch den Verdruß, den ihm einige seiner Gesellen und Tagelöhner bereiten. Aber) mit den meisten Gesellen war er vollkommen zufrieden, und von den Taglöhnern machten ihm auch etliche dann und wann Freud. Außer dem Michel, den er allenthalben brauchen konnte, war ihm keiner so lieb als der junge Bär; dieser sang und pfiff immer bei seiner Arbeit, wenn ihm auch der Schweiß tropfenweis von der Stirne lief. Ihrer viele konnten das nicht an ihm leiden, und der Lenk sagte einmal beim Abendbrot ihm ins Gesicht, er könnte mit seinem Singen und Pfeifen wohl warten, bis er auch ein ganzes Hemd hätte; aber der Bär pfiff sein Lied nur desto lauter, denn er hatte dergleichen Sachen nicht gern im Kopf, wie der da sagte. Erst da das Lied aus, brach er noch einen Mundvoll ab, sagte ihm dann: Meinest du etwa, es mache einem die Hemden ganz, wenn man nicht pfeife? Es sparte keiner wie er den Tagelohn, und keiner sprang so mit ihm heim, ihn seiner Frau zu bringen und zu zeigen. Den ersten Samstag war er außer Atem und konnte es fast nicht zu Worten bringen, da er ihr die Hand auftat und den Taler, der von Schweiß ganz naß war, ihr zeigte: Gäll, Frau, so hundert, dann wär ich ein braver Menn. — Wenn nur so zehn zueinander kommen, so bin ich zufrieden, sagte die Frau; und er: Du mußt auch einmal etwas recht Gutes hoffen. Dann nahm er ihr den Bub ab, den sie auf dem Schoß hatte, und ritt mit ihm auf allen Vieren in der Stube herum.

Der Lienert ritt mit seinem nicht so auf allen Vieren; er war zu alt dafür; aber er hat eben so viel Freud mit ihm. Er zeigte ihm, wenn er am Abend heim kam, allemal etwas von seinem Handwerk; jetzt machen sie seit etlichen

Wochen den Turm zu Babel, wie er in der Mutter ihrer Kinderbibel abgemalt ist, aus einem Haufen Lehm miteinander in der Stube; es hat ihnen fast gar nicht geraten wollen, und sie mußten manche halbe Nacht daran probieren, wie breit unten die Treppe sein müsse, wenn sie so zwanzigmal um den Lehmhaufen herumgehen und oben sich mit ihm ausspitzen müsse; und viel anderes mehr. Er lehrte ihn rechnen, was er zu den Sachen braucht, wieviel Kalk und Stein und Sand es zu einem Klafter heischt, wenn es so oder so dick ist. Er lehrte ihn das Bleimaß, das Richtscheit und das Winkelmaß brauchen, und zeigte ihm den Vorteil der Steine, wenn sie dick oder dünn, glatt oder höckericht.

Erst vor kurzem kaufte er ihm eine Pflasterkelle und ein Fürfell; ich darf wohl sagen, die Freude eines Königssohns ist nichts dagegen, wie es Niklaus freute, daß er ein Fürfell und eine Pflasterkelle bekam. Er nahm einen Gang an, die Stube hinauf und hinunter, wie wenn er schon ein Maurergesell wäre, und sprang dann im Fell einmal über das andere zu Vater und Mutter, nahm sie bei der Hand und Rock, sagte alle Augenblick, er wolle auf der Welt tun und machen, was sie wollen, wenn sie ihn nur auch bald aufdingen. Der gute Vater wußte nicht, was er machte, so nahm ihn das ein, und er konnte seine Tränen nicht hinterhalten, da er ihn jetzt auf den Schoß nahm und zur Mutter sagte: Wenn ich nur auch noch erlebe, daß er ein rechter Meister wird, so will ich dann gern aus der Welt, wenn's Gottes Wille ist. Gertrud drückte dem Vater die Hand und hatte auch Tränen in Augen, da sie sagte: Er wird's, will's Gott, werden. Aber der Niklaus meinte, das sollte jetzt nicht sein; er saß eben dem Vater auf dem Schoß, und faßte mit der einen Hand ihn und mit der andern die Mutter um den Hals und fing so zwischen ihnen beiden auch an zu weinen. Sie wollten jetzt gern aufhören, aber sie konnten nicht, drückten ihn mit ihren Köpfen gegen einander und sagten ihm, sie weinen nur vor Freuden, und er gebe, will's Gott, einen braven Meister. Er aber ward nicht bald wieder

fröhlich, und nahm seine Pflasterkelle eine Weile nicht mehr vom Boden auf. —

Sie hat alle Tage fast bis zu Nacht des Rudis Kinder in ihrer Stube; an den meisten Abenden trifft er, wenn er von der Arbeit heimkommt, sie noch bei ihr an. Aber es kann niemand glauben, was sie für Mühe mit ihnen hat; sie sind an gar keine Ordnung und keine anhaltende Anstrengung gewöhnt, und haben ihre Augen, wenn sie sie sollen auf dem Garn halten, immer in den Lüften, und so wird es immer bald zu dick, bald zu dünn, und nie recht. Es wird auch nie keine Lehrarbeit recht, wenn ein Kind die Augen nicht steif darauf hält, bis ihm der Griff davon in die Hand kommt; und dieser Griff kommt allen Kindern, die nicht wohl erzogen, gar schwer in die Hand.

Und dann führt eins zum andern. Wenn sie dann ihr Garn so verderbt, zerrten sie noch ganze Händ voll davon ab, warfen es fort in Bach, zum Fenster hinaus und hinter die Häg; aber Gertrud, die ihnen alle Tag ihre Arbeit wiegt, fand den Fehler gar bald, und fragte die Kinder, wie das komme; sie wollten leugnen, aber der Gertrud Heirli sagte dem Liseli: Du mußt jetzt nicht leugnen, ich hab es ja gesehen, wie du aufgestanden und es zum Fenster hinaus getan hast. Weißt, ich hab dir ja gesagt, die Mutter merke es; aber du hast mir's nicht geglaubt.

Dieses Liseli war aber auch das unartigste von allen; es sagte die schlechtesten Worte von der Welt, selber über die gute Frau, um seinen Geschwistern die Arbeit und Ordnung, zu der sie sie anhielt und die ihm zur Last war, auch zu erleiden[27]. Es war ihm gar nicht zu viel zu sagen, sie müßten sich ja fast zu Tod spinnen, uod sie seien doch jetzt reich; es wollte gern, sie hätten es nur, wie da sie noch nichts hatten; sie haben doch auch können ruhig ausschlafen, und nicht alle Tag so müssen angespannt sein wie arme Hunde. Und mit der Arbeit war's immer, wie wenn nichts in es hinein wollte; bald drehete es das Rad so lahm, daß der Faden ihm in der Hand von einander fiel, dann einen Augenblick

darauf wieder so stark, daß das Garn so kraus wurde wie geringeltes Roßhaar. Wenn ihm Gertrud etwas sagte, so weinte es, so lang sie da stund, und murrete, wenn sie den Rücken kehrte; und dann tat es noch den andern zu leid und verderbte ihnen an ihrem Garn und an den Rädern, was es konnte, damit sie nicht fortkommen, wie es. Kurz, sie richtete nichts mit ihm aus, bis sie die Rute brauchte; da lernte es sitzen und spinnen, und sein Garn bessert seitdem in einem Tag mehr als sonst in acht.

Ihr Heirli wollte es diesen Kindern von Anfang her immer zeigen, wenn sie es nicht recht machten. Da sie aber größer waren als er, sagten sie ihm zuerst nur: Du kleiner Pfuker[28], was wolltest du wissen? Aber sie nahmen's doch von ihm an; er war gar gut und munterte immer, wer rechts und links neben ihm saß, auf, und wenn eines auch nur ein wenig sauer drein sah oder das Maul hängte, weil es nicht gehen wollte, sagte er zu ihnen: Ihr müßt nicht so Augen machen, und nicht so ein Maul, ihr lernt es sonst noch viel länger nicht.

Die Kinder lachten meistens, wenn er so etwas sagte; dann fuhr er fort: Mey, wenn ihr es dann könnet, so ist es lustig und geht wie von ihm selber. — Ja es wird schön von ihm selber gehen, sagten die Kinder; und der Heirli: Wenn man doch kann die Augen zutun und fortspinnen und recht, so mein ich, es gehe dann doch fast von ihm selber. — Aber kannst du die Augen zutun und fortspinnen? sagten die Kinder. Das kann ich, sagte der Heirli, und da sie es ihm nicht glaubten, sagte er: Wartet nur, bis die Mutter aus der Küche im Garten ist, so will ich's euch dann zeigen. Dann stund er, sobald er die Gartentür gehen hörte, auf, ließ sich die Augen steinhart bei seinem Rad verbinden, nahm stockblind den Treiber und den Flocken in die Hand und trieb das Rad so munter, wie wenn er beide Augen offen hätte. Die Kinder, die um ihn herstunden, sagten alle: Das ist doch auch! Das ist doch auch! und hätten ihm bis zu Nacht zugesehen, wie er so blind spinne; aber an drei

Flocken so wegspinnen hatte er genug, und schüttelte die Binde wieder ab. Da sagten die Kinder zu ihm: Aber sag jetzt auch, lernen wir's auch so? — Warum auch das nicht? sagte der Heirli; ihr habt ja auch Hände und Augen wie ich; und dann setzte er hinzu: Ich hab zuerst auch geglaubt, ich könne es fast nicht lernen, aber da ist es mir einsmals[29] gekommen, ich hab fast nicht gewußt wie; aber ihr müßt mit den Augen dazu sperbern, wie wenn ihr Sommervögel fangen wolltet.

Dieses Spiel, und was er dazu sagte, machte die Kinder mutiger und eifriger ob ihrer Arbeit. Ob sie wollten oder nicht, sie mußten spinnen lernen. Gertrud ließ sich keine Mühe dauern; sie verglich ihr Garn alle Tage vor ihren Augen, zeigte ihnen den Unterschied vom Morgengarn und vom Abendgarn, und vom gestrigen und vom vorgestrigen; wenn nur ein Faden darin schlechter war, nahm sie ihn über den Finger und hielt ihn ihnen vor Augen.

So viel tut sie an den Kindern; aber sie tut an derselbigen Vater nicht minder. Tag für Tag kommt sie ihm ins Haus, und wo sie im Stall, im Tenn oder sonst etwas nicht in der Ordnung findet, so muß es ihr recht sein und in der Ordnung, ehe sie wieder zum Haus hinausgeht; das macht den Rudi so eifrig, daß er allemal vor den Neunen, um welche Zeit Gertrud mehrenteils ihm ins Haus kommt, in allen Ecken herumlauft, daß sie nichts in Unordnung finde. Er tut noch mehr; er macht sich jetzt auch selber wieder in Ordnung, strählt sich mehr und kleidet sich besser, haut den Bart zu rechter Zeit ab, und scheint sich jünger, als vor sechs Wochen. Seine Stube, die ein schwarzes Rauchloch gewesen, hat er jetzt ganz geweißt und die Löcher in der Wand glatt überstrichen; und am letzten Markt hat er sogar Zehnkreuzer-Helgen (Bilder) gekauft, alle mit schönen Farben: den Heiland am Kreuz, die Mutter Gottes mit dem Kindlein Jesu, den Nepomuk, den Kaiser Joseph II. und den König in Preußen, einen weißen und einen schwarzen Husaren, und hat die Helgen am gleichen Abend, da er sie

gekauft, noch aufgeklebt, und den Kindern mit der Rute gedrohet, wenn sie ihm eines mit einer Hand anrühren, daß es schwarz werde. Das gefiel der lieben Jugend nicht. Der Heirli, der über alles so ein Wort findet, sagte zu ihm: Du kannst sie doch auch jemand nicht verbieten, sie schwarz zu machen. — Wem das? sagte der Vater. Äh, den Fliegen, erwiderte der Bub; weißt du noch, wie sie der Mutter selig ihr großes Kreuz und ihre Himmelsleitern so schwarz gemacht, daß man kein Wort mehr darin hat lesen können? — Es ist gut, daß ihr keine Fliegen seid, sagte da der Vater und lachte; man würde euch auf die Händ geben.

Aber mehr als die Kinder freuete es die Gertrud, daß er seine Stube und sich selber so in Ordnung brachte; denn sie suchte ihm eine Frau. Sie stund wohl eine Viertelstund vor dem neuen Heiland, dem Nepomuk und dem König in Preußen und der Mutter Gottes zu, und sagte, da sie jetzt lange genug gesehen: Wenn ich jetzt nur bald die Meyerin in diese Stube hineinbringen könnte!

Es geriet ihr bald; schon am Mittwoch, da der Rudi am Samstag die Helgen aufmachte, ging sie vor seinem Haus vorbei; Gertrud tat im Augenblick das Fenster auf, rief ihr über die Gasse einen guten Tag zu. Die Meyerin dankte ihr lachend und sagte: Bist du daheim? — Das bin ich, erwiderte Gertrud, und ich hab's gar lustig. Ich glaub dir's, ich glaub dir's, sagte die Meyerin. Gertrud aber: Komm auch schauen, ob's wahr sei. In einem Sprung war die Meyerin an der Tür und tat Maul und Augen auf, da sie die neue weiße Wand und die ganze Ordnung in der Stube sah. Sie ging von einem Helgen zum andern, schaute in allen Ecken alles aus, und sagte einmal über das andere: Da ist es auch anders worden. Gertrud aber führte sie aus der Stube in Stall zu Arners Kuh, die jetzt dem Rudi ist; die Meyerin aber stund der Kuh bald auf die, bald auf diese Seite, tätschelte sie, strich sie über Rücken, Kopf und Hals, und sagte da: So steht einmal sonst

keine im Dorf; und bald darauf: Es muß doch eine Lust sein, so eine zu melken. — Möchtest du so eine melken? sagte die Gertrud. Ja, das möchte ich, erwiderte die Meyerin. Aber die Gertrud konnte das Lachen fast nicht hinterhalten, da sie ihr erwiderte: Du hast doch auch zwei schöne daheim. — Sie sind nichts gegen diese, sagte die Meyerin; und Gertrud: Es ist wahr, es ist weit und breit keine solche; und rühmte dann das Tier, wie sie so viel Milch gebe, und wie gut diese sei, wie viel Nidle[30] und viel Anken (Butter) sie gebe; dann auch, wie treu sie sei, und wie freundlich, und wie ein jedwedes Kind mit ihr machen könne, was es wolle. Die Meyerin hörte ihr zu, wie in einer Predigt; sagte da: Man siehet ihr wohl an, daß sie ein gutes Tier ist; und erzählte dann, wie sie daheim auch eine haben, die so gut sei, und wie die vorige Woche ihres Bruders Kind unter sie herunter gefallen, und mehr als eine Viertelstund unter ihr auf dem Boden gelegen, ohne daß es jemand gewußt; und die Kuh' hätte nicht mehr Sorg zu ihm tragen können, wenn es ihr Kalb gewesen wäre, bis jemand dazu gekommen und es weggenommen. Da sie das erzählte, lehnte sie sich mit dem Arm dem Fleck über den Hals, und Gertrud hielt ihr da das Futter fast vor. da nahm sie eine Handvoll Salz und Geleck nach der andern, ließ das Tier eine Weile aus der Hand fressen; und da sie fortging, tat sie noch so freundlich mit ihr, daß es nicht anders war, wie wenn sie noch b'hüte Gott zu ihr sagte.

Von da mußte die Meyerin mit ihr in die neue Matte; sie führte sie vom Haus weg durch die große Reihe von Fruchtbäumen, die alle blühten, bis zu oberst an den Hag. Es ist keine Matte so schön im ganzen Dorf; und die Meyerin sagte einmal über das andere: Es ist doch schade, das wir das Gras darin so vertreten. — Das macht jetzt nichts, erwiderte ihr dann Gertrud; du mußt doch auch einmal sehen, wie es dem guten Mann wieder so aufgegangen. — Ja, es muß ihm jetzt doch wohl sein auf alles, was er gehabt hat, sagte die Meyerin, und fragte dann selber, wo

seine Kinder seien. Ich will sie dir zeigen; mein! sie sind auch anders worden. — Aber der Vater, ist er auch anders worden? erwiderte die Meyerin. Das glaub ich; du würdest ihn nicht mehr kennen, so hat er sein Haar, seinen Bart und seine Kleider in der Ordnung, sagte Gertrud. Es wird gut sein, wenn er einmal wieder heiraten will, sagte die Meyerin in aller Unschuld.

Gertrud aber fuhr in ihrer Arbeit fort. Bei der Kuh, in der Stube und auf der Matte war's noch nichts; aber nun bei den Kindern, — Meyerin, Meyerin, wie wird's dir noch gehen? Sie streicht jetzt dem Rudeli seine gelben Locken, die über die breite, weiße Stirne herunter hingen, zurück; die Locke rollte sich über ihre Hand; die weiße Stirn ist bloß; der Bub liegt zurück in ihren Arm und tut sein blaues, großes Aug weit auf gegen die Meyerin, die vor ihm steht. Das Nännli (Nanette) ist schwächlich, aber sein Blitzaug tief im kleinen runden Kopf und sein Haar, fein wie Seiden, schwarz wie sein Aug und glatt wie seine Haut, machte die Meyerin selber sagen: das wird ein Engel. Vom Liseli (Lisette) sagte Gertrud, das wird, will's Gott, auch brav. — Es ist einmal gesund und stark, erwiderte die Meyerin. — Dieses Kind trieb sein Rad, wie noch nie, und machte Garn, wie noch nie. Gertrud, die das im Vorbeigehen sah, bog sich zu ihm hinunter und sagte ihm ins Ohr: Augendienst.

Der Heirli saß mit seinem Rad hinter dem Ofen, da sie ihm rief, er soll hervorkommen und ihnen sein Garn bringen. Sehet mir jetzt den Buben, wie er vor Eifer das Maul zusammenbeißt, sein Garn in beiden Händen vor sich herträgt und den zwei Weibern keck in die Augen sieht, was sie dazu sagen wollen. Sie rühmen ihm's jetzt, und der Bub jauchzet, springt über Tisch und Bänk ans Fenster und nimmt da die Hand vors Maul vor Lachen. Das ist ein wilder, sagte da die Meyerin. Nicht so gar, sagte die Gertrud, rief dem Buben wieder — er kam im Augenblick — und sie sagte ihm: Steh mir jetzt da still, du weißt, es gibt

Staub in der Stube, wenn man so darin herumspringt. — Ich hab es jetzt vergessen; es hat mich auch so gefreut, daß mein Garn recht ist, sagte der Bub, und stund still an ihrer Hand wie ein Schaf.

Da ging sie noch in die Nebenkammer, brachte des Rudis kleines Bübeli an ihrem Arm heraus und gab es der Meyerin. Sie trägt's alle Tag, wenn's schön Wetter ist und die andern zu ihr kommen und spinnen, auch mit ihr heim, legt's, wenn es schlafen will, mit ihrem Gritteli in die Nebenkammer ins Bett. Jetzt war es eben erwacht und hatte die ganze volle Farbe des gesunden Saugkinds, das eben aus dem Schlaf kommt. Es schüttelte sich, rangelte[31] auf der Meyerin Arm und rieb sich die Augen, bis es recht erwachet, da war es gar freundlich mit ihr; sie machte ihm mit ihrem Finger so über die Lippen herauf und herunter, daß es tönte. Das dünkte es lustig; es langte mit seinen Händli ihr auch gegen das Maul, und wollte ihr auch so daran machen, daß es töne. Da schnappete sie ihm das Händli ins Maul, drückte es mit den Lippen zu, und es wandte und sträubte sich und zog was es vermochte, bis das Händchen wieder aus ihrem Mund war, und schüttelte dann vor Lachen.

Jetzt mitten in der Freude über dieses Kind sagte Gertrud dann: Wenn das arme Närrli (Närrchen) doch auch nur wieder eine Mutter hätte! Aber wie ein Blitz spürte die Meyerin in ihren Augen, daß sie etwas andres wolle; es fuhr ihr durch alle Adern, daß sie in diesem Augenblick den Arm, auf dem sie das Kind hielt, so wenig fühlte, als wenn sie keinen hätte. Sie konnte auch nicht reden; was sie tat, war: sie gab das Kind ab ihrem Arm der Gertrud wieder. Was ist jetzt das? sagte da diese. Und die Meyerin, die sich wieder etwas erholt, sagte: Es ist mir, ich sei genug dagewesen; sie blieb aber doch stehen. Gertrud aber nahm sie bei der Hand und sagte: Aber findst jetzt auch nicht, sie haben wieder eine nötig? Die Meyerin aber fühlte jetzt vollends wieder,

wo sie ihre Finger und ihre Zehen, will geschweigen, ihren Arm hatte, und sagte der Gertrud mit einem Blick, wie sie ihr noch keinen gab: Wer sagt aber nein? Gertrud erwidert: Es sind gewiß im ganzen Dorf keine, die es so nötig hätten. Die Meyerin aber sagte ihr: Das ist einmal für eins nicht wahr. Und Gertrud: Wie meinst du jetzt auch das? Meyerin. Ich meine wie ich sage; es sind vielleicht im ganzen Dorf keine, die weniger eine Mutter nötig haben als diese.

Das war Gertrud ein Rätsel; sie sagte: Ich weiß nicht, wie du das verstehst. Und die Meyerin: Du gehest ihnen für sieben Mütter. Und dann zu den Kindern: Gället (nicht wahr) Kinder, ihr wolltet die Frau lieber als eine neue Mutter? — Das glaub ich, das glaub ich, riefen die Kinder, lieber als hundert Mütter. — Es ist doch dumm, wie du mir's machst, sagte da Gertrud. Und die Meyerin: Du hast mir's nur zu gescheit machen wollen. Gertrud. Ha, ich mein' einmal, er dürf sich jetzt anmelden, wo er wolle. Meyerin (lächelnd). Das wird ihm niemand wehren. G. Du sagst das spöttisch. M. Willst du, daß ich dir sage, warum? G. Ja. M. Weil du so parteiisch bist. G. Worin bin ich denn parteiisch? M. Daß du meinen kannst, es werde jedermann nach sieben Kindern die Finger ausstrecken. G. Mir einmal würde das nichts machen. M. Es weiß einer noch nicht. G. Sie sind ja so gut. M. Dawider hab ich gar nichts. G. Und er ist wie die liebe Stund. M. Ich dachte, du bringest das auch noch. G. Es ist einmal wahr. M. Und dann ist er auch noch gar jung. G. Das hab ich jetzt doch nicht gesagt. M. Es nimmt mich eben Wunder. G. Aber er scheint doch gewiß jünger. M. Als vor sechs Wochen. G. Sicher. M. So! G. Dünkt's dich denn nicht? M. Ja, ich geb darauf Achtung. G. Es wär nicht geschworen. M. Aber genarret. G. Ich meine es nicht. M. Aber was denkst du auch? G. Du weißt es wohl. M. Ich will jetzt heim. G. Wart nur auch noch einen Augenblick. M. Nicht einen halben.

(Sie blieb doch stehen.) G. Ich bitte. M. Nein, ich muß gehen. (Sie will nach der Tür.)

Gertrud sagt: So unfreundlich lasse ich dich einmal nicht von den Kindern fort. — Was muß ich denn machen? sagte die Meyerin. Und Gertrud: Einmal auch b'hüte Gott zu ihnen sagen. Meyerin. Nu, das kann ich ja wohl; b'hüte Gott, ihr Kinder! Und dann lachend zur Gertrud: Hast jetzt g'hört, ich habe jetzt b'hüte Gott zu ihnen gesagt. Gertrud. Und wenn du dann wieder kommst, so sagst du dann wieder Gott grüß euch.

Mit diesem tat sie dann die Türe auf und ging fort; aber sie war feuerrot, sah noch unter der Tür gegen die Seite der Stube, wo des Rudis Kinder saßen, und ging einen ganz anderen Schritt die Treppe hinunter und über die Gaß, als sonst. Gertrud sah ihr vom Fenster nach, und fand an diesem Schritt und an allem, der erste Wurf für den Rudi sei nicht übel ausgefallen.

Der Junker hatte, seitdem er vom Baumwollen-Meyer heimgekommen, jeden Augenblick, den er stehlen konnte, mit dem Leutnant[1]) zugebracht, um mit ihm von den Einrichtungen zu reden, die sie wegen ihrer neuen Schul machen wollten. Sie fanden beide, ein Kind sei in aller Welt

[1] Der Glüphi ist ein blessierter abgedankter Leutnant, den der Junker zum Feldmessen und dergleichen Sachen schon über Jahr und Tag im Schloß hatte. Dieser Mann lehrte in dieser Zeit, ohne daß es jemand von ihm forderte, den Hauslehrer des Junkers viel schöner schreiben, gründlicher und vorteilhafter rechnen, etwas zeichnen, Land ausmessen, aufs Papier tragen, und noch mehr solche Sachen; hauptsächlich aber gegen seinen Karl mit einer militärischen Ordnung und Festigkeit zu Werk gehen. Es war ihm, wie nichts, was der dem Rollenberger zeigte, und er brachte ihm alles, wenn er auch vorher nicht den geringsten Begriff davon hatte, so leicht in Kopf, daß der junge Mann notwendig auf den Gedanken fallen mußte, wenn ein Mensch im Stand sei, eine Schule einzurichten, wie es der Junker im Sinn habe, um ein ganzes Dorf durch sie in ein ander Modell zu gießen, so sei es dieser Mann. Der Rollenberger hat sich nicht betrogen; und der Glüphi hat den Posten, Schulmeister in Bonnal zu werden, angenommen, sobald ihm der Junker davon redete, und sich das einige Bedingnis vorbehalten, daß er im Ernst Meister darin sein wolle.

vorzüglich gut erzogen, wenn es dasjenige, was in aller Absicht im Alter das Seinige sein wird, wohl zu äufnen und in der Ordnung zu halten, und zu seinem und der Seinigen gutem Wohlstand zu gebrauchen gelernt hat. Dieser vorzügliche Endzweck aller Erziehung schien ihnen ohne weiters das erste Bedürfnis einer vernünftigen Menschenschul.

Sie sahen desnahen, daß der Leutnant und jedermann, der für Bauern und Baumwollenspinner eine rechte Schul errichten wolle, entweder selber wissen und verstehen müsse, was Bauern- und Baumwollenkinder wissen und tun müssen, wenn sie rechte Land- und rechte Baumwollenarbeiter sein müssen; oder wenn er's nicht selber wisse, fragen lernen und Leute an die Hand nehmen müsse, die das wissen und ihm zeigen können. Sie dachten natürlich zuerst an den Baumwollen-Meyer, und gingen grad nach diesem Gespräch von dem Essen weg zu ihm hin. Das ist jetzt der Mann, von dem ich euch so viel geredet, sagte der Junker zum Leutnant, und zum Meyer: Und das ist ein Herr, der dich eurer Schul halber, hoffe ich, trösten wird. Der Meyer wußte nicht, was das sagen wollte; der Junker aber erklärte es ihm und sagte, daß der Herr ihr Schulmeister sein werde. Er konnte sich nicht genug darüber verwundern. Nach einer Weile sagte er: Wenn der Herr so viel Mühe nehmen will, so werden wir ihm nicht genug danken können; aber es wird Zeit brauchen, bis er unsere Ordnung und unser Wesen im Dorf recht wird kennen lernen. — Das glaub ich auch, sagte der Leutnant; aber man muß einmal anfangen, und ich will mir keine Mühe dauern lassen, so viel immer möglich nachzuforschen, was es eigentlich erfordere, und was euere Kinder eigentlich lernen können, damit sie für ihr Bauern- und Baumwollenwesen recht in Ordnung kommen. Meyer. Das ist brav, daß ihr damit anfangen wollet. Leutnant. Ich wüßte nicht, womit ich anders anfangen sollte, und ich werde, wo ich immer Anlaß hab, alle Gattung von Haus- und Feldarbeit ins Aug zu fassen

suchen, damit es recht in mich hinein komme, was für eine Art und Schnitt euere Kinder haben müssen, wenn sie für ihren Beruf und Umständ recht erzogen werden müssen.

Das Mareili war mit ihm wie daheim; es zeigte ihm allenthalben im Haus und um's Haus und in den Ställen, was die Kinder machen und lernen müssen, wenn sie das alles, was da sei, recht in der Ordnung zu halten lernen müssen; es ließ sie im Garten hacken, Herd stoßen[26], auf die Bühne steigen, Futter machen. Je mehr er sah, je mehr fragte er; er fragte sogar, wie man den Zehnten rechne, wie man das Heu messe, und dann, wie man das Baumwollwesen rechne, was für ein Unterschied zwischen dem Lohn und der Wolle, und hundert dergleichen Sachen mehr. Sie erklärten ihm, was sie konnten. Zuletzt wollte er seine Kinder auch spinnen lehren; aber das Mareili sagte ihm: Wir nehmen des Jahrs etliche hundert Zentner Garn ein, und ich hab die Kinder nie dazu bringen können, daß sie auch recht schön spinnen; kann zwar auch nicht alles klagen, sie haben viel im Land und um das Vieh zu tun, und da gibt's nie recht schönes Garn. Aber wenn ihr wollet eine gute Spinnerordnung sehen, so müßt ihr zu des Maurers Frau gehen; da ist über diesen Punkt etwas zu sehen, bei uns nicht. — Heißt die Maurersfrau, von der ihr redet, Gertrud? sagte der Leutnant. Es scheint, ihr kennet sie auch schon, erwiderte das Mareili. Nein, aber der Junker hat mit mir abgeredet, grad von euch weg zu ihr zu gehen, sagte der Leutnant. Nun so sehet ihr doch auch, daß ich euch recht gewiesen hab, sagte das Mareili.

Ihre Stube war so voll, als sie hinein kamen, daß sie vor Rädern fast nicht hinein konnten. Gertrud, die an keinen fremden Menschen dachte, da sie die Türe aufmachten, hieß die Kinder aufstehen und Platz machen; aber der Junker wollte nicht, daß sich nur eines von seinem Ort bewege, bot dem Pfarrer und dem Leutnant, einem nach dem anderen, die Hand, sie hinter den Kindern der Wand nach zu ihrem Tisch herfür zu führen.

Ihr könnet nicht glauben, wie diese Stube die Herren ergötzte. Es schien ihnen nichts dagegen, was sie beim Baumwollen-Meyer sahen. Es ist natürlich: die Ordnung und der Wohlstand bei einem reichen Mann nimmt nicht so ein; man denkt gleich, hundert andere können das nicht so machen, sie haben das Geld nicht; aber der Segen und Wohlstand in einer armen Hütte, die so unwidersprechlich beweist, daß es allen Menschen in der Welt wohl sein könnte, wenn sie Ordnung hätten und wohl erzogen wären, dieses nimmt ein gutes Gemüt ein bis zum Sinnenverlieren. Jetzt hatten die Herren eine ganze Stube voll solcher armen Kinder in vollem Haussegen vor ihren Augen.

Es war dem Junker eine Weile nicht anders, als er sehe das Bild des erstgebornen seines besser erzogenen Volks wie in einem Traum vor seinen Augen; und der Leutnant ließ seine Falkenaugen wie ein Blitz herumgehen, von Kind auf Kind, von Hand auf Hand, von Arbeit auf Arbeit, von Aug auf Aug; je mehr er sah, je mehr schwoll sein Herz vom Gedanken: Sie hat's getan und vollendet, was wir suchen; die Schule, die wir suchen, ist in ihrer Stube.

Es war eine Weile so still, wie der Tod, in dieser Stube; die Herren konnten nichts als sehen und sehen und — schweigen. Der Gertrud schlug das Herz vor dieser Stille und ein paar Zeichen von Achtung, die an Ehrerbietung grenzt, welche der Leutnant während dieser Stille ihr erzeigte. Die Kinder aber spannen munter fort, lachten mit den Augen gegen einander; denn sie sahen, daß die Herren um ihretwillen da seien und auf ihre Arbeit sahen.

Das erste, was der Leutnant redete, war: Sind diese Kinder alle ihr, Frau? — Nein, sie sind nicht alle mein, sagte Gertrud; zeigte ihm dann von Rad zu Rad die, welche dem Rudi, und die, welche ihr gehören. Denket, Herr Leutnant, sagte der Pfarrer, die Kinder, so dem Rudi gehören, haben vor vier Wochen alle noch keinen Faden spinnen können. Der Leutnant sah den Pfarrer und die

Frau beide an und sagte: Aber ist das möglich? — Das ist nichts andres[32], erwiderte Gertrud; in ein paar Wochen soll ein Kind recht spinnen lernen; ich hab welche gekannt, die es in ein paar Tagen gelernt. — Das ist nicht, was mich in dieser Stube verwundert, sondern etwas ganz andres, sagte der Junker. Diese fremden Kinder sehen seit drei oder vier Wochen, da die Frau sich ihrer annimmt, aus, daß ich bei Gott keines von allen mehr gekannt hätte. Der lebendige Tod und das äußerste Elend redete aus ihren Gesichtern, und das ist weggewischt, daß man keine Spur mehr davon siehet. Der Leutnant antwortete französisch: Aber was macht denn die Frau mit den Kindern? — Das weiß Gott, sagte der Junker. Und der Pfarrer: Wenn man den ganzen Tag bei ihr ist, so hört man keinen Ton und siehet keinen Schatten, der etwas besondres scheint, man meinet immer und bei allem, was sie tut, eine jede andere Frau könnte das auch so machen; und sicher wird es dem gemeinsten Weib im Dorf nicht in Sinn kommen, sie tue etwas oder könne etwas, das sie nicht auch könne. — Ihr könntet nicht mehr sagen, sie in meinen Augen groß zu machen, sagte der Leutnant; und setzte hinzu: Die Kunst endet, wo man meinet, es sei überall keine. Und das höchste Erhabene ist so einfach, daß Kinder und Buben meinen, sie können gar viel mehr als nur das.

Da die Herren mit einander französisch redeten, fingen die Kinder an, einander Blick zu geben und zu lachen; Heirli und das, so gegen ihm über saß, machten sogar gegen einander mit dem Maul: parlen, parlen, parlen. Gertrud winkte nur, und es war im Augenblick still. Und da der Leutnant auf allen Rädern Bücher liegen sah, fragte er Gertrud, was sie damit machen. Sie sah ihn an und sagte: Ah, sie lernen darin. — Aber doch nicht, wenn sie spinnen? sagte der Leutnant. Ja freilich, sagte Gertrud. Das möchte ich jetzt doch auch sehen, sagte der Leutnant. Und der Junker: Ja, du mußt uns das zeigen, Gertrud. — Kinder, nehmet eure Bücher in die Händ, und lernet!

sagte diese. Laut wie sonst? fragten die Kinder. Ja, laut wie sonst; aber auch recht, sagte Gertrud. Da taten die Kinder ihre Bücher auf. Ein jedes legte die ihm gezeichnete Seite vor sich zu und lernte an der Lektion, die ihm für heut aufgegeben war. Die Räder aber gingen wie vorhin, wenn die Kinder schon ihre Augen völlig auf den Büchern hatten.

Der Leutnant konnte nicht genug sehen, und bat sie, sie möchte ihnen doch alles zeigen, was sie mit den Kindern mache und was sie sie lehre. Sie wollte sich zwar entschuldigen und sagte, es sei ja nichts, als was die Herren tausendmal besser wissen. Aber der Junker sagte auch, sie soll es tun. Da hieß sie im Augenblick die Kinder ihre Bücher zutun und lernte mit ihnen auswendig. Diesmal der Abschnitt vom Lied:

Wie schön, wie herrlich strahlet sie,
Die Sonne dort, wie sanft, und wie
Erquickt, erfreut ihr milder Glanz
Das Aug, die Stirn, die Seele ganz!

Der dritte Abschnitt, den sie jetzt lernten, heißt:

Versunken ist sie; so versinkt,
Wenn Er, der Herr der Sonne, winkt,
Des Menschen Herrlichkeit und Pracht,
Und aller Glanz wird Staub und Nacht.

Sie sagte eine Zeile nach der anderen von diesem Abschnitt laut und langsam vor, und die Kinder sprachen es ihr eben so langsam und sehr deutlich nach; das wiederholte sie so vielmal, bis eins sagte: Ich kann's jetzt. Dann ließ sie dieses den Abschnitt allein sagen; und da es keine Silbe fehlte, ließ sie es denselben den anderen vorsagen und alle nachsprechen, bis sie es konnten. Dann sang sie noch mit ihnen die drei Abschnitt dieses Lieds, wovon sie die zwei ersten schon konnten.

Nach allem dem zeigte sie noch den Herren, wie sie mit ihnen rechne; und auch das war das einfachste und brauchbarste, das man sich vorstellen kann; aber ich rede ein andermal davon.

Der Leutnant fand alle Augenblick mehr, das alles lasse sich in seiner Schule machen; aber er fand eben so wohl, daß es eine Frau, wie diese, dazu brauche, wenn das nicht nur möglich, sondern wirklich werden sollte.

Ein Werber aus Preußen spitzt nicht so darauf, einen Burschen, der das Maß hat, in Dienst zu kriegen, als der Leutnant jetzt darauf spitzte, diese Frau, die ihm für den Schuldienst das Maß hatte, wie keine andere, dafür ins Garn zu locken. Aber Frau, fing er an, könnte man die Ordnung, die sie da in der Stube hat, nicht auch in der Schul einführen? Sie besann sich einen Augenblick, und sagte dann: Ich weiß nicht, aber man sollte meinen, was mit zehn Kindern möglich wär, wäre mit vierzigen auch möglich. Einen Augenblick darauf aber sagte sie: Doch es würde viel brauchen, und ich glaube nicht, daß man leicht einen Schulmeister finden würde, der so eine Ordnung in seiner Schul leiden würde. Leutnant. Aber wenn sie einen wüßte, der so eine Ordnung machen wollte, würde sie ihm dazu helfen? Gertrud mit Lachen: Ja freilich, so viel ich könnte und möchte. L. Und wenn ich es bin? G. Was — bin? L. Der Schulmeister, der gern eine Schul einrichtete, wie sie eine in der Stube hat. G. Ihr seid kein Schulmeister. L. Ich bin's, fraget nur die Herren. G. Ja, vielleicht in einer Stadt, und in etwas, von dem wir weder Gig's noch Gag's verstehen. L. Nein, wahrlich in einem Dorf. G. (mit dem Finger auf ihr Rad deutend) Bei dergleichen Kindern? L. Ja, bei dergleichen Kindern. G. Es soll mir doch weit sein bis an den Ort, wo die Schulmeister für dergleichen Kinder so aussehen! L. Nicht so gar. G. Ich mein's doch. L. Aber sie hilft mir doch, wenn ich so eine Schul einrichten will? G. Wenn's einmal weit ist, so gehe ich nicht mit euch. L. Ich will nur da bleiben. G. Und Schul halten? L. Ja. G. Da in der Stube? L. Nein, in der Schulstube. G. Es würde euch leid sein, wenn man euch beim Wort nehmen würde. L. Ihr noch viel mehr, wenn sie mir helfen müßte. G. Das

denn nicht, es würde mich noch freuen. L. Jetzt hat sie zweimal gesagt, sie wolle mir helfen. G. Ja freilich, dreimal sag ich Ja, wenn ihr unser Schulmeister seid.

Jetzt fing er und die Herren alle an zu lachen und der Junker sagte selbst: Ja, Gertrud, er ist einmal euer Schulmeister. Das machte sie betroffen; sie ward rot und wußte nicht, was sie sagen wollte. Warum wird sie so still? sagte der Leutnant. — Es dünkt mich, es wäre gut, wenn ich vor einer Viertelstund so still gewesen. Leutnant. Warum jetzt das? Gertrud. Wie wollt ich euch können helfen, wenn ihr Schulmeister seid? Leutnant. Sie sucht jetzt Ausflüchte, aber ich lasse sie nicht los. Gertrud. Ich will gebeten haben. Leutnant. Daraus gibt's nichts; wenn sie mir die Ehe versprochen, sie müßte mir halten. Gertrud. Oeppen (etwan) nicht? Leutnant. Oeppen wohl. Gertrud. Es kann nicht sein. — Weißt du was, Gertrud, sagte der Junker, halt's du, so gut du kannst, und mehr wird er nicht fordern; aber was du immer tun wirst, ihm zu helfen, das wirst du mir tun. Gertrud. Ich will wohl gern, aber Sie sehen die Stube voll Kinder, und wie ich angebunden bin. Wenn's aber um Rat und Hülfe in Arbeitssachen, die so ein Herr freilich nicht verstehen kann, zu tun ist, so weiß ich eine Frau, die das viel besser versteht, als ich, und was ich nicht Zeit hab, das kann diese vollkommen. Junker. Richte es ein, wie du kannst, aber gehe ihm an die Hand.

Während der Zeit spitzte der Heirli immer darauf, seiner Mutter etwas zu sagen, aber sie sah ihm nie ins Gesicht, daß er ihr winken, und stund ihm nie so nahe, daß er sie erlangen könnte. Endlich geriet es, und er konnte ihr ins Ohr sagen: Dürfen wir dem Junker nicht auch für die neuen Batzen danken? Der gute Bub drückte mit seiner Hand ihren Kopf hart an den seinen und nahm ihr das halbe Ohr ins Maul, wie wenn er's abbeißen wollte. Sie gab ihm eins mit den Backen und sagte: Ja, freilich müßt ihr ihm danken, ich hab es nur vergessen. Im Augenblick

legte der Bub seinen Baumwollenflocken auf die Radbank, schlich hinter den Rädern zu seinen Geschwistern, sagte einem nach dem anderen: Wir müssen dem Junker für die neuen Batzen danken. Sie stunden dann alle von ihren Rädern auf und gingen mit dem Heirli zu ihm hervor; aber da sie da stunden, durfte keines reden. Der Junker sagte zu ihnen: Was machet ihr da, Kinder, was wollet ihr? Und Gertrud zum Heirli: Kannst du jetzt nicht reden? Da stund er an ihn zu und sagte: Wir wollen dir für die schönen Batzen danken. Es freute den Junker. Er gab einem nach dem andern die Hand und sagte: Kinder, euer Vater und eure Mutter sind mir lieb, und wenn ihr recht tut, so seid ihr mir auch lieb euer Lebtag. Dann nahm er den guten Heirli vom Boden auf seinen Arm sah ihm eine Weile ins Gesicht und sagte ihm dann: Gäll (gelt's), du gibst einmal auch ein braver Bub? — Ja gewiß, sagte der Heirli, und gäll, ich bin dir auch dann dein Lebtag lieb? Er war im Augenblick auf seinem Arm, wie daheim, sah ihm beständig in die Augen und streichelte ihm mit der Hand über die Backen. Arner sagte ihm da: Sag, bin ich dir auch lieb? — Das denk ich, sagte der Bub; du bist ja noch mehr gut, als die Mutter gesagt hat. Arner. Wie gut hat die Mutter gesagt, daß ich sei? Heirli: Sie hat gesagt: Wenn ich dir danke, so gäbest du mir die Hand, und jetzt nimmst mich noch gar auf deinen Arm. Arner. Hast du das so gern, wenn man dich auf den Arm nimmt? Heirli. Ja; und einen Augenblick darauf: Aber ich hänge dir Baumwolle an. Arner. Es schadet nichts. — Nein, wart, sagte der Heirli, ich will dir sie ablesen; schnakete dann ihm über die Achsel, langte mit der Hand den Rücken und auf beiden Seiten hinunter, so weit er konnte, und las ihm die Baumwolle ab, die er ihm angehängt.

Indes rieten des Rudi's Kinder unter einander, und sie wollen ihm für ihre Kuh und für ihre Matte danken. Gesagt, getan. Sie drängten sich durch die andern, das

mit dem schwarzen Kohlaug voraus. Es war das erste bei ihm und sagte: Wir wollen dir auch danken.

Wofür? sagte der Junker, und hatte den Heirli noch auf dem Arm. Hä, für die Kuh und die Matte, sagte das Kind. Da stellte der Junker den Heirli ab, nahm es auf den Arm und sagte: Wie geht es euch jetzt, ihr Lieben? Ist euch jetzt auch wohl?

Ja wahrlich, sagte das Nännli, seitdem wir auch Milch haben, und diese Frau da kennen. — Aber folget ihr auch der Frau? sagte Arner. Ich weiß nicht, du mußt sie fragen, sagte das Kind auf seinem Arm. Und Gertrud: Es muß gut sein, bis es besser wird. — Folget ihr ordentlich und tut recht, wenn ihr mir lieb sein wollet! sagte der Junker. Wir wollen ihr gewiß folgen, sagten die Kinder alle, bis auf das Liseli; das murrete so zwischen den Zähnen, daß es auch so tönte und man meine, es sage es auch. Das Nännli auf seinem Arm war so geschwind erwärmt als der Heirli; es ging nicht lang, so sagte es: Hast du viel so schöne Batzen, wie du da den Kindern gegeben? — Schweig doch, schweig doch, du unverschämtes Kind, riefen ihm die anderen auf allen Seiten. Der Junker sagte ihnen: Laßt es reden; und zum Kind: Möchtest du auch? Kind. Ja, wenn du mir gibst. Junker. Ich hab jetzt keine bei mir. Kind. Hast nicht immer bei dir? Junker. Nein, aber wenn ich wieder komme, dann hab ich bei mir. Kind. Kommst du bald wieder? Junker. Ja. Kind. Gibst mir dann auch? Junker. Was willst mit tun? Kind. Zusammenbehalten und sparen. Junker. Und dann? Kind. Und dann, wenn ich groß bin, etwas daraus kaufen.

So verweilte sich Arner mit dem Kind auf dem Arm und redete dann noch mit allen andern gleich gut wie mit ihm und wie ein Vater. —

Am nächsten Sonntag stellte der Junker den neuen Schulmeister der Gemeind vor. Der Pfarrer predigte an diesem Sonntag nicht. Er hielt das stundenlange Redenhalten auf der Kanzel und daneben zur guten Führung der Menschen

gar nicht für so notwendig, als man es gemeiniglich dafür ansieht. Er hatte vielmehr große Einwendungen gegen dasselbe, und behauptete, man sollte wenigstens keinen Menschen so stundenlange Reden ans Volk halten lassen, der nicht als ein erprobter Ratgeber und Wegweiser der Menschen erfunden worden wäre; und dergleichen erprobte Ratgeber seien rare Menschen, und in den meisten Fällen just nicht die, welche wohl lange Reden halten können. Den andern Geistlichen, meinte er, sollte man von Wort zu Wort vorschreiben, was sie dem Volk öffentlich vortragen dürften. Er sagte, wenn man so sorgfältig erforschte und studierte, was die Menschen sind und was die Menschen nötig haben, und wie man mit ihnen umgehen müsse, daß sie trühen (gedeihen), als man, er wolle nicht sagen bei Rossen und Kühen, sondern auch nur bei Kröten und Fröschen und Eidechsen forschet und studieret, was sie seien und wie man mit ihnen umgehen müsse, daß sie trühen, so würde man es sicher nicht einem jeden Stubenbrüter überlassen, Jahr aus und Jahr ein Stunden lang vor dem Volk Reden zu halten, und nicht gestatten, daß der guten Menschenherde Sachen, die ihr als wichtig vorgetragen werden, von dem einen deutsch, von dem andern welsch, von dem einen links und von dem andern rechts, von dem einen kraus und von dem andern glatt, von dem einen hoch und dem andern nieder vorgetragen werden. Und was man ihm auch immer dagegen einwandte, so ließ er sich nicht ausreden, das Predigen sei an das Maulbrauchen und Maulwaschen, gegen welches die Menschen als gegen ihr Todgift auf der Hut sein können, wie angebunden, und sehe ohne weiters, besonders wie es jetzt getrieben werde, zu bunt, zu vielfarbig und seelenlos aus, als daß man nur daran denken dürfte, daß es beim Volk eine gleiche feste, allgemeine und einfache Wirkung zu seinem Wohl hervorbringen könne. Daß aber die Erlösung der Menschheit von ihren Übeln von Gottes wegen so stark an das gebunden

sei, als man es zu glauben scheine, dünkte ihn, wie er die Sache ansah, vollends eine Lästerung.

Der gute Mann war aber allem viel Wort machen überhaupt im eigentlichen Verstand übel an, und hatte mit seiner lieben Frauen ob nichts in der Welt Streit, als wenn sie ihm mit zehn Worten anbrachte, was sie mit zweien hätte sagen können. Um die Wahrheit zu gestehen, so war dieser Gram über alles Wortmachen nichts weniger als pure reine Weisheit in meinem Mann, sondern so etwas, das man sonst an den Leuten ihre Menschlichkeit heißt; es artete auch manchmal wirklich in eine Unduldsamkeit und Ungefälligkeit aus, die nebst dem Sonderbaren und Unachtsamen in seinem Äußern die linke Seite des Manns ausmacht, und daher kam, daß in seiner Jugend sein Herz ohne Erfahrung und Menschenkenntnis gelassen worden, und er daher lange von einem jeden, der sein Maul wohl brauchen konnte, am Seil herum geführt wurde, und in seinen zwanziger Jahren um sein Brot, um seine Braut, und um die Freuden seines Lebens gekommen. Wer ihm alles raubte, war ein Geistlicher, der eben dadurch, daß er vortrefflich predigen konnte und zur Verwunderung auf seiner Kanzel dastund, den Raub davon trug; und der Bube trieb es so weit, daß das Elend des Manns, ehe er auf Bonnal kam, so groß geworden, daß sieben bis acht Jahr kein Bettler mit ihm getauscht hätte, und ein Bauer, bei dem er sich einige Zeit aufgehalten, und ihm das eine und andere von seinen Umständen erzählt, ihm zur Antwort gegeben, er wollte sich lieber henken lassen, als es nur eine Stunde haben, wie er. Jetzt kennt ihr den Stachel, der wider das Predigen und wider alles Maulbrauchen in seinem Innersten liegt. Er danket zwar das Glück seines Alters und alles, was er jetzt ist, diesen Leiden seines Lebens; aber sie haben doch eine Seite seines Inwendigen tief verwundet, und er wird die Brandmale seiner Wunden tragen bis ans Grab.

Der Mensch trägt die Wahrheit und die Weisheit in einem irdischen Gefäß, und wenn er besonders in den Tagen

seiner blühenden Stärke zu Boden gedrückt wird, und das Gold seines Lebens vor seinen Augen ins Kot ausgeschüttet siehet, so achtet er dann den übriggebliebenen Lehm seines Daseins nicht mehr viel; er wird stolz gegen die Glücklichen und so unaufmerksam und gleichgültig gegen das, was diese von ihm fordern, wie gegen sich selber, und drücket sich über das, was ihn wahr und gut dünkt, anders und roher aus, als Menschen, die die Tage ihres Lebens ruhig haben nachdenken können, wie sich alles am besten sagen lasse. Es macht nichts, wenn solche Menschen schon roher und härter reden, als es der Brauch ist. Die Wahrheit wirket selten, als wenn sie schreit, das ist, so roh und hart und ungeduldig, aber auch so bestimmt und heiter ausgesprochen wird, als nur Not und Elend den Menschen aussprechen lehren. Und dann, alles Menschliche abgerechnet, was der Widerwille des Pfarrers in Bonnal gegen das Maulbrauchen überhaupt und gegen das Predigen- und Kinderlehrschelten besonders hatte, so ist gewiß, daß der Schade des Predigens im Lande, wenn es einer ist, einer von denen ist, die schreien müssen, wenn ihm soll abgeholfen werden.[33] . . .

Wie gesagt, er las heute, anstatt zu predigen, etliche Kapitel aus der Bibel und zum letzten den neunzigsten Psalm. . . .

Nach diesem sagte er, worum es zu tun sei. Dann nahm der Junker den Leutnant bei der Hand, und sagte ihm, er soll jetzt der Gemeind selber sagen, was er an ihren Kindern tun wolle. Der Leutnant, nachdem er sich gegen den Junker, den Pfarrer, und dann gegen die Gemeind gebogen, setzte den Hut auf, lehnte sich an seinen Stock und sagte: Er sei mit Edelleuten erzogen worden und sei selber ein Edelmann, er schäme sich aber um deswillen nicht, Gott und seinen Nebenmenschen in jedem Stand, wozu ihn die Vorsehung rufe, zu dienen, und danke seinen lieben Eltern unter dem Boden für die gute Erziehung, die sie ihm gegeben, und die ihn jetzt in Stand stelle, ihre

Schule auf einen Fuß einzurichten, daß man es ihren Kindern, wills Gott, ihr Lebtag ansehen werde, daß sie in einer Schul gewesen. Übrigens aber sei es nicht seine Sache, lange Reden oder Predigten zu halten, sondern er wolle, wills Gott, morgen mit der Schul anfangen, wo sich dann alles schon zeigen werde. Nur das, setzte er hinzu, muß ich noch sagen, daß ein jedes Kind seine Hausarbeit, sie mag in Nähen oder Baumwollenspinnen, oder sonst worin es ist, bestehen, bringe, und die Werkzeuge dazu, bis der Junker solche für die Schule wird angeschafft haben.

Was will er doch mit Spinnrädern und Spitztrucken[34] in der Schul machen? fragten Männer und Weiber in allen Stühlen und einer hinter ihm zu so laut, daß er es verstund. Er kehrte sich um, und sagte ihm auch laut: Nichts als machen, daß euere Kinder reden und reiten[35] mit einander lernen. Es wollte den Bauern doch nicht in den Kopf, wie das möglich, und wie man in der Schul reiten und reden mit einander lernen könne. Ihrer viele sagten schon unter der Kirchtüre: Es wird ihm damit gehen, wie dem alten Junker mit dem Grapp-Pflanzen und den schönen Schafen, die er 200 Stund weit herkommen und da bei seinem Futter krepieren lassen. Doch sagten auch einige bestandene Männer: Der Mann sieht dem alten Grapp-Pflanzer gar nicht gleich, und es hat gar nicht die Gattung, wie wenn er in den Tag hinein schwatze. . . .

Morndes[15] ging dann die Schul an. Ich möchte aber nicht leicht einem andern Schulmeister raten, zu tun, was dieser getan hat, und nach einer solchen Sonntagsankündigung, die jedermann stolz fand, sich dann am Montag die Schul von einer Bauernfrau einrichten zu lassen. Doch, wenn einer ein Glüphi ist, so mag er's auch tun, es wird ihm nichts schaden; aber ich meine, ein rechter Glüphi, und nicht einer in der Einbildung.

Er ließ die Gertrud mit seinen Kindern eine Ordnung machen, wie wenn sie selbige daheim hätte. Sie sonderte sie nach ihrem Alter und nach ihrer Arbeit, wie sie sich

zusammenschickten, setzte allenthalben verteilt ihre und des Rudis Kinder, die ihrer Ordnung schon gewohnt waren, zwischen die andern hinein. Zunächst am Tisch und vorn an den andern setzte sie die Kleinen, die das ABC noch nicht konnten; hinter diesen die, so buchstabieren sollten; dann die, so halb lesen konnten; endlich die, so es ganz konnten; steckte dann der ersten Reihe für diesen Morgen nur drei Buchstaben an eine schwarze Tafel und machte eines von diesen Kindern aufsagen. Wenn es sie dann recht sagte, so mußten sie die andern ihm nachsagen; dann veränderte sie die Ordnung dieser Buchstaben einmal über das andere, steckte sie ihnen bald in kleinerer, bald in größerer Form an die Tafel, und ließ sie ihnen den ganzen Morgen so vor den Augen. Ebenso versetzte sie mehrere Buchstaben denen, so buchstabierten. Und die, so halb lesen konnten, mußten mit diesen buchstabieren. Diese aber und auch die, so lesen konnten, mußten ihre Bücher bei dem Spinnrad vor sich offen halten, und immer dem, das etwas laut vorlas, dasselbe halblaut nachsprechen. Und keines war eine Minute sicher, daß sie nicht rufe: Fahr jetzt du fort!

Für die Handarbeit hatte sie eine Frau mit sich genommen, die Margreth hieß, und die nun alle Tage dafür in die Schule kommen sollte; denn Gertrud war dieses nicht möglich. Die Margreth war ein Mensch für dieses, daß man nicht leicht ihresgleichen finden konnte. Sobald ein Kind eine Hand oder ein Rad still hielt, stund sie bei ihm zu, und ging nicht von ihm fort, bis Hand und Rad wieder in Ordnung waren.

Die meisten Kinder brachten auch schon an diesem Abend eine Arbeit heim, daß die Mütter ihnen nicht glaubten, daß sie selbige allein gemacht hätten. Aber viele Kinder gaben ihnen zur Antwort: Ja, es ist ein Unterschied, wie es die Margreth einem zeiget; du einmal kannst es nicht so.

Sie rühmten den Leutnant nicht minder; denn nachmittags führte er die Schul, und Gertrud sah ihm dann

zu, wie er ihr am Morgen, und es ging so gut, daß sie zu ihm sagte: Wenn ich gewußt hätte, daß ich in zwei Stunden mit allem fertig würde, was ich euch zum Schuleinrichten helfen kann, so hätte ich mich am Donnerstag nicht so gesperrt. Es freute ihn auch, daß es so gut ging; er gab diesen Abend allen Kindern, die über sieben Jahr alt waren, ein paar zusammengestochene Bögen Papier heim und ein paar Federn, und jedes Kind fand seinen Namen auf diesen Bögen schön, wie gedruckt, geschrieben. Sie konnten sie nicht genug anschauen und fragten ihn einmal über das andere, wie man das auch mache. Er zeigte es ihnen und schrieb ihnen wohl eine Viertelstunde lang so große Buchstaben, die wie gedruckt scheinen. Sie hätten ihn bis am Morgen so schreiben lassen, so schön dünkte sie das; und es wunderte sie so gar, ob sie es auch so lernen müssen. Er gab ihnen zur Antwort: Je schöner ihr schreiben lernen wollet, je lieber ist es mir; sagte ihnen dann noch beim Fortgehen, sie sollen zu ihrem Papier Sorg tragen und ihre Federn mit der Spitz in faule Äpfel hineinstecken, sie bleiben darin am besten. Viele Kinder gaben ihm darauf zur Antwort: Ja, wenn wir jetzt grad so faule Äpfel hätten, es ist ja nicht mehr Winter. Er lachte darüber und sagte ihnen: Wenn ihr keine habet, so kann ich euch vielleicht bringen; ich denke, die Frau Pfarrerin hat noch mehr als ihr lieb ist, faule Äpfel. Andere Kinder aber sagten: Nein, nein, nein! Wir wollen ihnen schon bringen, wir haben auch noch.

Sie sprangen dann alle heim, ihren Eltern geschwind geschwind ihre schönen Schriften zu zeigen, und rühmten den Schulmeister und die Margreth, was sie konnten und mochten. Aber ihrer viele gaben ihnen zur Antwort: Ja, ja, die neuen Besen wischen alle wohl, oder sonst so ein wunderliches Wort, daß die Kinder nicht wußten, woran sie waren. Aber das tat den guten Kindern weh; aber sie gaben um deswillen ihre Freud noch nicht auf, und wenn ihre Eltern nicht Freud mit ihnen hatten, wie sie gern wollten, so

zeigten sie ihre schönen Schriften, wem sie konnten, bis auf dem Brüderli in der Wiege und der Katz auf dem Tisch, und trugen dazu Sorg, wie sie ihr Lebtag zu nichts Sorg getragen. Wenn das Brüderli mit dem Händli oder die Katz mit dem Maul darnach langen wollten, so zogen sie es im Augenblick zurück und sagten: Du mußt nur mit den Augen sehen und es nicht anrühren. Ihrer etliche versorgten es in die Bibel. Andere sagten, sie können dann das große Buch nicht auftun, und legten es in den Kasten zu dem, was sie am schönsten hatten, und die Freude, wieder in die Schul zu gehen, trieb sie so, daß morndes ihrer viele fast vor Tag aufstunden, ihren Müttern zu rufen, sie sollen doch machen, daß sie bald zu essen bekommen, damit sie zu rechter Zeit in die Schul kommen. Am Freitag war's denn gar, da die neuen Schreibbänk, die der Junker ihnen machen lassen, fertig waren. Es wollten alle in der ersten Stunde mit einander ansitzen; aber der Leutnant teilte sie in vier Teile ab, damit ihrer nicht zu viel seien, und ihm nie keine Hand entgehe, und keines ihm auch nur einen Zug machen könne, den er nicht sehe. Er kam auch hierin mit den meisten gar wohl fort. Einige griffen es so gut an, daß es schien, es komme ihnen wie von selbst; bei andern aber ging es darum gut, weil sie sonst schon mehr als andere in den Händen gehabt, wozu es Aufmerksamkeit brauchte. Aber einigen, die noch nicht viel andres in Händen gehabt als den Löffel, mit dem sie das Essen zum Maul hinaufbringen, kam es schwer an. Das Rechnen lernten einige sehr leicht, die zum Schreiben gar ungeschickt taten und die Federn, wie wenn sie lahm wären, in die Hand nahmen, und es kamen wirklich etliche solche Löffelbuben, die in ihrem Leben fast noch nichts getan, als auf den Gassen und Weiden herumziehen, hierin den andern allen schnell und weit vor.

Es ist natürlich: das größte Lumpenvolk hat die größten Anlagen, und läßt meistens das Arbeitsvolk Kopfs halber weit hinter sich zurück; auch findet man fast immer den

Bauernrechner im Wirtshaus. Überhaupt fand der Schulmeister diese armen Kinder Kopfs und Hände halber viel geschickter, als er es erwartete. Auch das ist natürlich. Not und Armut macht dem Menschen gar viel durch Kopf und Hände gehen, das er mit Geduld und Anstrengung darin herumdrehen muß, bis er Brot daraus ziehen kann; und Glüphi bauete auf dieses so sehr, daß er in allem, was er in seiner Schul tat, und beinahe bei jedem Wort, das er darin redete, sich fest in Sinn nahm, diesen Umstand, den die Natur selbst zum Fundament der Erziehung der Armen und des Landvolks gelegt hat, zu nutzen und zu brauchen.

Er hielt selbst so viel auf dem Schweiß der Tagesarbeit und dem Müdewerden, daß er behauptete, alles, was man immer dem Menschen beibringen könne, mache ihn nur insoweit brauchbar, oder zu einem Mann, auf den und auf dessen Kunst man bauen könne, insofern sein Wissen und seine Kunst auf diesen Schweiß seiner Lehrzeit gebaut sei; und wo dieser fehle, seien die Künste und Wissenschaften der Menschen wie ein Schaum im Meer, der oft von weitem wie ein Fels scheine, der aus dem Abgrund emporsteige, aber verschwinde, sobald Wind und Wellen an ihn anstoßen. Daher, sagte er, müsse bei der Erziehung des Menschen die ernste und strenge Berufsbildung allem Wortunterricht notwendig vorhergehen.

Und genau mit der Berufsbildung verband er auch die Sittenbildung, und behauptete, die Sitten eines jeden Stands und Gewerbs, und auch des Orts und Lands, in dem ein Mensch wohne, seien für ihn so wichtig, daß sein Glück und die Ruh und der Friede seines Lebens wie tausend gegen eins darauf ankommen, ob er ein ungetadeltes Muster dieser Sitten sei.

Die Erziehung zu den Sitten war also auch ein Hauptstück seiner Schuleinrichtungen. Die Schulstube mußte ihm so reinlich sein, als eine Kirche. Er duldete nicht, daß nur eine Scheibe am Fenster mangle, oder ein Nagel am Boden nicht recht eingeschlagen sei, viel weniger, daß die Kinder

das geringste an Boden werfen, oder während dem Lernen essen oder so etwas machten. Es mußte ihm alles wie an der Schnur und bis ans Aufstehen und Niedersitzen so in einer Ordnung gehen, daß nur keins an das andere anstieß. Wenn's kotig war, mußten sie ihre Schuhe bei der Türe abstellen und in den bloßen Strümpfen an ihre Tische sitzen. Auch die Röcke, wenn sie kotig waren, mußten sie ihm, wo es sich schickte, an der Sonne oder am Ofen trocknen und ausreiben. Er schnitt ihrer vielen mit seinem Scherli die Nägel selber an den Händen ab und fast allen Buben die Haare auf dem Kopf in Ordnung, und allemal, wenn eins vom Schreiben zur Arbeit ging, mußte es zuerst zum Waschbecken, seine Hände zu waschen; auch das Maul mußten sie ihm ausspülen und zu den Zähnen Sorg tragen und zum Atem, daß er nicht stinkend werde; alles Sachen, von denen sie nur gar nichts wußten; und beim Stehen, Sitzen, Schreiben und Arbeiten mußten sie sich ihm immer so grad halten als eine Kerze. Und wenn sie in die Schul kamen und draus gingen, mußte eines nach dem andern vor ihm zustehen und ihm b'hüt Gott sagen. Er sah sie dann vom Kopf bis zu den Füßen an, und konnte Augen machen, daß ein jedes, wenn er auch kein Wort redete, es ihm gleich ansah, wenn es etwas an sich hatte, das nicht in der Ordnung war. Wenn's aber dann auf das hin, daß er es ihm mit den Augen zeigte, nicht besserte, so sagte er es hernach mit dem Maul. Wo er sah, daß die Eltern daran schuldig, ließ er es ihnen sagen, und es war gar nichts Seltenes, daß ein Kind mit dem Bericht zu seiner Mutter heimkam: Du, der Schulmeister hat gesagt, er laß dich grüßen, und ob du keine Nadeln oder Faden habest, oder ob das Wasser teuer sei bei dir, und dergleichen.

Und die Margreth war wie dazu gemacht, ihm in diesen Sachen an die Hand zu gehen. Wenn ein Kind seine Haare nicht recht geflochten hatte, setzte sie es mit dem Spinnrad vor sich zu und flocht ihm dasselbe, währenddem es lernte

und arbeitete. Die meisten konnten nicht einmal ihre Schuhe recht ringen und ihre Strümpfe recht binden; sie zeigte ihnen alles, machte ihnen ihre Halstücher und Fürtücher zurecht, wenn sie sie krumm anhatten, und wo sie ein Loch an einem sah, nahm sie Nadeln und Faden aus dem Sack und nähete sie ihnen zusammen. Wenn die Schul bald aus war, machte sie dann allemal in der ganzen Stube den Kehr, und sagte einem jeden, ob es heut brav oder nur halb brav oder gar nichts nütz gearbeitet.

Dann durften die, so brav gewesen, zuerst hervor zum Schulmeister, ihm „B'hüt Gott euch“ zu sagen. Die, so nur halb brav gewesen, mußten dann mit den andern zu ihm hervor. Die überall schlecht gewesen, mußten vor den andern zur Stube hinaus, ohne daß sie zu ihm hervor durften. Er bot dann den ersten die Hand, und sagte einem jeden „Behüt dich Gott, du liebes Kind!“ Den andern bot er die Hand nicht, und sagte ihnen nur „B'hüt dich Gott!“

Wenn eins zu spät kam, so war die Tür für es zu, wie die Pforte einer Festung, wenn sie zu ist; ob sie dann weinten oder nicht, das war gleich viel, er sagte ihnen kurz, sie sollten jetzt nur heimgehen, es tue ihnen nur wohl, wenn sie lang daran sinnen, daß man alles, was man in der Welt tun muß, zu rechter Zeit tun muß, oder daß es sonst wie nicht getan ist.

So zielte jedes Wort, das er redete, dahin, seine Kinder durch feste Angewöhnung an alles das, was sie einst sein und können müssen, zur wahren Weisheit des Lebens zu führen, indem er mit jedem Wort in ihrem Innern das Fundament zu derjenigen Gleichmütigkeit und Ruhe zu legen suchte, welche der Mensch in allen Umständen des Lebens besitzen kann, wenn ihm die Beschwerlichkeiten seiner Laufbahn früh zur andern Natur gemacht worden.

Und hier ist der Mittelpunkt des Unterschieds seiner Kinder-Auferziehung und des gewöhnlichen Unterrichts, den dieselbigen unter andern Schulmeistern genießen. Der Erfolg, mit welchem er arbeitete, überzeugte den Pfarrer von

Bonnal schnell von der Wichtigkeit dieses Unterschieds, und machte auch ihn einsehen, daß aller wörtliche Unterricht, insofern er wahre menschliche Weisheit und das oberste Ziel dieser Weisheit, wahre menschliche Religion erzwecken soll, den festen Übungen zu guten häuslichen Fertigkeiten ohne anders untergeordnet sein und nachgehen müsse, und Maulreligion, an welche sie alles Gute, was sie sind und werden sollen, wie angebunden haben, aus dem Sinn fallen lassen dürfe, nämlich erst dann, wenn durch feste Übungen in guten Lebensfertigkeiten in ihnen ein besseres Fundament zu guten und edeln Neigungen, das ist zur wahren Weisheit und zur wahren Religion gelegt worden. Aber er sah auch, daß er selber über diesen Punkt zur Führung der Menschen nichts tauge, und daß der Leutnant und selber die Margreth mit einem Wort bei ihren Kindern mehr zu diesem Endzweck ausrichten, als er, wenn er Stunden lang predigte oder sonst täte, was er könnte. Er schämte sich vor ihnen, aber er nutzte ihr Dasein, lernte von ihnen, was er konnte, und bauete in allem, was er seine Kinder lehrte, auf das, worin der Leutnant und die Margreth sie übten. Es führte ihn weit, nämlich seinen Wortunterricht in dem Grad zu verkürzen, als diese zwei Menschen seinen Kindern nützliche Fertigkeiten angewöhnten. Er hätte das schon längst gern getan, aber er wußte nicht, wie es anstellen, und worauf dann bauen. Es träumte ihm wohl von dem, was der Leutnant und die Margreth jetzt taten, aber auf das bloße Träumen von Sachen, die er nicht näher kannte, war er zu ehrlich, das Gute, das der alte Unterricht doch auch noch hatte, seinen Kindern zu entziehen. Aber jetzt, da die bessere Wahrheit und die Vorzüge der Übungen im Tun vor den Übungen im Reden vor seinen Augen stunden, folgte er dieser bessern Wahrheit und tat in seinem Alter Riesenschritte in der Abänderung seines Volksunterrichts.

Er ließ von nun an seine Kinder gar keine Meinungen mehr auswendig lernen, mit Namen nicht die Zankapfelfragen, die seit zweihundert Jahren das gute Volk der

Christen in viele Teile geteilt, und gewiß dem Landvolk den Weg zum ewigen Leben nicht erleichtert; und besonders die ehr- und notfeste Frag, die noch vor zwei Jahren in seiner Gemeind einen Totschlag veranlasset, verklebte er in allen Lehrbüchern seinen Kindern mit Pappen, und er achtete es gar nicht, daß unten und oben in diesem verklebten Blatt noch allerhand Sachen stunden, die ganz gut waren; denn er war jetzt alle Stund mehr überzeugt, daß der Mensch wenig oder nichts verliere, wenn er Worte verliere.

Aber indem er mit Gott, wie Luther seinem Volk, durchstrich den abenteuerlichen Wortkram seiner großen Maulreligion, tischte er ihm nicht anstatt des alten einen neuen, statt des feurigen einen wässerigen, anstatt des fremden, mit Gunst, seinen eigenen auf, sondern vereinigte seine Bemühungen mit dem Leutnant und der Margreth, seine Kinder ohne viele Worte zu einem stillen arbeitsamen Berufsleben zu führen, und durch feste Angewöhnung an eine weise Lebensordnung den Quellen unedler, schandbarer und unordentlicher Sitten vorzubiegen, und auf diese Weise den Grund der stillen wortleeren Gottesanbetung und der reinen tätigen und ebenso wortleeren Menschenliebe zu legen. Zu diesem Ziel zu gelangen, band er jedes Wort seiner kurzen Religionslehre an ihr Tun und Lassen, an ihre Umstände und Berufspflichten, also daß, wenn er mit ihnen von Gott und Ewigkeit redete, es immer schien, er rede mit ihnen vom Vater und Mutter, von Haus und Heimat, kurz von Sachen, die sie auf der Welt nahe angehen. Er zeichnete ihnen mit eigner Hand die wenigen weisen und frommen Stellen, die sie in ihrem Lehrbuch noch auswendig lernen durften, aus; von dem übrigen weitläufigen Zankkram, den er aus ihrem Gehirn auslöschen wollte, wie der Sommer den ferndrigen[36] Schnee auslöscht, redete er kein Wort mehr, und wenn ihn jemand fragte, warum er diese Sachen so liegen lasse, wie wenn sie nicht da wären, sagte er, eben sehe er alle Tage mehr ein, es gehöre nicht für den Menschen, so viel Warum und Darum

in seinen Kopf hinein zu mörden[37], und die tägliche Erfahrung zeige, daß die Menschen in dem Grad ihren natürlichen Verstand und die Alltagsbrauchbarkeit ihrer Hände und Füße verlieren, als sie viel solche Warum und Darum im Kopf herumtragen. Er ließ auch nicht mehr zu, daß ein Kind irgend ein langes Gebet auswendig lerne, und sagte es laut, es sei wider den ausdrücklichen Geist des Christentums und die heiterste Vorschrift, die der Heiland der Menschen je seinen Jüngern gegeben: „Wenn ihr aber betet“ u. s. w. Und das lange Gebetemachen komme auch nirgend als vom Predigen her, indem Leute, welche einmal sich daran gewöhnt, vor ihren Mitmenschen so oft und viel Stunden lange Reden zu halten, natürlich auch dem lieben Gott ihre Angelegenheiten so in langen Reden vorzutragen belieben[38].

Das Schönste an ihm ist, daß er bei allem, was er jetzt tat, geradezu heraussagte, wenn er den Leutnant und die Margreth nicht in ihrer Schulstube mit den Kindern nach ihrer Art umgehen gesehen, so wäre er mit seinem Kinderunterricht bis ans Grab ohne Änderung der alte Pfarrer in Bonnal geblieben, der er dreißig Jahre gewesen; und noch mehr, er gestund selber, daß er auch jetzt noch nicht im Stande sei, in den Hauptsachen der wahren Führung dieser Kinder Hand zu bieten, und daß alles, was er dazu beitragen könne, kaum in mehrerem bestehe, als daß er mit seiner Einmischung der Arbeit des Leutnants und der Frauen keine Hinderniß in den Weg lege. Er hatte fast ganz recht, er wußte von den Berufsarten der Menschen und von den meisten Dingen, auf welche der Leutnant baute, so viel als nichts. Er kannte die Menschen, und kannte sie nicht. Er kannte zwar sie, daß er sie beschreiben konnte, daß man sagen mußte: Sie sind so! Aber er kannte sie nicht, daß er mit ihnen eintreten und etwas mit ihnen richten und schlichten konnte. Auch sagte ihm der Leutnant oft unter die Augen, er sei nicht im Stand, etwas rechtes aus den Menschen zu machen, er verderbe sie

nur mit seiner Güte. Denn so gut ihr den Leutnant allenthalben erfahren, so hatte doch nicht leicht jemand strengere Grundsätze über das Auferziehen als er. Er behauptete laut, die Liebe sei zum Auferziehen der Menschen nichts nutz als nur hinter und neben der Furcht; denn sie müssen lernen Dornen und Disteln ausreuten, und der Mensch tue das nie gern und nie von ihm selber, sondern nur, weil er müsse und wenn er daran gewöhnt werde. Wer immer etwas mit den Menschen ausrichten oder sie zu etwas machen will, sagte er, der muß ihre Bosheit bemeistern, ihre Falschheit verfolgen, und ihnen auf ihren krummen Wegen den Angstschweiß austreiben, und behauptete, das Erziehen der Menschen sei nichts andres als das Ausfeilen des einzeln Glieds an der großen Kette, durch welche die ganze Menschheit unter sich verbunden ein Ganzes ausmache, und die Fehler in der Erziehung und Führung des Menschen bestehen meistens darin, daß man einzelne Glieder wie von der Kette abnehme und an ihnen künsteln wolle, wie wenn sie allein wären und nicht als Ringe an die große Kette gehören, und als wenn die Kraft und Brauchbarkeit des einzeln Glieds derselben daher käme, wenn man es vergolden, versilbern, oder gar mit Edelsteinen besetzen würde, und nicht daher, daß es ungeschwächt an seine nächsten Nebenglieder wohl angeschlossen zu dem täglichen Schwung der ganzen Kette und zu allen Biegungen derselben stark und gelenkig genug gearbeitet sei.

So redete der Mann, dessen Stärke darin bestund, daß er die Welt kannte, mit dem Priester, dessen Schwäche darin bestund, daß er sie nicht kannte. Es war aber auch die Arbeit seines Lebens, die Menschen kennen zu lernen, und er danket es seinem Vater unter dem Boden, daß er dieses von früher Jugend auf zu seinem Augenmerk gemacht. Er glaubte auch die Menschen gut, die er hintennach böse erfahren, und der Gram darüber brachte ihn ums Leben. Wenige Tage vor seinem End ließ er seinen damals fjährigen Glüphi vor sein Bett kommen und sagte ihm:

Kind, trau niemand in deinem Leben, bis du ihn erfahren. Die Menschen betrügen und werden betrogen, aber sie zu kennen ist Gold wert. Gib auf sie acht, aber trau ihnen nicht, und laß es dein tägliches Werk sein, alle Abende von einem jeden Menschen, mit dem du umgehest, aufzuschreiben, was du an ihm gesehen und von ihm gehört, das etwan ein Zeichen sein mag, wie es inwendig mit ihm stehe. Wenn du das tust, so wird es dir nicht gehen, wie mir, und du wirst das Unglück nicht ertragen, daß ich dich ohne Vermögen und ohne Hilf auf dieser armen Erde zurücklassen muß. Mit diesem quollen die letzten Tränen aus den Augen des Manns, die nun bald erloschen.

Und von diesem Tag an hat Glüphi keine Nacht unterlassen, zu tun, was ihm sein Vater befohlen, eh er gestorben. Er hat noch jetzt diese Papiere von seiner Jugend auf bei einander. Sie sind ein Schatz von Menschenkenntnis, und wenn er davon redet, so heißt er sie nur das gute Erb von seinem lieben Vater selig, und netzt sie oft mit Tränen. Sie machten ihm tausend schwere Stunden leicht, und waren ihm auch in seiner Schul ein Leitfaden, der ihn schnell hinführte, wohin er wollte. Er kannte seine Kinder in acht Tagen besser, als ihre Eltern sie in acht Jahren nicht kannten, und brauchte dieses, seinen Grundsätzen getreu, ihnen den Angstschweiß auszutreiben, wenn sie ihm etwas verbergen wollten, und überhaupt immer ihr Herz vor seinen Augen offen liegend zu halten.

So wie er für ihr Herz sorgte, sorgte er auch für ihren Kopf, und forderte, daß das, so hinein müsse, heiter und klar sei, wie der stille Mond am Himmel. Er sagte: Nur das heißt lehren, was so hineinkommt; was aber dunkel ist und blendet und schwindeln macht, das, sagte er, ist nicht lehren und heißt nicht lehren, sondern Kopf verkehren. Und er bog diesem Kopfverkehren bei seinen Kindern dadurch vor, daß er sie vor allem aus genau sehen und hören lehrte, und durch Arbeit und Fleiß die kaltblütige Aufmerksamkeit übte, und zugleich den geraden Natursinn, der in jedem

Menschen liegt, in ihnen stärkte; hauptsächlich machte er sie in dieser Absicht viel rechnen. Er brachte es auch damit innert Jahr und Tagen dahin, daß sie vor langer Zeit gähnten, wenn jemand vor ihnen von den Siebensachen, womit das Hartknopfenvolk[89] den andern Leuten im Dorf das Blut so leicht warm machet, ein Wort verlor. So wahr ist es, daß man, die Menschen vom Irrtum abzuführen, nicht die Worte der Toren widerlegen, sondern den Geist ihrer Torheit in ihnen auslöschen muß. Es hilft nichts zum Sehen, die Nacht zu beschreiben und die schwarze Farbe ihrer Schatten zu malen; nur wenn du das Licht anzündest, kannst du zeigen, was die Nacht war, und nur wenn du den Staren stichst, was die Blindheit gewesen.

Recht sehen und hören ist der erste Schritt zur Weisheit des Lebens; und Rechnen ist das Band der Natur, das uns im Forschen nach Wahrheit vor Irrtum bewahrt, und die Grundsäule der Ruhe und des Wohlstands, den nur ein bedächtliches und sorgfältiges Berufsleben den Kindern der Menschen bescheret. Daher war meinem Leutnant auch nichts so wichtig, als seine Kinder wohl rechnen zu lehren, und er sagte, der Kopf gehe dem Menschen nicht recht auf, wenn er nicht entweder durch viele große Erfahrungen oder durch Zahlenübungen, welche diese Erfahrungen zum Teil ersetzen, eine Richtung erhalte, die dem Fassen und Festhalten dessen, was wahr ist, angemessen.

Aber die Art, wie er sie rechnen lehrte, ist zu weitläufig, als daß ich sie euch umständlich zeigen könnte. Sein Einmaleins hatte diese Form:

2
2 — 4
3 — 6
4 — 8
5 — 10
6 — 12
7 — 14

8 — 16
9 — 18
10 — 20,

und war so ausgesprochen:

2 und 2 sind 4
2 mal 2 sind 4
2 in 4 geht 2mal

und dann fort:

2 und 2 sind 4 und 2 sind 6
3 mal 2 sind 6
3 in 6 geht 2mal
2 in 6 geht 3mal.

Und so machte er sie das ganze Einmaleins mehr studieren, als auswendig lernen. Er suchte ihnen alle Arten Zahlenveränderungen dahin heiter zu machen, daß sie vor ihren Augen als ein einfacher gerader Vor- und Rückmarsch der zehn ersten Grundzahlen erschienen, und hatte zu diesem Endzweck verschiedene Tabellen verfertiget. Z. Ex. Erste Veränderung der zehn Grundzahlen mit 1:

0	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10
1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1
1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11

Das gleiche abgezogen:

0	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10
1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1
0	0	1	2	3	4	5	6	7	8	9

Diese Tabelle lief dann gleich fort durch alle zehn Grundzahlen. Dann folgte eine mit gedoppelten Zahlen, und lief wieder durch alle Zehner, wie die erste durch alle Einer. Hinter dieser hatte er eine sehr große Tabelle, die

in jeder einzelnen Grundzahl bis auf hundert fortschritt, und deren Form folgende war:

2	in	2	geht	1	mal	1	mal	2	ist	2	2	v.	2	bleibt	0	0	u.	2	ist	2
2	〃	3	〃	1	〃	1	〃	2	〃	2	2	〃	3	〃	1	1	〃	2	〃	3
2	〃	4	〃	2	〃	2	〃	2	〃	4	4	〃	4	〃	0	0	〃	4	〃	4
2	〃	5	〃	2	〃	2	〃	2	〃	4	4	〃	5	〃	1	1	〃	4	〃	5
2	〃	6	〃	3	〃	3	〃	2	〃	6	6	〃	6	〃	0	0	〃	6	〃	6
2	〃	7	〃	3	〃	3	〃	2	〃	6	6	〃	7	〃	1	1	〃	6	〃	7
2	〃	8	〃	4	〃	4	〃	2	〃	8	8	〃	8	〃	0	0	〃	8	〃	8
2	〃	9	〃	4	〃	4	〃	2	〃	8	8	〃	9	〃	1	1	〃	8	〃	9
2	〃	10	〃	5	〃	5	〃	2	〃	10	10	〃	10	〃	0	0	〃	10	〃	10
2	〃	11	〃	5	〃	5	〃	2	u. s. w.											

Wie in 2, so ging's durch alle Grundzahlen, z. Ex. in 8:

8	in	8	geht	1	mal	1	mal	8	ist	8	8	von	8	bleibt	0	0	u.	8	ist	8
8	〃	9	〃	1	〃	1	〃	8	〃	8	8	〃	9	〃	1	1	〃	8	〃	9
8	〃	10	〃	1	〃	1	〃	8	〃	8	8	〃	10	〃	2	2	〃	8	〃	10
8	〃	11	〃	1	〃	1	〃	8	〃	8	8	〃	11	〃	3	3	〃	8	〃	11

So fort bis auf 8 in 100 geht 12 mal u. s. w.

So tabellarisch er aber im Anfang zu Werk ging, um das Verhältnis der Zahlen gegen einander ihnen so einfach und heiter und unverwirrt als möglich in den Kopf zu bringen, so fest und anhaltend übte er dann hintennach ihre Aufmerksamkeit, diese Zahlenverhältnisse außer dieser Tabellenordnung in jeder andern Ordnung wiederzufinden.

Er machte auch hierin aus seinen Kindern, was er wollte, und es konnte nicht anders sein, als daß ein Mann, der so viel an diesen tat, nicht vielen Leuten lieb werden mußte. Und doch war bei weitem auch nicht jedermann mit ihm zufrieden. Das, was man zu allererst an ihm aussetzte, war, er sei zu stolz zu einem Schulmeister, und möge den Leuten das Maul kaum gönnen. Er sagte dies und das, sich auszureden, und wollte ihnen begreiflich machen, er brauche seine Zeit und sein Maul für ihre Kinder. Aber die Bauern meinten, bei allem dem könnte

er doch noch ein paar Augenblick still stehen, wenn man etwas mit ihm reden wollte, und wenn ihn nicht der Hochmut stechen würde, so würde er's tun. Zwar widersprachen alle Kinder hierin ihren Eltern und sagten, er sei gewiß nicht hochmütig. Aber das half nichts; diese antworteten ihnen: Wenn er schon mit euch gut ist, so kann er um deswillen doch hochmütig sein.

Aber das Regenwetter, das in der dritten Woche, da er Schul hielt, einfiel, richtete bei den Leuten für ihn aus, was die guten Kinder mit allem ihrem Reden nicht für ihn ausrichteten. Es ist eine Ordnung in Bonnal, daß seit zwanzig Jahren ein verfauleter Steig vor dem Schulhaus nicht einmal wieder gemacht worden, und die Kinder, wenn's ein paar Tag nach einander geregnet, fast bis an die Waden hinauf naß werden müssen, wenn sie über die Kengelgaß in die Schul wollen. Aber das erstemal, da der Glüphi die Gaß so voll Wasser sah, stund er, sobald die Kinder anfingen zu kommen, in vollem Regen in die Mitte der Gaß hinein und lupfte eines nach dem andern über den Bach.

Das dünkte ein paar Männer und Weiber, die gerade vor der Schul über wohnten, und just diejenigen, die am meisten klagten, er möge den Leuten vor Hochmut kaum guten Tag und gute Nacht sagen, gar lustig. Sie hatten eine rechte Freude daran zu sehen, wie er in seinem roten Rock durch und durch naß werde, und bildeten sich ein, er möge es keine Viertelstund erleiden, und werde ihnen augenblicklich rufen, ob ihm denn niemand helfen könne. Aber da er fortmachte, wie wenn keine Katze, geschweige ein Mensch um ihn herum wohne, der ihm helfen könnte, und Haar und Kleid und alles an ihm tropfte, und er immer noch keinen Schatten Ungeduld zeigte, und immer noch ein Kind nach dem andern hinüber lupfte, fingen sie doch an hinter ihren Fensterscheiben zu sagen: Er muß doch ein guter Narr sein, daß er so lang fort macht, und wir müssen uns, scheint es doch, geirret haben; wenn er hoch-

mütig wäre, so hätte er schon lang aufgehört. Endlich krochen sie gar aus ihren Löchern hervor, stunden zu ihm zu und sagten, sie haben es nur nicht eher gesehen, daß er sich so viel Mühe mache, er solle doch heimgehen und sich trocknen, und sie wollen die Kinder schon hinüber lupfen, mögen es eher am Regen erleiden als er, sie seien sich eher gewohnt. Noch mehr, sie wollen noch, eh die Schul aus sei, ein paar Tannen zuführen, daß wieder ein Steg sei, wie vor altem. Sie sagten es nicht bloß. Eh es 11 Uhr läutete, war wirklich ein Steg da, daß die Kinder nach der Schul trockenen Fußes über den Bach gehen konnten. Und auch die Klage über seinen Hochmut verlor sich, jetzt da die zwei Nachbarsweiber, die am schlimmsten über diesen Punkt über ihn klagten, das Lied darüber anders anstimmten.

Wenn dich das viel dünkt, Leser, oder unglaublich, so probier's nur selber, und stehe auch einmal für andrer Leute Kinder, ohne daß dich jemand heißt, und ohne daß du etwas davon hast, in den Regen hinaus, bis du tropfend naß wirst, und sieh dann, ob die Leut, die die Kinder etwas angehen, dir nicht gern auch Liebes und Guts nachreden und Liebes und Guts tun, und gewiß auch Böses nicht mehr von dir sagen werden, als was gewiß bös und recht bös, oder was sie einmal nicht anders ansehen oder begreifen können.

Aber es ging nicht lang, so hatten die Leute wieder etwas über ihn zu klagen, und noch etwas viel härteres. Das Hartknopfen-Geschmeiß[39] im Dorf fand, er sei kein rechter Christenmensch, und fing unter der Hand an, guten und einfältigen Leuten im Dorf das in Kopf zu spinnen. Einer der ersten, dem dieses Gemurmel behagte, und der eifrigsten, die es auszubreiten suchten, war der alte Schulmeister. Er konnte nicht leiden, daß die Kinder den neuen Mann alle so rühmten und liebten. Ihn hatten, so lang er Schulmeister war, alle gehasset und alle gescholten, und er war dessen seit dreißig Jahren so gewohnt, daß er

meinte, es müsse so sein, und behauptete, Kinder, die noch ohne rechte Erkenntnis ihres Heils seien, hassen von Natur die Zucht, und folglich auch alle Schulmeister. Aber jetzt kam er mit dieser Einbildung nicht mehr recht fort, und es dünkte ihn, die Leute werden ihm sagen, die Kinder lieben jetzt ja den Schulmeister, weil er gut sei. Das machte ihn hässig, denn er ward sein Lebtag immer hässig, wenn man ihm darauf deutete, sein Schalknarrenwesen sei die Ursach, daß ihn die Kinder nicht lieben. Und doch war's die reine Wahrheit, und konnte nicht anders sein; wenn sie das Geringste taten, das ihm zuwider, so war sein erstes Wort: Ihr bringet mich um Leib und Seel, und noch dazu ins Grab, oder: Wenn ihr die Hölle um nichts verdienet, so verdienet ihr sie ob mir, und dergleichen.

Wenn man so mit den Leuten redet, und insonderheit mit Kindern, so macht man ihnen nichts weniger als gut Blut, und sie müßten wohl mehr als Kinder sein, wenn sie einen Narren, der alle Augenblicke so ein Wort zu ihnen sagt, noch lieben könnten. Sie wußten aber beinahe völlig, mit wem sie zu tun hatten, und wenn er auch am lautesten tat, sagten sie zu einander: Wenn wir jetzt bald wieder metzgen und ihm Würst und Fleisch bringen, so kommen wir dann nicht mehr in die Höll hinab, solang er davon zu Mittag hat.

Jetzt war's anders; das Stärkste, das der Leutnant zu seinen Kindern sagte, wenn sie fehlten, war: „Du bist ein schlechter Kerl“, oder „Aus dir gibt nichts“. So wenig als das war, so wirkte es, denn es war wahr. Was der andere sagte, war eine Lüge, und wirkte darum nichts. Und dann brauchte er bei seinem Strafen auch das Narrenholz selten, das der Alte immer in Händen hatte, und in den Händen des Alten war es sicher ein Narrenholz. Die Art hingegen, wie der Glüphi strafte, bestand mehrenteils in Übungen, die dem Fehler, den er bestrafen wollte, durch sich selber abhelfen sollten. Wer aus Trägheit fehlte, mußte ihm zu der Schützenmauer, die er den größern Buben bei der Sand-

riesi machen wollte, Stein tragen, oder Ofenholz in Vorrat spalten. Der Vergeßliche mußte ihm Schulbot sein und drei, vier, fünf Tag, je nachdem er fehlte, ihm im Dorf ausrichten, was er darin auszurichten hatte. Er war mitten im Strafen gut mit den Kindern und redete fast nie mehr mit ihnen, als während sie ihre Strafe litten. Ist's dir nicht besser, sagte er dann oft zu dem Vergeßlichen, du lernest auch deine Sinnen bei dem, was du tust, beieinander halten, als daß du alle Augenblicke alles vergessest, und dann alles doppelt tun müssest? Und man sah dann manchmal Kinder mit Tränen sich an ihn anschmiegen und ihre zitternde Hand in der seinen: „Ja, lieber Herr Schulmeister!" zu ihm sagen. Gutes Kind, antwortete ihm dann der Mann, weine nicht, aber gewöhne dich anders, und sage deinem Vater und deiner Mutter, sie sollen mir helfen, dir deine Vergeßlichkeit oder deine Trägheit auch abzugewöhnen. Ungehorsam, der nicht Vergeßlichkeit war, strafte er damit, daß er zwei, drei und vier Tag mit einem solchen Kind nicht redete, und es auch nicht mit ihm reden ließ. Auch freche Worte und alle Unanständigkeiten bestrafte er auf diese Art. Bosheiten hingegen und das Lügen bestrafte er mit der Rute, und ein Kind, das mit der Rute bestraft ward, durfte eine ganze Woche nicht mehr in die Schul kommen, und sein Name stund diese Woche über an einer schwarzen Tafel an der Stud[40], die in der Mitte der Schulstube ist.

So groß war der Unterschied der neuen und der alten Schulordnung[41]. —

In kurzer Zeit ist Ordnung und gute Sitte im Dorf wieder eingekehrt. Zwar kommen kleinere Rückfälle noch vor, so bei Gelegenheit eines Markttages in einem benachbarten Dorf, an dem eine Anzahl Bonnaler mit vieler Ausgelassenheit teilnehmen und dann in der Nacht betrunken nach Hause kommen. Aber mit dem allen[42] war doch nichts weniger als bewiesen, daß das neue Wesen im Dorf und die große Änderung in allen Haushaltungen gar keinen Bestand haben werde. Der Vorfall wirkte vielmehr wirklich

zum Gegenteil, und machte, daß die Marktleute, die sich schämten, was ihnen begegnet, wie wild hinter ihre Arbeit hergingen und allen ihren Kräften aufboten, die Scharte wieder auszuwetzen. Im übrigen aber baute der Junker in seiner Meinung, das Dorf zu ändern, gar nicht auf das alte Volk, sondern auf die Jugend und seine Schul. Diesfalls aber zählte er auf nichts weniger als auf ein Geschlecht, das dem nächsten, von dem es abstammt, so ungleich sein würde, als Tag und Nacht einander ungleich sind. Er zählte aber nicht darauf, weil's ihm davon träumte, sondern weil er sah, daß der Leutnant es machte; denn das tat er, und das mit einer Einfalt, daß, wenn man in seiner Schul alle Augen aus sah, zu forschen, was er besondres mache, man nichts fand, das nicht so zu reden ein jeder glauben würde, es ihm nachmachen zu können[48]. Und es ist wirklich so leicht, ihm seine Schule nachzumachen, daß sicher ein jeder recht verständige Bauersmann, wenn er nur schreiben und rechnen kann, in Hauptsachen ebenso viel ausrichten könnte, was er, wenn er nur etliche Tage die Ordnung gesehen, die er und Margreth mit ihren Kindern haben. Es brauchte nicht einmal, daß so ein Mann nur selber rechnen könnte; und ich habe mit meinen Augen einen Mann gesehen, der seine Rechnungstabellen mit einer ganzen Stube voll Kinder gebraucht hat, und vollkommen damit fortgekommen, ohne daß er selber rechnen können. Seine Kinder haben diese Zahlreihen in Kopf gefaßt, daß sie wie nichts auf alle Art darin herumgesprungen, da indessen der Mann, der sie lehrte, das Papier, auf dem er diese Zahlenreihen aufgeschrieben, keinen Augenblick aus den Händen lassen durfte, um nicht alle Minuten selber zu verirren.

Ein Beweis, wie weit die Kinder im Dorf gekommen, ist auch das: Wenn des Junkers Karl die Zeit her von Bonnal heimkam, sagte er immer: Die Buben in diesem Dorf sind ganz anders als andere Bauernbuben, und es meinte einer, sie wären Junker gegen den andern, so wenig scheuch (schüchtern) sind sie, und soviel wissen sie gegen den

andern. Ich erzähle das wegen dem Nichtscheusein; der Leutnant baute den ganzen Erfolg seiner Erziehung auf den Grund dieses Nichtscheuseins, nämlich auf ein unverstelltes Inneres, und sagte hundertmal zu seinen Kindern: Ich verzeihe euch alle Fehler, aber wenn ihr anfangt, euch zu verstellen, so seid ihr im Grund verloren, und es gibt für immer nichts, als elende, verdrehete Krüppel. Auch durchstach er sie mit seinem Falkenblick, wenn er im geringsten so etwas merkte, und jagte dann darauf los, drückte darauf zu, preßte es ihnen aus, daß ihnen der Angstschweiß ausging; auch fürchteten sie das Wort: Was machst du für ein Gesicht? oder für Augen? von ihm wie ein Schwert; denn sie kannten seine Strenge, ihnen alle Arten des verstellten Wesens auszutreiben. Aber, wie gesagt, er baute auch hierin auf Fundamente. Er machte sie bedächtlich, damit sie offen sein könnten; er machte sie vorsichtig, damit sie nicht mißtrauisch sein müßten; er machte sie erwerbsam, damit sie nicht nachsüchtig[44] sein müßten; er machte sie treu, damit sie Glauben fänden; er machte sie vernünftig, damit sie sich trauen dürften, und legte auf diese Art den Grund zu dem heitern, offenen Wesen, das er von ihnen forderte, wenn sie ihm vor Augen kamen. Kurz, er lehrte sie als ein Mann, der etwas ist, wo man ihn hinstellt, und machen will, daß auch sie etwas seien, wo man sie hinstellt. Und das heißt freilich, er lehrte sie ganz anders, als Leute lehren, die nur mit dem Maul etwas sind und auf dem Papier etwas können.

Er hatte auch das, daß er den Kindern seine Liebe, so lang und so viel er wollte, verbarg und sie ihnen nur zeigte nach Maßgebung, als sie alle Kräfte anspannten, das zu werden, was sie einst sein sollten. Und es ist unglaublich, was er damit ausrichtete. Sie wußten im Grund, daß sie ihm lieb waren, und seine Kaltblütigkeit war ihnen wie ein Vorwurf, daß sie nicht seien, was sie sein sollten; sie konnten sie nicht ausstehen und verdoppelten ihre Kräfte, bis er ihnen zeigte, daß er mit ihnen zufrieden.

Auch ging ihnen der Kopf unter seinen Händen auf, daß es unglaublich war. Das zeigte sich nicht bloß in ihren nächsten Berufen. Wenn sie Zeit hatten, war ihnen auch bald das Fremdeste nicht mehr fremd, und von was sie immer unter Menschenhänden sahen, dachten sie nicht mehr, daß sie es nicht auch in ihre nehmen dürfen. Es ist zum Exempel ein Meister Enger, ein Uhrenmacher im Dorf, der seit zwanzig Jahren da gesessen, ohne daß je ein Bauernbub in seine Werkstatt gekommen, dieses oder jenes darin zu betrachten oder etwa selber anzugreifen und zu probieren. Aber jetzt, seitdem Glüphi ihnen beigebracht, daß sie Händ und Ohren und Nasen haben vollends wie andere Leute, stecken ihrer mehr als ein halb Dutzend Nachbarsbuben dem Meister alle Abend im Haus und lassen ihm keine Ruh, bis er sie dies und das in die Hand nehmen und probieren läßt. Die Buben griffen es auch alle mit einer Art an, daß der Meister sich nicht genug verwundern konnte, und dem Schulmeister sagen ließ: Wenn alle Bauerbuben in der Welt also gezogen würden, so wäre kein Handwerk, wo man sie nicht dazu brauchen könnte, so gut und noch besser als die Stadtbuben. Nicht nur das. Er hat gleich gesehen, daß es sein Vorteil wäre, zwei der angreifigsten von diesen Buben zu sich in die Lehr zu nehmen, und hat ihnen wirklich anerboten, sie sein Handwerk zu lehren, ohne daß es einen Heller kosten müsse. Das sind Buben, die kein Land und sonst nichts haben, und ohne das ihrer Lebtag Knechte und Taglöhner hätten sein müssen. Die Buben sind vor Freuden in alle Höhe gesprungen, als er ihnen das anerboten, und dann zum Schulmeister, ihm zu danken.

Noch nichts nahm diesen letzten so ein, wie der Dank dieser Knaben, als sie mit Tränen in den Augen vor ihm zustunden und er ihre zitternde Hand in der seinen hatte. Sein Herz schwellte, hinauszusehen in die Zukunft, in der alle seine Schulkinder versorget sein würden. Er stund in stillem Staunen vor ihnen zu, träumte sich den Segen seiner Laufbahn und das Königreich, wonach edle Bettler streben

und wonach auch meine Seele dürstet: mit der Krone weißer Haare der Segen der Menschen zu sein, die ihn umgeben. Das Drücken der Knaben, die seine Hand in der ihren hatten, weckte ihn aus seinem Traum. Er ging dann mit ihnen zu ihrem Meister und machte ihnen einen so guten Akkord, wie sicher noch keine Knaben ohne Lehrgeld bei einem Uhrenmacher bekamen. Der Leutnant versprach dem Meister, sie forthin als seine Schülerknaben anzusehen und sie im Zeichnen und in der Mathematik alles das zu lehren, was ihnen in ihrem Handwerk davon dienen könne. Das war dem Meister Enger so wichtig, daß er um deswillen den Knaben einen Akkord machte in allen Stücken, wie der Leutnant wollte. Er sagte ihm sogar, wenn er das an ihnen tue, so werden's die Knaben gar viel weiter bringen, als er es gebracht.

Der Leutnant spürt aber auch, seitdem er Schulmeister ist, was er darin kann, und ist vollends seine Liebhaberei worden, darauf zu denken, diejenigen von seinen Buben, die kein Land haben, zu Handwerken zu bestimmen. Er führt sie auch, wenn er immer eine müßige Stund hat, in alle Werkstätten, die im Dorf sind, siehet ihnen bei Stunden zu, wie der eine das und der andere dies angreife, und forschet so von ferne, was aus einem jeden zu machen. Lebt er, so wird das, was er damit ausrichtet, die Umstände der Armen in Bonnal noch viel mehr verändern, als das Weidverteilen und die zehntfreien Äcker, die der Junker ihnen versprach.

Eben so viel tut er an den Mädchen. Die Laster der Eltern zerreißen ihr Innerstes nicht mehr. Sie sitzen vom Morgen bis am Abend ungekränkt in der Stube eines frohen und weisen Manns. Ihre Hände sind nie still. Keine Art Geschwätzwerk verwirret ihren Kopf und verhärtet ihr Herz. Darum zarten ihre Wangen, und ihre Schamröte wachet in ihnen auf, wie Mut und Freude in ihren Augen. Ihre Füße hüpfen zum Tanz, ihre Hände werden biegsam zu jeder weiblichen Arbeit. Ihr Aug öffnet sich der Schönheit

der Natur und des Menschen, und Fleiß und Sparsamkeit und Hausordnung, diese Seele des Lebens und dieser Schirm der Tugend, der kein Tand ist, wird ihnen unter Glüphi Händen zur Natur. O Gott, was wären sie worden unter der alten Regierung! Im Sumpf des Elends wird der Mensch kein Mensch. Ohne Vaterführung wird der Knab kein Mann. Weniger noch wird das Mädchen unter der Hand einer Lumpenmutter und unter der Schulgewalt von Ochsenköpfen ein Weib. Aber unter Glüphi Händen wuchsen Knaben und Mädchen auf, Männer und Weiber und das zu werden, was Männer und Weiber auf Erden in Zwilch und in Seiden sein können. Bauet dem Mann Altäre! Bis auf die Blume, die im Garten wächst, braucht er alles, die Seelen seiner Mädchen höher zu stimmen und durch sie künftige Geschlechter von Menschen im niedrigsten Stande glücklich zu machen.

Es wohnt in Bonnal ein Weib, das aus einem fremden Dorf dahin geheiratet, das pflanzet seit zwanzig Jahren schöne Blumen, zartes Gemüs und feines Obst auf harten Stämmen. Bonnals rohes Geschlecht stahl ihr freilich alle Jahr Blumen und Kohl und Birnen und Äpfel, und was es nicht stahl, das bettelte es auf Hochzeiten und Kindstaufen. Aber ihr nachzuahmen und ihre Blumen und ihren Kohl und ihre Äpfel und ihre Birnen auch zu pflanzen, daran kam ihnen kein Sinn. Sie verschrieen, verleumdeten vielmehr das Weib und sagten, sie sei keine Haushälterin, daß sie ihre Zeit und ihren Mist an solche Narrensachen wende, die ihr dann noch alle Jahr gestohlen werden.

Aber die Kinder des rohen Volks waren nicht manche Woche in Glüphi Stuben, so stunden sie am Morgen und Abend vor dem Garten der alten Frau und ihren Blumen und ihrer Ordnung, um sie zu fragen, wie sie dies und das mache, daß es so schön werde. Die Alte stund bei Stunden an ihrer Haue bei ihnen still, zeigte ihnen alles, gab ihnen Blumen mit heim, und versprach ihnen Setzlinge und Same und Schoß, wenn sie auch so Gärten machen wollen. Und

die Kinder brachten einmal solche Maien (Blumen) in die Schul, zeigten sie ihrem Glüphi und fragten, ob er nicht meine, sie könnten daheim auch so Gärten machen, wie diese Frau. Warum das nicht, erwiderte ihnen der Schulmeister, wenn ihr nicht zu faul seid? und führte sie demnach selber alle miteinander zu dieser Frau in ihren Garten.

Die Freude der Alten ist nicht auszusprechen. Sie sagte dem Leutnant, es sei ihr, sie sei ihr Lebtag noch nie in Bonnal daheim gewesen, wie heut, da er mit seiner Schul in ihren Garten komme. Und die Kinder riefen daheim bei ihren Müttern, sie müßten ihnen Land geben, Gärten zu probieren und zu machen, wie die Frau ihnen sagte, daß man sie machen müsse.

Nichts, das früh oder spät ihnen nützlich sein konnte, hielt er außer dem Kreis seiner Schularbeit; denn er fühlte sich Vater und glaubte, seine Arbeit sei nichts minder als das Erziehen der Kinder, und was immer ihr ganzes Erziehen erfordere, das sei alles im Kreis seines Berufs. Desnahen brachte er außer den Schulstunden fast alle Abende mit ihnen zu und machte dann mit ihnen, was sie nur wollten. Manchmal schnitt er mit ihnen Holz, manchmal machte er mit ihnen Figuren aus Wachs, Menschen und Tiere, Kopf und Hände, oft Häuser und Mühlen, und Sägen, und Schiffe. Zu Zeiten war die Schulstube voll Handwerksgeschirr und Späne wie eine Werkstatt; aber eh sie fortgingen, war sie immer wieder so sauber, als eine Frühlingswiese, wenn so eben das Wintergesträuch von ihr abgerechet.

An schönen Abenden ging er mit ihnen unter den Schulnußbaum oben in der Matte. Es ist, wie wenn die Alten ihn darum dahin gesetzt haben, daß die junge Nachwelt sich da unter seinem Schatten verweile, dem Sonnenuntergang, der sich nirgend im Dorf so schön durchs ganze Tal hinab zeiget, zuzusehen. Unter diesem Baum redete er dann bei Stunden mit seinen Kindern über ihren Beruf und ihre Umstände. Er machte ihnen da eine kleine Geschichte von

ihrem Dorf, und erzählte ihnen, wie vor ein paar hundert Jahren nur noch wenige Häuser da gestanden, und wie die Einwohner das Land nicht genugsam haben warten können, und sie desnahen mit ihren Weiden und Zelgen[45] Einrichtungen haben machen müssen, die jetzt bei dem mehreren Wert der Güter und bei den vielen Händen, die im Land sind, das Dorf unglücklich und ärmer und liederlicher machen, als es war, wenn diese alten Ordnungen nicht wären. Er zeigte ihnen, wie das Baumwollenspinnen Geld ins Land gebracht, und wie dadurch, wer immer nicht auf das Geld geachtet, nicht damit umzugehen gewußt, zu Grund gegangen, und wie viel Bauern vergantet worden, die im Grund zehnmal mehr besessen, als die, so ihre Güter erstanden, aber durchs bessere Anbauen von kleinen Stücken derselben in wenig Jahren in zehnfachen Wert gebracht. Das Ende seiner Dorfgeschichte war die große Lehre: wie viel genauer man in unsern Zeiten sein, wie viel sorgfältiger man auf alles schauen, alles ausrechnen und ausspitzen müsse, und wie viel größere Ordnung und Bedächtlichkeit es in allem brauche, wenn der Mensch so zu einem gesunden und freudigen Alter, und seiner Kinder wegen so ruhig unter den Boden kommen wolle, als es vor altem bei so wenig Leuten, so wenig Geld, und bei einem so einfachen Leben so leicht möglich gewesen. Und wenn die guten Kinder am Abend Stücke aus ihrer Dorfgeschichte und aus seinen Lehren mit heimbrachten, so konnten ihre Eltern nicht begreifen, wie der Schulmeister selber dazu gekommen, was sie zum Teil selber erlebt und erfahren, und doch nicht erzählen konnten, wie er; und dann gar, wie er das den Kindern so in den Kopf hineinbringe, daß sie es in ihrem Alter so begreifen und so erzählen können.

Wer am meisten daraus machte, war ein Renold, ein Mann, der gegen neunzig ging. Er hatte mit kaltem Blut und mit offenen Augen so lang gelebt, und wußte die Veränderungen des Dorfs hinauf bis ins vorige Jahrhundert. Dieser Greis hatte einmal nach alter Übung seine Kinder

und Enkel am Sonntag Abend zum Nachtessen. Und als der Großsohn, an dem die Ordnung war, zuerst sein Kapitel aus der Bibel gelesen, und die lange Reihe des gesegneten Hauses am Tisch saß, so sah der Alte mit frohem nickenden Wesen hinab zu der lieben Jugend unten am Tisch und sagte: Kinder, was macht auch euer Schulmeister? ist er auch gesund und wohl? Laut und freudig erwiderten die Kinder dem Alten: Ja, ja, Großvater, er ist gottlob gesund, der liebe Herr Schulmeister. Da sagte der Alte: Ich wollte jetzt nichts lieber, als daß er auch da wäre, und wir alle miteinander dem braven Mann, den uns wohl der liebe Gott gegeben, auch danken könnten. Dann fing er an und sagte: Ihr wisset nicht, was er an euch tut und was er euch ist, aber ich weiß es und will euch jetzt sagen, was ihr ihm zu danken habet. Kinder, unser armes Dorf ist wie eine zerrüttete Haushaltung worden, und hat in die vierzig Jahre wie ohne einen Vater gelebt; in dieser Zeit haben sich die Umstände überall geändert, und die Menschen in der Welt, wie sie jetzt ist, müssen erzogen und gelehrt werden in der Ordnung, die jetzt ist, so fortzukommen, wie die Alten in ihrer Ordnung, zu der sie gewiß recht erzogen worden, fortgekommen sind. Und das tut euch jetzt der Mann, der macht, daß ich mit Ruhe über das Grab hinaus denke, das ich in Gottes Namen bei zwanzig Jahren nicht mehr durfte, weil es mir tief am Herzen lag, ihr armen Kinder werdet, weil niemand da ist, der euch nach den Umständen zu dem anführet, was ihr sein und werden müsset, vielleicht auch mit der größten Unschuld mit dem Strom der neuen Unordnung mit hingerissen, in kurzen Jahren fast notwendig unglücklich. Das fürchte ich nun nicht mehr, und danke dem Mann, daß ich darüber in meinen letzten Tagen noch ruhig schlafen kann. Nachdem der Alte so geschwatzt, trank er dann auf des braven Manns Gesundheit. Seine Kinder, die ihm in die Schule gingen, schlugen ihm mit Jauchzen an. Und er hatte eine Freude, daß er selbst dem jüngsten Enkel, der auf seinem Schoß saß, einen

Tropfen auf seine Lippen goß und ihn den Namen des Manns nachstammeln machte.

Nein, bauet dem Mann keinen Altar! Der Säugling auf dem Schoß des Greises, und der zitternde Tropfen auf den Lippen des Kinds, das seinen Namen stammelt, ist mehr als Opfer und Altar.

* * *

Es wird mir aber warm. Bald komme ich in meiner Einfalt nicht mehr fort. Aber es muß sein.

Unter den Freuden, die er mit seinen Kindern hatte, war auch diese, daß er zu Zeiten eine Ankenbraut (Butterschnitte) mit ihnen aß. Es ist nämlich auch in Bonnal der Gebrauch, daß die Bauern, wenn sie etwas Gutes haben, ihrem Schulmeister dann und wann auch davon schicken. Dieser Gebrauch war dem Glüphi im Herzen zuwider; er nahm ihnen auch fast gar nichts ab und brauchte, sie nicht bös zu machen, die Entschuldigungen, er habe keine Frau und keine Haushaltung und könne desnahen mit dergleichen Sachen fast gar nichts tun. Damit sie aber nicht glauben, es geschehe aus Hochmut, und er schäme sich, ihnen etwas abzuessen, so nahm er einem jeden, der Küh im Stall hatte und seine Kinder zu ihm in die Schul schickte, alle Jahr eine Ankenbraut ab, aber sie mußte nicht über zwei Pfund sein. Sobald eine kam, sagte er es den Kindern und aß sie dann morndes[15] am Abend mit ihnen in der Schul. Er kaufte ihnen dann allemal ein halb Dutzend Brot, und die Frau Pfarrerin gab ihm mehrenteils dann noch eine Schale Honig dazu, denn sie hatte dessen genug, und mehr als dreißig Imben (Bienenstöcke). So machte er den Armen aus seinen Kindern damit gar manchmal im Jahr eine gute Stunde mit etwas, das sie daheim nie hatten; und nutzte diese Abendessen beinahe mehr als seine Schulstunden. Sie waren ihm wie ein Probierstein über seine Kinder, und er spähete mit Falkenaugen umher, wie sie mit dem Anken (Butter) und Brot und Honig umgehen, was sie für Augen und Mäuler dazu machen, und was weiß ich, worauf er

alles achtgab. Genug, er sagte selber, bei diesen Abendessen werde ihm allemal heiter, was er über jedes seiner Kinder ahnde.

Der Pfarrer und seine Frau und ihre Kinder kamen gar oft zu diesen Abendessen, und das bravste unter den Kindern durfte dann ihnen und dem Herrn Schulmeister ihre Ankenbraut*) machen. An dem Sonntag, da es mit der Kienastin[46] umschlug, hatten sie auch eine Ankenbraut, und da war des Maurers Heirli der bravste. Der Schneiderin Anneli (die Kinder sagen ihm nur den Namen Schwarbel-Anni) hatte ihm zwischen den Tischen, an die es gestoßen, die Hand verklemmt, daß sie aufschwoll wie ein Kissen, und blutete. Der gute Bub aber überwand sich, sobald es anfing zu schreien, und sagte, es habe es nicht mit Fleiß getan, und suchte den ganzen Morgen die geschwollene Hand vor dem Schulmeister und der Margret zu verbergen, damit das Kind nicht eine Strafe ausstehen müsse, und daheim dann noch geschlagen werde. Es tat ihm aber so weh, daß er mit dem Spinnen nicht fortkam und die Margret auf diese Art endlich es merkte. Dafür war er heute der bravste und hatte diese Freude mit der Ankenbraut.

Diesmal kam der Junker selber zu ihrem Abendessen. Heute mußte der Wassergraben zu der neuen Matte, die er anlegen wollte, endlich abgestochen werden. Die Quellen im Moosgrund waren nun vollends aus- und zusammengegraben, und ihr Wasser floß in dicken Strömen über die Felder, die alle grünten, wo es hinfloß. Der Leutnant nahm auch zu dieser Arbeit etliche von seinen Buben mit sich und sagte, eh er mit Feldtisch und Visier an seine Arbeit ging, zu ihnen: Probieret, Buben, ob ihr die Linien findet, wo der Bach jetzt hingeleitet sein muß, wenn man so viel Land als immer möglich mit ihm überwässern will. Die Buben sprangen wie gute Jagdtiere von ihm weg, links

*) Schweizerausdruck, der so viel ist, als die Butter auf die Brotschnitte streichen, die sie aßen.

und rechts, kreuz und quer, wo das Wasser hin müsse. Aber sie wurden nicht einig und kamen in ihrer Meinung geteilt zurück. Die einen meinten, man müsse den Graben zuerst links führen, gegen die Tannenecke, und von da erst wieder zurück gegen die Felder, die rechts liegen. Die andern glaubten, wenn man ihn gegen die Tannenecke führe, so bringe man ihn nicht mehr auf die Höhe vom Mooshübel, der dann trocken bleiben müsse. Es hat's keiner getroffen, sagte der Leutnant, und setzte hinzu: Der Graben muß zuerst über den Vorhügel vom Moosweg, und dann erst herum zur Tannenecke. Oho! wenn das Wasser über den Mooshübel gelaufen, so bringt ihr es nicht mehr auf die Höhe zur Tannen, erwiderten die Buben. Oho! erwiderte der Leutnant, man füllt nur die Tiefe, die zwischen dem Hübel und der Ecke ist, ein Schuh, drei oder vier hoch aus, dann läuft's, meine ich, wieder zur Tannenecke. — Dann wohl, dann wohl, sagten die Buben.

Aber der Pfarrer war heut den ganzen Tag nicht bei ihnen. Er war bei der Kienastin, deren Tod nun sichtbar nahete; doch war sie noch immer bei sich selber, und nahm nun das letztemal bei den lieben Ihren Abschied. Als man ihr das Kleine auf das Bett legte, staunte sie es eine Weile an, und ihre letzten Tränen fielen auf es hin; das Kind aber lächelte auf ihrem Schoß, strabelte mit Händ und Füßen, und warf den Kopf so froh und mutvoll umher, daß es die Sterbende erquickte. Sie lächelte noch auf es herunter und sagte zu sich selber: Warum kann ich nicht sein, wie du?

Sie redete noch mit allen Kindern. Am meisten mit dem Vater, und das fast nur von dem Susanneli[46], und sagte, es lieg ihr auf dem Herzen, dem Kind noch zu sagen, daß sie es erkenne, ihre Fehler hätten es nach und nach so hart gemacht, als es worden. Sie habe ihm ihre Haushaltung aufgebürdet, die man einem Kind nie aufbürden sollte, und er soll ihm sagen, wenn's an ihr stünd, ihr Leben noch zu ändern, sie wollte gewiß ihre Mutterpflichten

tun und ihm nicht mehr zur Last fallen; aber das sei jetzt nicht mehr möglich; und darum soll es ihr verzeihen und wiederkommen, und ihm und den Kindern als Mutter und Schwester an die Hand gehen, so lang es lebe und so lang es nötig. Dann wollte sie auch ihn um Verzeihung bitten, daß sie nie keine Frau gegen ihn gewesen, und ihn doch geheiratet habe; aber das Wort erstarrte ihr auf den Lippen, und sprachlos, wie sie, lag er eine Weile auf ihrer Decke. Dann raffte er sich wieder auf, sah den Pfarrer an und fiel auf seinen Schoß. Die Sterbende sah ihn liegen und sagte: So wohl kann er nirgend ruhen; und ach, so wohl ruhete er nicht bei mir!

Sie wollte auch noch dem Pfarrer herausstammeln, daß er ihr verzeihe. Der Mann aber gab ihr diesen Trost ins Grab, indem er noch seine warme Hand auf den grauen Haaren ihres Manns, der noch auf seinem Schoß lag, hielt: Frau, die Fehler deines Lebens sind nicht sowohl dir, als denen zuzuschreiben, die es dulden, daß man die Religion auf eine Art lehre, daß sie den Menschen den Kopf also einnehme und fülle, als ob ihr Wissen alles in allem wäre, und der Mensch dann seine Haushaltung und sein Handwerk und alles, was er sein und können muß, könne und sei, wenn er sie verstehe. — Aber wie oft muß ich empfinden, ich kann mein Buch nicht schreiben. Der Blick der Frau auf diese Rede machte dem Pfarrer das Wort im Maul erstarren. Wenn ich diesen Blick malen könnte, daß man ihn sähe, wie ihn der Pfarrer sah, ich bin wie meines Lebens sicher, man würde lieber den Mund beschließen. Aber ich kann ihren Blick nicht malen. Ich erliege unter der Last unausdrückbarer Dinge, die im Ganzen meines Traums vor mir stehen. Es glich ihr Klagblick im erlöschenden Aug dem Blick des sterbenden Lamms, das unter den Händen des Würgers verblutet. Nein, er glich nicht einem blutenden Tier, er glich, ich kann nicht sagen was; könnte ich's, man würde nicht mehr Abgötterei treiben mit Gott, und den Menschen tun lassen, was seine Sach ist.

Ihr Blick durchschnitt dem Pfarrer das Herz, und der Gedanke: sie ist das Opfer der Torheit, die Lehre von Gott den Menschen wie ein Messer an Hals zu setzen, machte ihn zittern. Er fühlte das Elend der Menschen, die an diesem Messer verbluten, und nicht minder die Gefahr derjenigen, die ihm entfliehen.

Es legte ihn ungeschlafen, und noch morndes stund ihr Bild vor ihm, also daß er an diesem Morgen beinahe unvernünftig predigte, denn er redete über etwas ganz andres, und wußte die halbe Zeit nicht, was er sagte. Zu Mittag hingegen hatte er seine Sinne wieder bei einander, denn er redete da nur von dem, was ihm auf dem Herzen war. Und die Nachricht von ihrem Tod kam ins Pfarrhaus, als der gute Mann eben vom Tisch aufstehen und bald wieder in die Kirche wollte. Er vergaß alle Form und Ordnung der Kinderlehr, und redete fast nur von der Frau und den Ursachen, die sie so elend machten.

Eine Kinderlehre.

Aber er war so im Eifer, daß ihm die Sachen oft durch einander kamen, und er manchmal nicht deutlich ausdrückte, was er meinte. Doch läßt sich das ein' und andere, was er sagte, mit seinen Worten nachsagen.

Er verlas einmal das andere Gebot, und sagte dann: Hart in Kopf eingegrabene Bilder von Gott sind im Grund um kein Haar besser und der menschlichen Natur um kein Haar weniger schädlich, als die steinernen und erzenen Götzen, die sich die rohern Menschen schnitzeln. Und behauptete: alle leidenschaftliche, in die Sinnen fallende und den Kopf der Menschen anfüllende Anhänglichkeit an irgend eine Vorstellung von Gott und göttlichen Dingen sei nichts anders als wahre Abgötterei, die den Menschen darum bis in das dritte und vierte Geschlecht verderbe, weil sie wider seine Natur sei.

Er erklärte sich darüber also: Die meisten Menschen, die die Religion mit einem Feuer und einer Stärke in ihren

Kopf hineinbringen, das nicht verhältnismäßig ist mit der Stärke und dem Eifer, womit sie andere Sachen in ihrem Kopf herumtragen, werden einseitig und frömmelnd. Und weil die Menschen überhaupt schwach sind und ein blödes Geschlecht, und nichts andres sind, als was sie sind, so macht das Überziehen dieses Religionspfundes, daß sie auf der einen Seite sorglos, unaufmerksam, gedankenleer und darum blind, auf der andern Seite erstaunlich leicht, empfindungsvoll, empfindlich, voller Ansprüche, und dabei in sich selbst gekehrt, zu einem krummen, geheimen, verschlagenen Lebensgang geneigt, und dabei im Namen des Herrn gewalttätig. Und es braucht nicht mehr als dieses, um die Menschen in allen menschlichen Verhältnissen unzuverlässig und unbrauchbar und zu abhänglichen, ihrer Notdurft und Umständen nicht genug zu tun fähigen, und dabei ihre Wünsche immer überstimmenden armen Bettelgeschöpfen zu machen. So, wiederholte er, liegt die Drohung Gottes, das Kind des Schwärmers, der ein Bild von Gott in den Händen oder im Kopf hat, bis in das dritte und vierte Geschlecht die Missetat des Vaters empfinden zu lassen, in unserer Natur.

Dann fuhr er fort: Gott hat sich den Menschen verborgen und die Geheimnisse der Zukunft für ihn in undurchdringliche Schatten gelegt, damit der Raupe in ihrer Hülle wohl sei. Aber der Nebel, der um uns ist, ist von Gott, und Segen unserer Natur, wenn wir darin ruhen. Und wir verheeren unser Inneres, wenn wir dem Schatten entweichen wollen, den Gott um uns gelegt hat. Gott hat die Nacht gemacht wie den Tag; warum willst du nicht ruhen in Gottes Nacht, bis er seine Sonne dir zeiget, die ewig kein Träumen hinter den Wolken, hinter denen Gott sie verborgen, hervorrufen wird?

Einmal sagte er[47]: Gott ist für die Menschen nur durch die Menschen der Gott der Menschen. Der Mensch kennt Gott nur, insofern er den Menschen, das ist, sich selber kennet; und ehret Gott nur, insofern er sich selber ehret,

das ist, insofern er an sich selber und an seinem Nebenmenschen nach den reinsten und besten Trieben, die in ihm liegen, handelt. Daher soll auch ein Mensch den andern nicht durch Bilder und Worte, sondern durch sein Tun zur Religionslehre emporheben. Denn es ist umsonst, daß du dem Armen sagest: es ist ein Gott, und dem Waislein: du hast einen Vater im Himmel; mit Bildern und Worten lehrt kein Mensch den andern Gott kennen. Aber wenn du dem Armen hilfst, daß er wie ein Mensch leben kann, so zeigst du ihm Gott; und wenn du das Waislein erziehest, das ist, wie wenn es einen Vater hätte, so lehrst du es den Vater im Himmel kennen, der dein Herz also gebildet, daß du es erziehen mußtest.

Ein andermal: Die Religion ist nichts anders als das Bestreben des Geists, das Fleisch und Blut durch Anhänglichkeit an den Urheber unsres Wesens in der Ordnung zu erhalten. Und der Mensch gelanget zu dieser Herrschaft des Geistes über das Fleisch nur nach Maßgabe, als er, von Jugend auf in den Mühseligkeiten seiner Bestimmung und Lebensart geübt, was seine Pflicht und sein Vorteil in der Welt ist, mit Leichtigkeit und ohne daß es ihn viel Müh und Anstrengens fordert, tut und erfüllt. Und das zeiget deutlich, in was für Fertigkeiten ein Mensch müsse geübt sein, wenn die Herrschaft des Geistes über das Fleisch und ein wahrhaft der Religion und seinen Umständen gemäßes Leben ihm leicht und natürlich werden soll.

Ihr denket wohl, es gab auch wieder einen Ausfall wider das Predigen und Maulbrauchen; es konnte nicht fehlen. Er sagte: Sehet, um Gotteswillen, in allen euern Angelegenheiten, wo es euch um etwas zu tun ist, das gemacht sein muß, und ihr wollet zu einem Ziel kommen, ist's immer euere erste Regel: Nicht viel Worte, und kein Predigen! Und die Lehre von Gott und der Ewigkeit, die allein soll dem Menschen, ob es schon in allen andern Dingen wider seine Natur, durch viele Worte und durchs Predigen in Kopf und ins Herz hineingebracht werden?

Dann brach er plötzlich ab und sagte: Aber was soll ich denn tun? Soll ich euch von Gott schweigen? Das sei ferne! Kommt mit mir in die Hütte des Armen und zu den Tränen der Waisen, da lernet ihr Gott kennen, und gut sein, und Menschen werden. Kommt! In dieser Stund sind in euerm Dorf zehn neue Waisen worden, sie sind euere Gespielen und an euerer Seite aufgewachsen, sie haben keinen näheren Nächsten, als euch. Kommt, zeiget ihnen, daß ihr Menschen seid und an dem, was euerm Nächsten begegnet, teilnehmet! Ich war auch eine Waise, und erinnere mich jetzt noch, wie wohl es mir getan und wie es mich Gott erkennen machte, da ich hingestürzt auf meines toten Vaters Bett lag und fast ohne Sinnen, keinen Gedanken mehr hatte, als: „Ich habe jetzt auf Gottes Erdboden keinen Menschen mehr, der sich meiner annehme!" Und da sind, weil ich so da lag und meine Hände sich im Krampf zusammenzogen, und ich mit den Zähnen knirschte und zitterte, zwei Nachbarn zu mir in die Stube hineingekommen, und fast auf mich niedergefallen, und haben vor Schluchzen kein Wort reden können. Ich weiß noch, und weiß es noch bis ins Grab, wie mir das wohlgetan, und wie es mich gemacht Gott erkennen.

Dann stund er auf, wie wenn er nicht wüßte, wo er war, und sagte: Kinder, Kinder! Kommt, wir wollen gehen zu diesen Waisen!

Die Kinder drängten sich an ihn an, hatten Tränen in den Augen, und suchten seine Hand. Dann trat der Junker aus seinem Stuhl, und sagte: Ich will bei euch sein, bis diese Kinderlehr aus ist; und nun folgten die Vorgesetzten und alles Volk, das in der Kirche war, dem Pfarrer in das Haus des Kienastes.

Der Vater und die Kinder stunden alle um das Bett der Toten, als der Junker und der Pfarrer in die Stube hineinkamen. Dann gingen sie zuerst allein und machten die Vorgesetzten und Kinder und wer mit ihnen kam, unten vor dem Haus zu warten, bis man ihnen riefe. Der arme

Alte sagte mit gebeugtem Haupt zu ihnen: Es hat in Gottes Namen eine Änderung gegeben, ihr Herren! — Wir wissen's, lieber Alter! erwiderte der Junker, und setzte nach der Bauern Weise hinzu: Gott tröst euch im Leid! Dann machte er den zitternden Mann absitzen mit dem Pfarrer auf seine Ofenbank, neben ihn zu, und hielt seine kalte Hand in seine warme. Das machte den Alten bald traulich, daß er konnte anfangen reden, danken und dann erzählen, wie die Geißenmilch seiner Frau selig noch so wohl getan, wie sie die letzten fünf Wochen gar nichts mehr genossen als alle Tage etliche Löffel voll davon, und dann, wie sie gottlob noch zu sich selber gekommen, und auch wieder Anteil an allem genommen, was begegnet, insonderheit auch an dem neuen Wesen in der Schul, dem sie alle Tage bei den Kindern nachgefragt. Aber dann habe sie auch einmal mit einem tiefen Seufzer gesagt: Mein Gott! Wenn ich in der Schul auch so Spitztruken[34] und Spinnräder hätte in den Händen haben müssen, so wäre ich gewiß nicht so worden. Sie habe da, sagt er, hinzugesetzt: Es ist in Gottes Namen das! Und zu den Kindern: Gottlob, daß es euch jetzt anders geht! Das ging dem Junker und dem Pfarrer zu Herzen, daß sie die Tränen fast nicht zurückhalten konnten.

Da sie in die Stube kamen, hatten sie das Susanneli zwischen dem Vater und allen Kindern vollends wie eine Mutter dastehend angetroffen. Es entrann aus seinem Stadtdienst, und kam noch eine Stunde, ehe sie verschied, zu ihrem Sterben, warf sich wie von Sinnen auf ihr Bett, und bat in unverständlichem Schluchzen um Verzeihung und um ihren Segen. Die Mutter konnte nicht mehr reden; aber noch öffnete sie ihre Augen, deutete auf das Ohr, daß sie noch höre, und auf den Mund, und dann gegen den Vater. Er verstund sie, verdrückte seinen Schmerz, daß er reden könne, und sagte dann mit stammelnden Worten, wie die liebe Mutter auch gegen es ihre Fehler erkannt und es noch um Verzeihung gebeten; aber dann

auch, daß es bei ihnen bleibe und sie nicht mehr verlasse. Bei jedem Wort des Vaters zitterte das Kind, sank sprachlos zwischen ihn und sie hin, und lag so da, bis sie erloschen. Da war's mit ihrem Erlöschen, wie wenn es erwachte, zu zeigen, daß es für sie Mutter und Schwester sei und bleiben wolle, so lang es nötig. Im Glauben an es stunden Vater und Kinder um es her und an es an, wie es Arner erblickte, da er die Tür auftat. Er rief es jetzt beiseits und fragte es: Habet ihr auch zu essen? Es tat ein wenig die Augen gegen ihn auf und sagte halblaut: Ja. Es war aber Nein, und er verstund's und sagte: Habet ihr Anken im Haus? — Das nicht, sagte das Kind. Und der Junker: Ihr müsset haben, und du mußt machen, daß dein Vater wieder zu Kräften kommt, und ihm darnach kochen. Da hast du etwas, tu ihm Anken zu und ein Glas Wein. Ich will ihn aber bald wieder sehen. Mit dem war er von ihm weg.

Indessen hatten die Vorgesetzten im Tenn abgeredet, damit der Junker und der Pfarrer sehen, daß sie auch Mitleiden haben können, dem Kienast, so lang er lebe, alle Bürgerdienste zu schenken und ihm sein Bürgerholz ohne seine Kosten machen und zuführen zu lassen.

Und nun rief der Pfarrer ihnen und den Kindern in die Stube. Das übrige Volk, das aus der Kirche mitkam, blieb unter der Türe und vor den Fenstern. Aber es war dem Kienast, wie wenn er's nicht glauben könne, da ihm die Vorgesetzten sagten, was sie abgeredet. Denn obwohl ein Herkommen im Dorf ist, daß immer sieben arme alte Männer so fronungsfrei ihren Bürgergenuß beziehen sollen, so kam das bei Mannsdenken doch nie an jemand andern, als an Lumpen, die ihnen verwandt, oder an Schelmen und freche Bursch, deren Maul sie fürchteten.

Die Kinder aber umringten, in Haufen geteilt, die Waisen nach ihrem Alter; ein jedes drängte sich zu demjenigen, so es am nächsten kannte. Sie drückten ihnen die Hand und sagten ihnen: „Gott tröst euch im Leid!“ Dann

herrschte ein stummes Schweigen, und aller Augen waren in Tränen. Da nahm der Pfarrer das Wort und sagte: Kinder! Gott ist nahe, wo die Menschen einander Liebe zeigen. Dann führte er eines nach dem andern an der Hand zu der Toten, die da lag, wie das Bild des überstandenen Elends, und sagte einem jeden ein Wort für es in seine Seele. Es war ein Unterricht, wie der Unterricht eines Heiligen.

Dann führte er sie wieder, eines nach dem andern, zu den Waisen, daß sie ihnen die Hand geben, und sagte ihnen noch: Bleibet Geschwisterte, und denket an diese Stunde, wenn ihr an Gott denket! Mit dem Wort stund er auf, wie wenn er noch in der Kirche, und seine Kinderlehr endete, und sagte mit gefalteten Händen zum Volk: „Der Herr segne und behüte euch! Der Herr lasse sein heiliges Angesicht über euch leuchten und sei euch gnädig! Nun gehet hin im Frieden des Herrn, haltet christliche Zucht und Ehrbarkeit, und liebet einander, wie uns Christus Jesus geliebet hat! Amen.“

Nun ging die Gemeind von einander und aus einem Munde tönte: Es war doch schön! Und Vater und Mutter sagten zu einander: Die Kinder müssen angenehm werden vor Gott, wenn man sie also lehrt, es ist nicht anders möglich. Und auf allen Zungen lagen die Worte: Wir möchten ihm danken! Einer sprach sie aus, und Ja, ja! und nasse Augen waren die Antwort aller.

Da stand das Volk zehn Schritt von des Kienasten Haus still, und als der Junker und der Pfarrer herauskamen, trat der alte Reinold, den die andern dafür gebeten, hervor und dankte im Angesicht des Volks, das sich immer stärker vor dem Haus versammelt, ihnen, dem Junker und dem Pfarrer mit dem Ausdruck: ihre Herzen seien voll, und sie können nichts andres sagen, als daß sie ihnen an Gottes Statt seien.

Das stille Schweigen der Menge und die Menschlichkeit des ganzen Anblicks riß den Junker und Pfarrer hin, daß

sie einen Augenblick nicht antworten konnten. Nach einer Weile sagte der Junker: Wir möchten wohl gern, wenn wir nur könnten, euch glücklich machen. Und das Volk erwiderte dem edlen Vater: Wir sehen's, gottlob, und erkennen's.

Er redete nichts mehr. Das Volk zerstreute sich still. Er aber nahm da noch dem Pfarrer die Hand, und sagte zu ihm: Wir sind, gottlob, um einen Schritt weiter mit dem Dorf, als wir selber geglaubt.

4. Noch Einiges über sittliche und religiöse Bildung.

(Vom Almosengeben.) Die Reinoldin . . . ließ keinen Tag vorbei, daß sie nicht den Spinnerweibern in ihrer Nachbarschaft bei ihrem Eifer für die neue Ordnung mit Rat und Tat an die Hand ging. Sie war von jeher wohltätig, aber jetzt, da sie sah, daß die Arbeitslust und die Anführung zur Ordnung und zum Sparen den armen Leuten in einer Woche mehr aufhilft, als man ihnen mit keinen Almosen bei Jahren aufhelfen kann, so änderte sie zur Stund hierüber ihre Art und schlug auch der besten Gevattermeisterin einen Mundvoll Brot ab, wenn sie nicht mit ihr auf den Grund gehen und ihr lauter und klar zeigen wollte, wie sie stehe, was ihre Haushaltung die Woche durch verdiene, wie sie das abteile, und warum sie nicht damit auskomme. Ihre erste Antwort, wenn ihr jemand eine Not klagte, war jetzt: Ich muß mit dir heim und in deiner Stube sehen, wo es dir eigentlich fehle, und wie dir zu helfen. Das behagte freilich vielen Leuten, die ihr bis dahin ins blinde hinein bettelten, nicht. Andere ließen sich helfen; an diesen tat sie, was eine Mutter; aber auch hatte sie erst, seitdem sie ihre Art hierin geändert, Freud an ihren Almosen. Bis jetzt tat sie dieselben als eine Art Schuldigkeit, so ungefähr, wie rechte Leute Zoll und Zehnten abstatten, gern und willig, aber ihr Herz war nicht dabei, und sie dachte

nichts dabei; jetzt wurden sie ihr zur Lust des Menschen, der einem Kind aus dem Elend das Glück seines Lebens gründet. Sie tut das, und gibt jetzt ihren Armen nicht mehr nur Brot und Geld, sondern sich selber und ihre Zeit, ihren Verstand, ihr Ansehen und alles, sogar ihren freudigen Mut, ihnen also zu helfen, daß ihnen wirklich geholfen. Aber mitten indem sie ihnen hilft, legt sie ihnen auch Zaum und Gebiß in den Mund, daß sie gegen eine gute Hausordnung, auf die sie ihre Hülfe jetzt baut, nicht aufschlagen dürften, und legt nie keine Hand an, so lang ein Armer einen Krebs im Busen verbergen will, der ihre Hülf vereiteln und, was sie immer an ihm täte, ihn doch zum Tod bringen würde. Man mag darüber sagen, was man will, gewiß ist nur das ein wahres Almosen, wenn man macht, daß der, der es empfängt, nicht ferner betteln muß. Das ist wahr, oder das Almosen ist nicht ein Opfer der Weisheit und Güte, sondern etwas ganz andres. —

(Der Pfarrer über die Liebe.) Irret euch nicht! Die Liebe bestehet nicht in Einbildungen und Worten, sondern in der Kraft der Menschen, die Last der Erde zu tragen, ihr Elend zu mindern und ihren Jammer zu heben. Der Gott der Liebe hat die Liebe an die Ordnung der Erde gebunden, und wer für das, was er in der Welt sein soll, nicht in der Ordnung ist, der ist auch für die Liebe Gottes und des Nächsten in der Welt nicht in der Ordnung. Wer immer nicht ist, was er sein soll, nicht kann, was seine Pflicht ist, und zu dem nicht taugt, was ihm obliegt, dem mangelt die erste Kraft der reinen Liebe Gottes und des Nächsten. Sie ist nicht wie ein Traum und nicht wie das Säuseln des Windes, das sanft in deinen Adern schlägt, und nicht wie das Wiegen eines Kinds, das unter dem Singen der tändelnden Amme entschläft. Alle Liebe der Menschen, die ohne Kraft und ohne Wirkung ist, ist so viel als keine. Ohne Lebensweisheit, ohne Lebensstärke, ohne Überwindungskräfte, ohne Hausordnung, ohne eine vorsichtige, bedächtliche und die Grundfesten des menschlichen Wohlstands

festhaltende Seelenstimmung ist sie nichts andres als die gleiche tierische Teilnehmung, die fast ein jedes Tier beim Leiden eines andern seiner Art zeiget; aber diese Art bloßer Tierliebe ist im bürgerlichen Leben nichts und minder als nichts wert, sie ist gänzlich verdienstleer und wirkungslos. Sie hilft niemanden, sie bringt niemanden in Ordnung; was sie will, das kann sie nicht; was sie verspricht, das hält sie nicht; was sie anfängt, das gerät ihr nicht; sie macht den Hungrigen nicht satt; sie hat dem Durstigen nichts zu trinken; sie macht den Frierenden nicht warm; sie läßt den Sinkenden im Kot; kurz, sie betrügt, ihre Hoffnungen sind leerer Schein; sie nimmt dem Menschen, was er hat, und gibt ihm nichts wieder, und tut niemanden damit wohl. Der Mensch ist nur insoweit wahrer, wirksamer Liebe fähig, als er den Naturfehlern seines Geschlechts Meister, den Leichtsinn, die Gedankenlosigkeit, die Trägheit, die Unwissenheit, die Unbedachtsamkeit, die Leichtgläubigkeit, den Starrsinn, die Tollkühnheit und Gewalttätigkeit des wilden Naturlebens besiegen gelernt, und für seinen Beruf und für seine Umstände zuverlässig, arbeitsam, bedächtlich, überlegend, anstellig gebildet, und zu einem ebenso gutmütigen als weisen Betragen gegen alle seine Nebenmenschen geschickt gemacht worden. —

(Arners Gesetzgebung in Hinsicht der Religion.) Und nun steige ich zu dir empor, Dienerin Gottes und der Menschen, das Werk seiner Gesetzgebung in deinem Heiligtum zu vollenden.

Wie ein Morgennebel dem Sonnenstrahl weicht, wenn er vom unbewölkten windstillen Himmel auf ihn herabfällt, so weicht der wilde Schwarm der trüben Triebe unserer unerleuchteten Natur dem Strahl deines Heiligtums, wenn du vom unbewölkten windstillen Himmel auf ihn herabfällst. Geliebte Gottes! Seitdem die Erde gegründet, und der Mensch auf derselben sein nichtiges Werk treibt, warst du die erste Siegerin der wilden Triebe des ungebändigten Geschlechts. Herrscherin der Erden! Auf hunderttausend Altären opfert die Menschheit, seitdem sie lebt, dir ihr Opfer;

denn seitdem sie lebt, befriedigt der Glaube an Gott das Innerste ihrer Natur, und alle Geschlechter der Erde stammeln kniefällig vor dir ihre Bitten und ihren Dank; sie verehren jeden Schatten des Bilds deines Gottes, und beten jeden Fußstapfen seiner Wege selbst im trüglichsten Kot an.

Der Fels im Meer bricht die Wellen des Sturms, sie strömen in hohen Wogen brausend gegen ihn an, reißen an ihm mitten entzwei, und wirbeln schäumend in ihrem Tode um seine unerschütterte Kraft: so zerreißest du das Rasen der Macht, und wie ein Feuerstrom, der unter dem Berge glühet, erschütterst du den unermeßlichen Boden des Reichtums, wie einen Haufen nichtigen Staubs.

Herrscherin über den Sinn des Volks! Du bezwingst den Herrscher, der deiner nichts will.

Unter den Trümmern der Erde, und unter den Wellen des Meers, lobet der Mensch seinen Schöpfer; er erhebt sich über den Trotz seiner Natur; und unter dem Fußtritt der Geschöpfe, und in der Auflösung seines Staubs, nennet er Gott seinen Retter, und lebt im Augenblick seiner Zernichtung jenseits des Grabs.

O Geheiligte Gottes! Du zeigest dem Gewaltigen in seinem Sklaven das Kind des Ewigen. Du zwingst den Tyrannen, sein Auge wegzuwenden vom Blut seines Knechts. Du machst sein Eingeweide zittern vor dem Recht des Armen und vor den Tränen des Waisleins. Du setzest der Wut der Menschen und ihrem Unsinn ein Ziel. Du segnest ihre Myriaden in der Furcht Gottes durch die Bande des Friedens, und durch deinen sanften, heiligen Geist. Du erhebest den Menschen über das Unrecht, und machst deine Anbeter die Hartherzigkeit der Toren mit Seelengröße ertragen. Du gibst dem Menschen Weisheit in seinem Tun, und erhebst ihn über das Werk seiner Hände. Du stillest das Wallen des Bluts und das Schlagen des brustzersprengenden Herzens. Du zeigest deinem Anbeter in der Notwendigkeit Gott, im drückenden Leiden die Liebe des Vaters. Du beruhigest den Sinn des Erschlagenen in seinem Blut.

Durch dich vollendet der Gesetzgeber sein unermeßliches Werk. Wie ein gebändigter Löwe an der Hand des Führers sicher einhergeht, so geht der Mensch an der Hand deiner Anbetung mit reinem Herzen einher, als wär er nicht der Sohn der Freiheit und der König des Raubs. Warum sollte ich ihn nicht so nennen bei der Unermeßlichkeit der Ansprachen seiner Natur, bei der unauslöschlichen Gewalt seiner Triebe für Freiheit und Raub? Geheiligte Gottes! Ohne dich bändiget kein Gesetzgeber den Sohn der Freiheit und den König des Raubs.

In den Banden der Macht wird der Löwe zur Schlange, die jeder Fessel entschlüpft; er windet sich unter dem Boden der Türme und durch der Mauern vermosete Ritzen hindurch, und bleibt in ihren Banden, heiligest du sie nicht, was er vorher war: der Sohn der Freiheit und der König des Raubs, aber mit giftigerer Zunge. Im Innersten des Menschen tobet ein ewiger Aufruhr gegen Notwendigkeit und Pflicht; aber die Kraft deiner Anbetung beruhiget das Toben des ewigen Aufruhrs; und, verbunden mit weiser Bildung des Staats, kommt der Mensch an deiner Hand dahin, daß er sein will, was er sein muß. Er erhebt sich in deiner Liebe, daß er sich opfert, und im Überwinden seiner tobenden Triebe seine Vollkommenheit findet.

Allmächtige! Darum vollendet kein Gesetzgeber sein Werk ohne dich; und darum steigt Arner empor, und nähert sich deinem Altar. Er kommt zu dir, Geheiligte Gottes; aber nicht, wie deine Gewaltigen und deine Streiter, angetan mit dem Harnisch seiner Meinungen; er kommt zu dir wie ein Armer, und bringt in der stillen Stunde seines demütigen Dienstes ein heiliges Opfer, das Bild der Ordnung und der Ewigkeit. Nimm es gnädig auf, Dienerin Gottes, und lehre die Menschen immer mehr Zeit und Ewigkeit in Eins verbinden, und Gott und dem Staat auf gleichen Altären dienen. —

Arner sah die Übereinstimmung der Endzwecke einer wahrhaft weisen Gesetzgebung mit den Endzwecken einer

wahrhaft weisen Religion, und die innere Gleichheit der Mittel, unser Geschlecht durch eine gute bürgerliche Bildung zu veredeln, mit den Mitteln, dasselbe durch den Dienst des Allerhöchsten zu vervollkommnen.

Aber er kannte auch den Geist der Pfaffheit*) ... und sonderte den Endzweck der Kopfsbildung von dem Endzweck des Religionsunterrichts. Er fand, der letzte sei nun einmal lang genug zu dem mißbraucht worden, wozu er nicht taugt. Er trennte die Gottesgelehrtheit vom Volksunterricht, insofern er Kopfübung und bürgerliche Geistesbildung sein soll, und wollte sein gutes Volk durch den Katechismuskram über die Lehrsätze der schwierigsten aller Wissenschaften nicht zum Dienst der Pfaffheit so dumm und anmaßlich machen, als alle Völker der Erde, vom Strande des Indus bis zu den beiden Polen, zum Dienst der Pfaffheit anmaßlich und dumm werden müssen, wenn man die Grundlage ihrer Kopfbildung und Geistesrichtung durch die Erklärung ihrer Religionslehre erzielen will.

Alles Wissenschaftliche in der Religion ist menschlich, und eine eigentliche Kunstsache. Kenner sind Richter, und es ist Gefährde und Versuch zum Aufruhr wider die Rechte der Wahrheit, das Wissenschaftliche in der Religion vor

*) Muß ich hier widerrufen? Verzeihet, ich werde bald müde. Anno 1520—30 machte man wenige Komplimente mit dem Aberglauben und der ihn begünstigenden Seelenstimmung und ihn nährenden Form des Gottesdiensts. Der Mißbrauch der bürgerlichen Gewalt heißt in der Volkssprache Tyrannei, und die Näherung der Seelenstimmung zu diesem Mißbrauch tyrannischer Sinn. Aber in der Volkssprache ist kein Ausdruck, den Mißbrauch der kirchlichen Gewalt und die Näherung der Seelenstimmung zu diesem Mißbrauch zu bezeichnen. Merk dir's, Volk! Du hast kein Wort in deiner Sprache, den Unwillen gegen die Bande der Seelen und die Knechtschaft des Geistes auszudrücken, wie du deinen Unwillen gegen den Mißbrauch der bürgerlichen Gewalt ausdrückst; und nimm, wenn du kein besseres weißt, die Wörter Pfaffheit und Pfaffensinn in deine Sprache auf, wie du die Worte Tyrannei und Tyrannensinn darin aufgenommen. Dies ist meine Entschuldigung. Fordert ihr mehr Schonung, als Fürsten, so redet. Gott braucht keine Schonung, und ihr dürfet nicht mehr fordern, als mit der bürgerlichen Sicherheit der Menschen bestehen kann, Priester des Gottesdiensts!

das Volk zu bringen und vor ihm, als wär es der Richter, darüber zu plädieren; so gut als es Tyrannei ist, das Urteil über dieses Wissenschaftliche in der Religion der bürgerlichen Macht zu unterwerfen.

Der Dienst des Allerhöchsten ist von wissenschaftlichen Meinungen über Religionssachen unabhängend, und das Volk soll vom Altar weg nicht behelliget werden mit irgend einer Streitigkeit der Priester. Läßt man es zu, so gibt man den Kopf des Volks in die Hand des Priesters, und, verzeihet mir, ihr Fürsten, aber ich glaube, wer den Kopf des Volks in seiner Hand hat, der ist auch seines Kopfgelds sicher, wenn er will; die Sache hat nicht kleinen Reiz, aus ihren Wirkungen zu schließen.

Menschheit! Auf allen Blättern ruft die Geschichte: du tötest eher die Tiere der Erde und vertilgest eher die Fische im Meer, als die Macht der Priester und den Sinn ihrer Pfaffheit, wenn du das Wissenschaftliche ihres Religionsunterrichts zur Grundlegung der Kopfbildung des Volks machst. Die Kopfbildung des Volks ist die Sache seiner häuslichen und bürgerlichen Sicherheit, und also Staatssache, und als solche muß sie notwendig unabhängend vom Religionsunterricht erzielt, und in diesem Gesichtspunkt mit Festigkeit von demselben getrennt werden.

Noch einmal: der Glaube an Gott und die Lehre seines Diensts ist nicht zur Vernunftlehre bestimmt und nicht dazu gut. Der Glaube an Gott und die Lehre von seinem Dienst ist für das Volk nicht die Sache seines Kopfs, sondern seines Herzens. Gemütsruhe im Dunkel seiner Nacht, Ergebenheit in den Willen Gottes im Tal von Tränen, und ein kindliches Aufsehen auf den Herzogen und Vollender des Lebens, das ist die Bestimmung des Glaubens, aber nicht Kopfübung für's Volk.

Die ganze Bibel, von Anfang des ersten Buch Moses bis zur Offenbarung Johannes, und bis zum „Heilig, heilig, heilig ist das Lamm, das geschlachtet ist“, ist nicht zur Kopf-

übung des Volks bestimmt, und taugt nicht dazu.*) Mag es Maulchristen empören, ich achte es nicht; dieses Geschlecht empört alles, was kalt und was warm ist. Darum hat aber auch der, so die sieben Leuchter hat, den Engel seiner großen Gemeinde aus seinem Munde ausgespeit, und ihn hingeworfen zu zertreten für jedermann, der vorbeigeht; was soll mir also sein Ärger?

Der Aberglaube findet in den Umständen der Zeit unermeßliche Nahrung. Die Seelenstimmung der Menschen wird täglich mehr schwankend und träumend. Das Fundament eines vernünftigen Gottesdiensts, die Vernunft des Volks und eine feste, ruhige, biedere, gleichmütige und bedächtliche Geistesrichtung, schwindet vor unsern Augen. Sei's Zufall oder Hinterlist, ich weiß es nicht und untersuche es nicht, aber wahr ist's, die Seelenstimmung der Menschheit neigt sich zu der Schwäche des Aberglaubens. Der Mißbrauch der Bibel und der Glaubenslehre zu dem, wozu beides nicht taugt, wird lebhafter, als er je war. Die Hinlenkung der Volksstimmung zu Begünstigung eines überwiegenden Einflusses der Kräfte der Einbildung gegen die Kräfte des Verstandes; die allgemeine Reizung des poetischen Sinns, und auf diesen poetischen Sinn gebaute Kopffüllung der Menschen mit bildreichen Religionslehren, und die Hinlenkung ihres Geistes, solche Meinungen als Vorschritt in wissenschaftlicher Erleuchtung und als Gegenstand ihres Nachdenkens, ihrer Untersuchung und ihres Forschens im Kopf herum zu tragen: das alles, wenn es schon freilich nicht den geraden Weg zu abergläubischen kirchlichen Lehrsätzen führt, führt dennoch sicher zu einer Seelenstimmung, die das Innere der Abgötterei und des Aberglaubens begünstigt und das Volk einem jeden Religionsverführer in die Hände spielt, der im Stand ist, dasselbe zu einem schwärmerischen Glauben an seine Lehre und zu einer phan-

*) Anmerkung. Ich rede bestimmt vom Volk. Der Gelehrte mag in der Bibel freilich Stoff zur Kopfübung finden, ich wende nichts dawider ein.

tastischen Anhänglichkeit an seine Person zu verleiten. Noch einmal: Ich weiß nicht, ob es wahr ist, was man sagt, daß dem Volk wirklich planmäßige und gefahrvolle Glaubensschlingen gelegt werden; aber das weiß ich, daß eine Seelenstimmung begünstigt wird, die es, wenn ihm solche Schlingen gelegt würden, scharenweis darein zu springen sicher verleiten würde.

Das weiß ich. Aber ich verarge es denen nicht einmal, die es tun, und die wenigsten wissen, was sie tun, und taglöhnen meistens am Werk der Frommkeit mit ehrlichem Sinn, ohne weder zu ahnen noch zu verstehen, wohin die Seelenstimmung, welche die Art und Weise ihrer Glaubensform beim Volk hervorbringt, dasselbe führen könnte. Das Geheimnis der Abgötterei sitzt auf einem heiligen Dreifuß, und mitten indem es den Menschen für alles, was es ihm entreißt, stockblind macht, gibt es ihm Luchsaugen für das was er sehen muß, um anhänglich zu bleiben, und schließt sich immer von allen Seiten an viel auffallendes, dem Menschensinn und dem Volksgefühl auffallendes, Wahres und Gutes an; und es liegt in unserer Natur: die verwahrlosete und leidende so wie die träumende Menschheit wirft sich so lange in die Arme der gegen die Leidenden immer teilnehmend, gegen die Verwahrloseten immer sorgfältig erscheinenden Abgötterei, so lang ihr nicht entgegengesetzt wird, was mehr Realität hat, als eine zwar so geheißene, vernünftige Religionslehre, die aber nichts weiter leistet, als daß sie mit großem Gepränge eine mehrere Richtigkeit in den Ausdrücken über Glaubensmeinungen, die das Volk richtig oder unrichtig gleich nicht versteht, zum Wesen der gottesdienstlichen Verehrung macht, und indessen durch das schwerfällige Schleppen des Heerwagens dieser Worterklärungen den Priestern dieses neuen Diensts Zeit, Aufmerksamkeit und Seelenstimmung raubt, den wesentlichen Pflichten des wahren Gottesdiensts mit Erfolg obzuliegen, der Verwahrlosung der Menschen vorzukommen, die Qualen der Leiden abzulenken, und den Träumersinn ihres Lebens durch

weisen Einfluß auf ihr bürgerliches Leben zu entkräften. So lang es so ist, und das Volk beim schwärmerischen, unerleuchteten Priester für sich mehr findet, als bei dem, der ihm beweisen kann, daß der andere schwärmt, so bleibt das Volk natürlich auf der Seite des letztern. Auch lassen die Priester des Aberglaubens die guten Männer, die nach Weisheit fragen, mit sichtbarer Verachtung reden, was sie nur wollen, und bleiben indessen Meister des Volks und derer, die sie zu ihrem Volk machen.

So ist es: die Männer, die nach Weisheit fragen, verstehen sich nicht, das Volk zu führen und ihren Reformationsgeist ansteckend zu machen wie der Aberglaube, und das ist ein großer Fehler. 1520 war es nicht so; der Reformationsgeist war damals ansteckender als der Aberglaube, weil er wohltätiger war als dieser, und die einzelnen Menschen im Lande auffallend an Leib und Seele weiter brachte, als sie unter der Mönchshut nicht kommen konnten. Der damalige Reformationsgeist belebte die Kräfte des Verstands, er erhöhete das Streben nach leiblicher und geistlicher Sicherheit, Unabhängigkeit und Freiheit; er pflanzte eine allgemeine Aufmerksamkeit der Menschen auf sich selber, eine allgemeine Sorgfalt derselben für die Ihrigen und das Ihrige; er verband den Sinn der Liebe mit tätigem Bestreben nach den Mitteln, wirklich helfen zu können, und ward so die Quelle einer Industrie, die, verbunden mit dem Sinn der Frommkeit dieser Zeit, eine Sparsamkeit und Hausordnung hervorbrachte, deren Folgen die bürgerliche Verfassung Europens wesentlicher änderte, als die Meinungen der Reformatoren den Kirchenzustand dieses Weltteils veränderten.

Ich bin weitläufiger als gewohnt, weil in diesem Gesichtspunkt die echten Mittel gegen die Hindernisse des Vorschritts, die der wahren Erleuchtung und Veredlung des Menschengeschlechts in den Weg gelegt werden, auffallen. Es ist Bedürfnis der Zeit, daß der echte Geist einer wahrhaft weisen und gefahrlosen Führung des Volks tief und

mit Sorgfalt erforscht; daß der Kopf des Menschen nicht hintangesetzt; daß der Trieb der Selbsterhaltung mit Kenntnis von Mitteln und mit Übung von Fertigkeiten gepaaret werde, die den Menschen in der Ordnung des bürgerlichen Lebens sicher stellen und beruhigen; daß den Quellen ihrer ersten Naturfehler, namentlich ihres Leichtsinns, ihrer Gedankenlosigkeit, und allen Folgen seines unordentlichen und ungebildeten Zustands vielseitig und mit Weisheit und Kraft entgegengearbeitet werde; daß, in Absicht auf die Bildung des Menschen, auf ihren Kopf, auf ihre Hände und Füße, und nicht auf ihr Herz abgestellt werde; daß der Wohlstand der bürgerlichen Häuser nicht an ihren Glauben, noch weniger an die nichtigen Menschenwerke seiner äußern Hülle gebunden und dadurch vom Priester abhänglich werde; daß die Geistesrichtung des Volks und seine innerste Stimmung bedächtlich, kaltblütig, vorsichtig und auf einen merklichen Grad mißtrauisch gemacht werde; daß alle Arten von Träumerstimmung, insonderheit die Lebhaftigkeit des Mischmasch-Gefühls von Elend und Glückseligkeit, in welchem die Menschen in einer Stunde bis zur Erhabenheit dichterisch und bis zum Schrecken gichterisch erscheinen, durch den Ton und die Sitten der Zeit Hindernisse in ihrer Ansteckung finden; mit einem Wort, daß die Bildung und Erhebung aller wahren Kräfte unserer Natur begünstigt, und ihre Abschwächung so wie ihre Verwilderung verhütet werde. Arner suchte diesem Bedürfnis der Zeit Genüge zu tun, indem er die bürgerliche Führung und die Kopfsbildung seiner Bonnaler ganz von ihrem Glaubensunterricht sonderte, dem ersten ganz unabhängend vom letzten durch die Kraft seiner Gesetzgebung ein Genügen leistete.

Aber so wie er der Schwärmerei und dem sich unter das Joch der Abgötterei schmiegenden Aberglauben entgegenarbeitete, so kannte er auch die Unvollkommenheit und Ungenügsamkeit einer blos bürgerlichen Bildung. Er wußte und sagte, keine gesetzgeberische Weisheit hebt die Quelle des ewigen Elends der Erde ganz auf, und die beste bürgerliche

Stimmung ist nicht genug, den Sinn des Menschen zu derjenigen Veredlung zu erheben, deren er bedarf, um real beruhiget zu sein. Das bloße Anbinden desselben an die Notbedürfnisse der Erde erdrückt sein Herz. Im Schweiß seines Angesichts und im Gewühl seines Staubs erhebt er sich nicht über sich selbst, noch weit weniger über das Unrecht, und, im Werk seiner Hände vergraben, stirbt er als ein Taglöhner des Kots.

Arner fühlte das Bedürfnis, die Veredlung des schwachen, trägen und so leicht sinkenden und so gern an der Erde klebenden Menschen durch den Dienst des Allerhöchsten zu erzielen, zu vollenden; versäumte desnahen nicht, mitten indem er alles tat, den Geist der Abgötterei und eines gefahrvollen Einflusses der Geistlichkeit auf die Kopfsbildung des Volks und seine bürgerliche Sicherheit und Rechte zu hindern, ebenso sorgfältig sein geliebtes Volk durch den Segensgenuß der reinen Anbetung Gottes, durch rege Dankbarkeit gegen seinen erhabenen Sohn, durch Treu und kindliches Bestreben nach den Gaben seines sanften, reinen, heiligen Geistes zu derjenigen Vollkommenheit zu erheben, deren die Menschheit fähig, wenn sie in Verbindung einer festen, weisen, bürgerlichen Bildung noch die Segensstimmung edler, reiner und ungefälschter Anbetung Gottes genießet. So machte er die Religionslehre zum Schlußstein des Werks seiner Gesetzgebung, die er auf das Fundament der festen und vollendeten Mauern einer weisen bürgerlichen Bildung gebauet. Er hatte aber auch den Pfarrer dazu, sein Werk also zu beschließen.

Bonnal sah diesen Edeln in der Mitternachtstunde am Totbette der Menschen, vor Aufgang der Sonne auf den Wegen zu den zerstreuten fernen Berghütten seines Dorfs, in der Mittagstunde bei der hungernden Witwe, am Abend im Kreis der Kinder des Dorfs, in jeder Stunde des Tags am Ort, wo ihn seine Pflicht hinrief, und der leiseste Wunsch eines Menschen in seinem Dorf war ihm Ruf seiner Pflicht, sobald er ihn ahndete. Und auf diesem Gottesdienst seines

Lebens ruhete und gründete sich der Dienst seiner öffentlichen Lehre, die meistens in einfachen, aber seelerhebenden Lobpreisungen und Danksagungen für die Wohltaten Gottes bestund, und durch ihre, das Innere unserer Natur erhebende und veredelnde Wirkung das Bedürfnis nach Worterklärungen und großen Reden über Pflicht und Meinungen bei seinen Bonnalern immer mehr verminderte. Er dachte und sagte hierüber die Worte Christi: „Wenn dein Auge heiter ist, so ist auch dein ganzer Leib heiter“, und redete wenig mit dem Volk, und redete viel lieber und viel mehr mit einem jeden allein; und tat er es, so tat er es nichts weniger als ununterbrochen, sondern wandte sich mitten in seinen einfachen Volksreden bald an diesen, bald an jenen, trat mit ihm auf die natürlichste Art ins Gespräch ein, wie ein Hausvater, wenn er mit seinen Hausgenossen redet. Er stellte Männer auf, die in Feld oder Vieh Unglück gehabt, Mütter, deren Kinder, und Kinder, deren Mütter gestorben; mit einem Wort, er nützte die Vorfälle der Zeit und die Umstände, die Eindruck auf einzelne Menschen in der Gemeinde gemacht, diese Eindrücke zu berichtigen, zu veredeln und gemein zu machen, Weisheit, Gottesfurcht und Gottesergebenheit durch die Kraft derselben in seinem Volk immer mehr auszubreiten.

Er meinte nichts weniger, als daß es etwas Feierliches und Großes sei, auf der Kanzel allein zu reden; es dünkte ihn vielmehr, es sei unnatürlich und zeige viel weniger Verstand, als wenn man im Stand sei, das, so man sagt, dem Volk so anzubringen, daß es im Augenblick selber ins Gespräch eintrete und dem Lehrer Schritt für Schritt in dem, was er mit ihm redet, Fuß halten kann. Er glaubte, das sei das Siegel und Zeichen der wahren Kräfte eines Volkslehrers und das echte Fundament aller wahren Volkserbauung.

Nachmittags war sein Gottesdienst gänzlich nichts, als eine Unterredung mit dem Volk. Er stund im Kreis seiner Dorfkinder, denen diese Volksunterredungen zu ihrem Reli-

gionsunterricht dienen mußten. Die ganze Gemeinde war in 26 Abteilungen abgeteilt; alle Gemeindsgenossen mußten jährlich zweimal nach der Ordnung dieser Abteilungen, vom ältesten Greisen an bis zun siebenjährigen Kindern, zum Altar hervor; er redete dann mit ihnen im Kreis dieser Dorfkinder, nach der Form eines von ihm und dem Leutnant aufgesetzten natürlichen Volks- und Dorfunterrichts, von Gott, den Pflichten und den Umständen des Lebens. Er trat jetzt in die Umstände der Leute, die er genau kannte, hinein, machte Alte und Junge jede nützliche Erfahrung, die sie in ihrem Kreis gemacht, erzählen, ließ dann die andern mit ihnen ins Gespräch eintreten, wie auch sie an ihrem Platz die Erfahrungen benutzen, oder wie auch sie in ihren Kreisen ähnliche Erfahrungen gemacht haben. Es war ihm nichts zu klein. Ein Kind, das gegen eine Geiß, die es gestoßen, vernünftig oder unvernünftig gehandelt, war ebenso gut, wie eins, das das schönste Loblied auf Gott auswendig gelernt, ein Gegenstand seines Religionsunterrichts, und mußte so gut von seiner Geiß und seiner Aufführung gegen sie mit ihm reden, als eines, das seinen kranken Großvater abwartete, und von seiner Krankheit mit ihm reden mußte.

So band er durch die Art seines Religionsunterrichts jede Weisheit des Lebens an die Kraft seiner gottesdienstlichen Lehre, und zeigte von allen Seiten den Zusammenhang des Einflusses einer durch gute Staatseinrichtungen den Menschen versicherten Hausweisheit auf die Realität seiner Gottesfurcht und seiner Menschenliebe. Auch dankte er in seiner Kirche öffentlich Gott für die Einrichtungen, Gesetze und Anstalten Arners, durch welche sie auf eine ihrer Natur so angemessene Art zur wahren Erkenntnis ihrer selbst, zu realer, wirksamer und tätiger Liebe ihres Nächsten, und zu einer ungeheuchelten Anbetung Gottes erhoben und tüchtig gemacht werden.

B. Darstellung der Erziehungsschule nach der Ausgabe letzter Hand (1819—20).

(Der Junker, der Leutnant und der Pfarrer beim Baumwollenmeyer.)
Meyer. Alles, was Sie tun werden, auch das Herz der bessern Leute im Dorf zu gewinnen, wird nicht im Stand sein, befriedigend dahin zu wirken, wohin Sie zielen, wenn nicht der Nachwelt und der Jugend durch die Schulen besser Vorsehung getan wird. Es ist nicht genug, recht tun zu wollen, man muß es auch können, und dazu kommt man nur durchs Lernen, und die Schulen, wie wir sie jetzt bei uns allgemein haben, sind beinahe so viel als Mistbeete und Treibhäuser von allen den Fehlern, gegen die wir in Bonnal Hülfe suchen müssen. Junker. Ist das auch nicht zu viel? Glülphi[48]. Nein, nein, er hat ganz Recht; die wesentlichsten Fehler, gegen deren Folgen wir in Bonnal zu kämpfen haben, finden in unsern Dorfschulen, wie sie jetzt sind, Nahrung, wie die Pflanzen in den Treibhäusern, oder, wenn Sie lieber wollen, wie giftige Schwämme auf den Misthaufen. Meyer. Ich habe bei meiner Vergleichung der Mistbeete und Treibhäuser mit den Schulen nicht einmal so weit gedacht, als der Herr Leutnant, und will dieselbe meinerseits auch nicht so weit getrieben wissen. Nehmen Sie sie, gnädiger Herr, auch nur insoweit für richtig an, als Sie sie passend finden. Junker. Je mehr wir davon reden, desto passender finde ich sie. Meyer. So viel ist gewiß, daß unsere Schulen wesentlich mit allem Guten, das im häuslichen Leben stattfindet und not tut, in der engsten Übereinstimmung stehen sollten, daß sie den ganzen Umfang der Kräfte des Kinds im höchsten Einklang mit dem, was zum Glück des häuslichen Lebens erfordert wird, beleben sollten, und mit diesem allem stehen sie doch ganz gewiß in einem starken Widerspruch.

Der Glülphi nahm jetzt wieder das Wort und sagte: Es ist unstreitig, daß ein großer Teil unserer Schulen in

einem den ersten Bedürfnissen des häuslichen Lebens ganz entgegengesetzten Sinn auf unsere Kinder einwirken. Er fuhr mit Heftigkeit fort: Die Heterogenität dessen, was in denselben gelernt, und die Art, wie es darin gelehrt wird, ist mit dem, was das häusliche Leben bedarf, und der Art, wie dieses den Kindern gegeben werden sollte, im eigentlichen Gegensatz des ewigen, unabänderlichen Fundaments aller wahren Bildung unsres Geschlechts, vermöge dessen jeder Schritt dieser Bildung die Menschennatur in ihrem ganzen Umfang an Seel und Leib mit Herz, Geist und Hand zu ergreifen geeignet sein soll. Dieses Ergreifen der Bildungsmittel in dem ganzen Umfang der Kräfte der Kinder, das sich im häuslichen Leben so einfach, so vielseitig und so leicht gibt, mangelt in den gemeinen Schulen, wie sie jetzt sind, so viel als ganz. Es ist aber auch ebenso unleugbar, daß alle isolierten, einseitigen und oft noch öden Unterrichtsgegenstände, wie sie ohne dieses Eingreifen in die Gesamtheit der Kräfte und Anlagen der Kinder betrieben werden, gar leicht auf die Untergrabung und Zerstörung der Harmonie der Gesamtheit der menschlichen Kräfte und Anlagen einwirken. Er sagte darüber ferner: Aller Unterricht, folglich auch aller Schulunterricht, der nicht Herz, Geist und Hand zugleich ergreift, steht insoweit nicht mit dem bildenden Geist und Wesen des häuslichen Lebens in Übereinstimmung, er steht im Gegenteil insoweit mit demselben im Widerspruch. Aller Unterricht und aller Schulunterricht, der den Widerspruch mit dem bildenden, häuslichen Leben verhüten und im Gegenteil in Übereinstimmung mit demselben gebracht werden soll, muß darum auch die Mittel dazu in Übungen suchen, die, indem sie das Herz, den Geist und die Hand des Kinds zugleich ergreifen, geeignet seien, das reine Fühlen, das richtige Denken und das vollendete Können, das der Unterricht bezwecket, gemeinsam zu erzielen und dem Kind durch das Leben selber habituell und gleichsam zur andern Natur zu machen. Er fuhr fort: Es ist nur in der Kraft dieses Lebens selber, was in jedem

Augenblick unser ganzes Sein und den ganzen Umfang unsrer Kräfte ergreift und belebt, und man muß die Mittel zu dieser Ergreifung und Belebung des Ganzen im Menschen wesentlich in der Tatsache des menschlichen Fühlens, Denkens und Handelns und nicht in der Erkenntnis, noch viel weniger in der Traumsucht über das menschliche Fühlen, Denken und Handeln suchen. Alles, was immer einzelne Kräfte gleichsam außer dem Kreis der Wahrheit, die in uns selbst und in unsern Umgebungen liegt, ergreift und festhält, wirkt in einem, dem reinen Einfluß des menschlichen Lebens und den göttlich und ewig gegebenen Grundlagen der naturgemäßen Entfaltung unsrer Kräfte entgegengesetzten Sinn, und alle Schul- und Unterrichtsübungen, die in diesem Sinn auf die Menschennatur wirken, sind wesentlich fehlerhafte Erziehungsmittel, die, indem sie das, was Gott innig vereinigt, gewaltsam trennen und zur Herzlosigkeit in Geistesübungen, zur Geisteslosigkeit in Herzensübungen, sowie zur Seelenlosigkeit in den Anstrengungen der physischen Kräfte hinführen, in sittlicher, geistiger und Kunsthinsicht die tierische Abrichtung unserer Natur einseitig beleben und dadurch dem innern, heiligen Wesen der wahren, menschlichen Bildung in allen drei Rücksichten tötlich entgegenwirken.

Aber wie eine Schule einrichten, die, also aus dem häuslichen Leben hervorgehend, auf den ganzen Umfang der Kräfte unsrer Natur bildend einwirken würde? Das war jetzt die Frage, die zwischen dem Junker, dem Pfarrer und Glülphi, und zwar in der besondern Rücksicht auf ihre Endzwecke in Bonnal, zur Sprache kommen mußte, und der Junker meinte und sagte, es sei kein Mensch in der Welt, der ihnen hierfür besser Rat und Wegweisung geben könne, als der Baumwollen-Meyer. Dieser aber sagte darüber ganz ernsthaft zum Junker: Ich kenne eine Spinnerfrau in Bonnal, die das ohne alle Vergleichung besser kann als ich .... Ihr Herren, ich versichere euch, sie hat ihre

Baumwollenstube für ihre Kinder zu einer Schulstube gemacht, wie ich noch keine gesehen und mir nicht leicht eine bessere denken und wünschen kann.

(Sie bitten ihn, näher zu erklären,) was er für das Wesentliche und Eigentümliche der Erziehungskunst dieser Frau achte. — Ich kann's durchaus nicht sagen, erwiderte der Meyer, aber ihre Wirkung springt in die Augen. Ihre Kinder sind lebendig, froh, heiter, tätig. Was sie sagen, ist verständig, überlegt, gradsinnig und liebreich. Was sie arbeiten, kann man nicht besser wünschen, als sie es machen. Sie beten mit Andacht. Sie singen mit Jubel. Sie lesen die Bibel mit Glauben. Sie antworten in der Kirche, Herr Pfarrer, das wißt ihr selber, wie keine im Dorf. Jedes von ihnen ist in seinem Alter, in seiner Lage und in seinen Verhältnissen, was es sein soll und sein kann. Das in der Wiege ist das beste Wiegenkind, das ich kenne. Das zweijährige, das vierjährige, das siebenjährige, jedes ist, was es für sein Alter und für seine Lage sein kann und sein soll, und zwar in dem Grad, daß mir wenigstens, wenn sie meine Kinder wären, ihrethalben nichts zu wünschen übrig blieb. Wie sie jetzt aber das mache und wie sie dahin komme, dafür müßte ich mein ganzes Baumwollengewerb mir aus dem Kopf schaffen, um auch nur dahin zu kommen, mir selber in etwas darüber Rechenschaft geben zu können; und euch, ihr Herren, etwas darüber in Tag hinein zu schwatzen, wovon ich mir selber nicht Rechenschaft geben kann, das mag ich so wenig an mich kommen lassen, als ich es an mich kommen ließe, mit einem Kaufmann über einen Handlungsartikel, den ich nicht selber führe und nicht wohl kenne, in den Tag hinein zu schwatzen. —

(Sie beschließen, morgen früh zur Gertrud zu gehen.) Es war indessen noch frühe, als sie zur Gertrud kamen. Diese war eben mit ihrer gewohnten Hausordnung beschäftigt und ahnete gar nicht, daß jemand Fremder, will geschweigen so drei Herren, zu ihr in ihre Stube komme. Sie war auch im

Anfang bei ihrem Eintreten etwas betroffen; denn ihre Stube war noch nicht in der Ordnung, wie sie es auch nur eine Stunde später gewesen wäre. Da sie kaum ihre Morgensuppe gegessen, so lagen ihre Platten und Löffel noch auf dem ungereinigten Tisch. Aber die Herren waren ganz freundlich und sagten: Das ist eine rechte Ordnung; man kann die Platten und Löffel ja nicht vom Tisch wegnehmen, bis man gegessen hat. Dann halfen alle Kinder der Gertrud Platten und Löffel vom Tisch wegnehmen und ihn reinigen. Sobald sie das aber getan hatten, setzte sich ein jedes von ihnen ohne Säumnis an seinen Arbeitsplatz, und die Herren baten Gertrud noch einmal, sie solle doch ihrer nicht achten und völlig in ihrer Ordnung fortfahren, wie wenn sie nicht da wären. Es war auch bald alles in der Ordnung. Die Kinder setzten sich sämtlich an ihre Arbeit, und die Herren nahmen alle drei bei einer Ecke, in der ein Tischchen stand, miteinander Platz, redeten weiter kein Wort, nur nahm der Leutnant das Schreibzeug, das er beständig bei sich führt, hervor, zeichnete zu Zeiten etwas auf, ohne ein Wort dazu zu reden. Gertrud tat nach der ersten halben Stunde, in der sie sich etwas verlegen fühlte, völlig, wie wenn kein fremder Mensch in der Stube wäre. Nachdem die Kinder sich alle an ihre Arbeit setzten, sangen sie ihre gewohnten Morgenlieder. Eins davon lautet:

Wir stehen am Morgen früh auf,
Wir beten früh morgen zu Gott,
Wir lesen früh morgen sein Wort;
Wir glauben, wir glauben sein Wort.
Es segnet und stärket uns alle,
Es heiligt uns alle sein Wort.

Dann nahm Gertrud ihre Bibel, las ihnen ein Kapitel darin vor, und die Kinder mußten es ihr während ihrer Arbeit von Wort zu Wort nachsprechen und die lehrreichsten und rührendsten Stellen davon so lange wiederholen, bis sie selbige auswendig konnten. Aber Gertrud erklärte sie ihnen nicht. Sie glaubte das Lesen der Bibel und das Aus=

wendiglernen ihrer erbaulichsten Stellen gar nicht geeignet, als Verstandes- oder Sprachübung für ihre Kinder zu dienen, sondern als eine Handlung der innern Erhebung ihres Herzens durch Vorstellungen von Gegenständen, die sie glauben und über die sie nicht grübeln sollen.

Ihr ältestes Mädchen machte in dieser Frühstunde in der Nebenkammer bei der offenen Stubentüre die Betten der Kinder schnell und sorgfältig zurecht; Glülphi und die Herren bemerkten von dem Platz aus, auf dem sie saßen, daß es das, was die Kinder laut vorsagten, bei sich selber während dem Betten still nachsprach und die Stubentüre gegen die Kammer um deswillen offen gelassen hatte. Dann ging es in den Garten, brachte einen Zuber voll Kraut in die Stube und sagte dann mit den andern Kindern die Bibelsprüche nach, die die Mutter ihnen vorsprach, indem es sein Kraut zum Mittagessen reinigte. Es war den Kindern etwas Neues, so drei Herren in einem Stubenwinkel bei ihnen zu sehen; sie blickten bei ihrem Spinnen gar oft gegen sie hin. Gertrud sah es, winkte und sagte zu ihnen: Es dünkt mich, ihr sehet mehr auf diese Herren, als auf euer Garn. Aber der Heirli, der die Augen am meisten auf die Herren warf, antwortete: Nein, nein, wir spinnen brav, du wirst sehen, du bekommst heute noch schöneres Garn als sonst. Sobald Gertrud sah, daß einem ihrer Kinder etwas am Rad oder an der Baumwolle fehlte, stand sie von ihrer Arbeit auf, machte ihm zurecht, was fehlte, und setzte sich wieder an ihre Arbeit. Die kleinsten, die noch nicht spinnen konnten, saßen um sie herum, zerteilten mit ihren kleinen Fingern die Baumwolle, um sie zum Karten[49] vorzubereiten, und lasen das Unreine und die Bollen aus derselben mit einer Gewandtheit heraus, die die Herren in Verwunderung setzte. Gertrud besaß in einem hohen Grad die wichtige Gabe, die Arbeitsgattungen ihrer Kinder in geordnete Stufenfolgen zu bringen, die so vom Leichtern zum Schwerern vorschreiten, daß nicht nur eine jede Arbeitsgattung dem Alter, in dem sie dem Kind zugemutet ward,

angemessen, sondern noch dazu einerseits geeignet war, dasselbe auch in diesem Alter anzusprechen und ihm wirkliches Vergnügen zu gewähren, anderseits aber dasselbe zu der zunächst auf diese Stufe folgenden Arbeitsgattung vorzubereiten. Sie war diesfalls in den beschränkten Umständen, in denen sie lebte, wirklich zum Verwundern erfinderisch, und zwar einerseits darin, daß sie auch den kleinsten Kindern solche Vorbereitungsübungen für mehrere Arbeitsgattungen zur Hand brachte, die an sich selbst Reiz für sie hatten, anderseits, daß sie, diese Übungen, alle vorzüglich geeignet waren, ihre Sinne zu schärfen und die Gewandtheit ihrer Hände und Finger mit der erzielten Schärfe ihrer Sinne in Übereinstimmung zu bringen. Sie machte sie z. B. ganz früh kleine Nadeln und Kränneli[50] vom Tisch aufnehmen und einfädeln und ebenso Erbsen, Bohnen, Wicken, ehe sie in die Küche gebracht wurden, von den kleinsten Samen- und Sandstäubchen reinigen, die darin sind, und so vieles dergleichen.

So sehr sie sich aber auch Mühe gab, die Arbeitsfertigkeiten ihrer Kinder frühe in ihnen zu entwickeln, so wenig übereilte sie sich, sie frühe lesen und schreiben, wohl aber, sie frühe recht und bestimmt reden zu lehren. Sie meinte, das Reden sei das erste, das man sie lehren müsse, und sprach in aller Unschuld und Einfalt ihrer Baumwollenstube das weitführende Wort aus: Was nützt es dem Menschen, schreiben und lesen zu können, wenn er nicht reden kann? Das Lesen und Schreiben ist ja nur eine künstliche Art des Redens, das natürliche Reden muß ihm also vorhergehen. Und wie die Armut allgemein gute Köpfe und besonders gute Mutterköpfe für ihre Kinder erfinderisch macht, so ging es hier auch der Gertrud. Sie hatte ein altes ABC-Buch, das ihr für ihre Kinder in dem Alter, in dem man dasselbe gewöhnlich hierfür braucht, nicht dienen konnte, aber da der ganze Umfang der deutschen Silben in gehörig geordneten Reihenfolgen in demselben zusammengestellt war, so brauchte sie dasselbe, um ihre Kinder diese

Reihenfolgen der deutschen Silben in ihrem ganzen Umfang aussprechen zu machen und sie also durch eben die Mittel reden zu lehren, durch die man sie gewöhnlich, und nur zu oft, ehe sie recht reden können, lesen lehrt. Sie sagte: Wenn sie dann ein paar Jahre später, nachdem sie nicht bloß die Töne ihrer Muttersprache alle richtig und geläufig aussprechen gelernt, sondern sich auch über alles, was sie wirklich wissen, mit Bestimmtheit und Deutlichkeit aussprechen, d. i. wenn sie eigentlich reden können, dann wird das Lesenlernen dieser Silben für sie eine Arbeit von wenigen Stunden sein, indem es dann nichts anders erfordern wird, als die Einübung der nämlichen Töne durch den Sinn des Augs, die sie sich schon vorher durch den Sinn des Ohrs geläufig gemacht haben. So bestimmt sie indessen das Redenlehren vor dem Lesenlehren betreibt und ihm in dieser Rücksicht also den Vorzug gab, so war ihr dennoch auch dieses auf eine Art eine Nebensache, die sich mehr durch sich selber, als durch das Lernen ergeben sollte.

Das Leben selber in seinem ganzen Umfang, wie es auf ihre Kinder wirkte, wie es sie ergriff, wie sie sich darein fügten, und es benutzten, das war eigentlich das, wovon ihre Lehre ausging und worin[51] das Redenlehren, als ein untergeordneter Gegenstand, gleichsam nur hineinfiel. Sie redete außer ihren Einübungen der Sprachtöne und der sich daraus bildenden einfachen Wörter so viel als kein Wort mit ihren Kindern in der bloßen einseitigen Absicht, sie reden zu lehren, auch nicht in der Absicht, ihnen durch das eigentliche Redenlehren Kenntnisse beizubringen; sie gab sich sogar nicht einmal Mühe, den Kindern die Namen der Gegenstände, die sie schon kannten, als eigentlichen Unterrichtsstoff einzuüben und sie ihnen dafür vor die Ohren zu bringen. Sie redete über ihnen bekannte Gegenstände eigentlich nur dafür und darum mit ihnen, um die Tatsache des Lebens, die Eindrücke seiner Anschauungen und die Folgen seiner Erfahrungen in Rücksicht dieser Gegenstände nach ihren Verhältnissen auch durch die Sprache zu fördern. Von

diesem Gesichtspunkt geleitet, führte sie mit ihren Kindern der Sprache halber nie die Sprache des Unterrichts oder der unterrichtenden Mutter; sie sagte ihrem Kinde nie: Kind, das ist dein Kopf, das ist deine Nase, das ist deine Hand, das ist dein Finger usw., auch nicht: Wo hast du dein Aug? wo hast du dein Ohr? wo hast du dein Haar? Im Gegenteil, sie führte der Sprache halber die Sprache der Besorgung, die Sprache der besorgenden Mutter, und sagte, vom Bedürfnis des Kinds angeregt und in der Tatsache seiner Besorgung lebend: Komm, Kind, ich will dir dein Händchen waschen; ich will dir dein Haar kämmen; ich will dir die Nägel an deinen Fingern abschneiden; reinige doch deine Nase; trag den Kopf nicht krumm usw. Ihr Redenlehren war in keinem Augenblick ein leeres Geschwätzwerk über irgend etwas, das in diesem Augenblick der Lage, den Umständen, dem Bedürfnis und der Pflicht des Kinds, folglich der Behelfung der Menschen fremd war. Jedes Wort, das sie mit ihrem Kind redete, war im innigsten Zusammenhang mit der Wahrheit seines Lebens und seiner Umgebungen und in dieser Rücksicht selber Geist und Leben. Der wörtliche Unterricht verschwand gleichsam in dem Geist und Leben ihres wirklichen Tuns, aus dem der Unterricht immer hervorging und zu dem er immer hinführte. Jeder Handdruck, den sie ihrem Kind gab, jeder Blick, den sie ihm zuwarf, ergriff sein Herz, belebte seinen Geist und machte seine Hand tätig zu allem, was not tat und frommte. Es war, wie wenn ein unsichtbarer Geist sie, ihrer selbst unbewußt, innerlich zu der Wahrheit und Kraft der Stufenfolgen erhob, mit der die Natur die Kräfte unsres Geschlechts in uns selber entfaltet, mit der unser Kunsteinfluß in dem Grad in Übereinstimmung stehen sollte, als er leider durch unser Zeitverderben mit derselben im Widerspruch steht. Daher aber kam es auch, daß jedes ihrer Kinder auf der Stufe seines Alters bestimmt in dem Grad und auf die Weise überlegt, gewandt und tätig war, wie es auf dieser Stufe sein sollte und von ihm gefordert werden

kann; daß keines naseweis, keines in den Lüften schwebend, alle voll Frohsinn und unermüdet, zwar in vielem, das in den Schulen gelehrt wird, unwissend, aber in allem, was sie konnten und wußten, auf der Stufe, auf der sie standen, vollendet waren.

Was sie wissen, wissen sie nicht halb, sie wissen es, wie es ihnen in ihren Umgebungen durch gereifte Anschauungen und ihre Kräfte entfaltende Übungen zum klaren Bewußtsein gebracht worden; und da sie alles, was sie konnten, auch belebte, konnten sie sich über das, was sie wissen, zwar einfach, aber ebenso bestimmt und kraftvoll ausdrücken. So einfach, als sich ihr Inneres bildete, so kunstlos erschienen sie auch äußerlich. Außer Spinnen und Nähen und allen Hausgeschäften, die sie meisterlich konnten, und einigen Anfängen im Zeichnen und Schreiben, konnten sie wenig, und von allem dem, was man eigentlich Kunstbildung heißt und was eigentliche Fertigkeiten im Künstlichen sind, gar nichts; dabei aber waren die Grundkräfte aller Kunst allgemein und lebendig in ihnen angeregt, ihr Augenmaß war genau, ihre Hand fest, ihre Einbildungskraft rege und bewegte sich vielseitig um biblische Gegenstände, und ihr Schönheitsgefühl, da es mit dem göttlich Hohen ihres innerlich belebten Glaubensgefühls übereinstimmend war und wesentlich von ihm ausging, zum Hohen und Erhabenen hingelenkt. Das Leben ihrer weisen und frommen Mutter ging in der ganzen Fülle seiner Wahrheit und seiner innern Höhe in sie hinüber. Sie gab ihnen alles, was sie wußte, hatte und konnte. Es war in ihrer Armut äußerst wenig, aber auch das Kleinste, das Geringste, das sie ihnen gab, war durch die Art, die Kraft und die Liebe, mit der sie es ihnen gab, bildend und groß. Jedes einzelne Wort ihres Unterrichts wirkte, als gleichsam aus dem Ganzen ihres mit dem Leben ihrer Kinder verwobenen Lebens hervorgehend, nicht als ein einzelnes Wort, sondern als etwas, das, aus dem Ganzen ihres mütterlichen Seins und Verhältnisses hervorgehend, durch die Innigkeit der Verbindung, in der sie mit ihr

lebten, in seinen Keimen gleichsam schon zum voraus in ihren Kindern selbst lag. Ihre Kunst war ihr Leben, und ihre Kunstbildung ging ganz aus diesem Leben hervor. Darum war aber auch der Erfolg jedes ihrer Worte kraftvoll und ein ganz anderer, als er gewesen wäre, wenn ihre Worte nicht in dem lebendigen Zusammenhang ihres Lebens mit dem Leben ihrer Kinder gestanden wären. Sie ergriffen desnahen aber auch alles, was sie ihnen zeigte, wie wenn sie nichts lernten, wie wenn es schon vorher in ihnen gelegen wäre. Es war aber auch so. Ihr Lernen legte eigentlich nicht in sie hinein, es entfaltete nur die Kräfte, die in ihnen selbst lagen und durch welche sie das, was sie äußerlich erkannten, in sich selbst aufnahmen und als einen reinen Erwerb ihrer selbst und ihrer eigenen Kraft, und nicht als etwas fremdartig in sie Hineingelegtes in sich selbst liegend erkannten.

So wie ihr Redenlernen mit ihrem Leben verbunden war, also ging auch ihr Rechnenlernen aus demselben hervor und war ganz mit der Wirklichkeit ihres Lebens verbunden. Sie zählte mit ihnen, wie viel Schritte ihre Stube habe, und da zufälligerweise in einem ihrer Fenster an jeder Reihe nur fünf Scheiben waren, wie an der Hand fünf Finger, so nahm sie auch am Fenster zwei Reihen zusammen und konnte dann dadurch in der Anschauung der zehn weiter fortfahren als an den Fingern. Auch die Fäden beim Spinnen konnten sie zählen und die Umgänge am Haspel, wenn sie das Garn zu Strängen aufwanden. Sie zeigte ihnen die Grundformen des Messens in der Verdeutlichung der Anschauungen für kurz und lang, für schmal und breit, für spitz und stumpf, für rund und eckig. Sie machte sie auf die Erscheinungen der Natur, wie sie im häuslichen Leben, in der Küche, in der Stube, im Stall, im Garten, im Holz und im Feld ihnen vorlagen, auf die vielseitigste Weise aufmerksam, und zwar nicht als Unterricht, sondern als Teilnahme an diesen Erscheinungen, wie sie in den Vorfällen, Pflichten, Freuden und Bedürfnissen ihres

Lebens selber ihnen vorlagen. So wie sie ihr halfen, die Speisen bereiten, das Feuer anmachen, Holz und Wasser zutragen usw., so lernten sie an ihrer Seite durch die einfache, aber g e n a u e Anschauung der Gegenstände, zu der sie die Beschäftigung mit denselben gleichsam nötigte, die Wirkungen des Feuers, des Wassers, der Luft, des Winds, des Rauchs, die Veränderungen des Wassers im stillstehenden Zuber, im laufenden Brunnen, seine Verwandlung in Eis, Regen, Schnee, Riesel, Hagel, seinen Einfluß auf die Auflösung des Salzes, auf das Löschen des Feuers usw. erkennen, ebenso die Veränderungen des Holzes in Kohlen und Asche und seinen Übergang in Fäulnis. Alles dieses aber lernten sie nicht durch vieles Reden über diese Gegenstände, sondern durch Festhaltung ihrer Aufmerksamkeit auf das, wie ihnen die Gegenstände vor ihren Sinnen lagen und sich vor ihren Sinnen veränderten. In Rücksicht auf alles dieses überließ sie ihre Kinder vollends dem Eindruck, den diese Gegenstände auf ihre freilich gebildete Anschauungskraft und Aufmerksamkeit durch sich selber machten, und dachte nicht daran, sie hierin durch irgend einen Schatten von Unterricht einen Schritt weiter zu führen, als sie darin durch sich selbst hinkamen; aber das Wenige, worin sie sie wirklich unterrichtete, das, was sie wirklich lernen mußten, mußten sie dann auch vollkommen lernen. Sie sprach es bestimmt aus: nur das Vollendete ist brauchbar, nur das Vollendete führt weiter. Das Bewußtsein der Kraft, die dem Menschen alles, was er vollenden kann, in allem seinem Tun und Lassen gibt, war auch in einem hohen Grad lebendig in ihren Kindern, und zeigte sich ganz besonders darin: wenn die Mutter ihren ganz Kleinen etwas vorsprach oder zeigte, so sprangen die ältern gar oft von selbst zu ihr hin und baten sie: Mutter, laß du mich meinem Brüderchen, meinem Schwesterchen das zeigen; ich kann es ja wie du. Die Mutter ließ sie das auch recht gern, wenn sie nämlich das vollkommen recht konnten, was sie den Kleinen zeigen wollten. Welche Freude, welche Wonne war es dann für

die Kinder, wenn sie ihnen das erlaubte, und wie froh, wie herzlich, wie kindlich, wie brüderlich fingen sie dann an, ihren kleinen Geschwisterten vorzusprechen und vorzuzeigen, was ihnen die Mutter erlaubte!

Eben jetzt, da die Herren da waren, saß der Jonas in der Mitte zwischen zwei Kleinen und sprach ihnen die Silben des ABC-Buchs, durch welche Gertrud sie nicht lesen, wohl aber reden lehrte, und die sie noch nicht aussprechen konnten, vor, und später zeigte er ihnen auch den Unterschied der ersten zehn Zahlen, die sie noch nicht kannten. Indem er sie ihnen so zeigte, umschlang er sie mit beiden Händen um den Hals, sprach ihnen die Namen der Zahlen vor und machte die Arme von diesem lieblichen Umschlingen seiner Geschwisterten nicht los, als wenn sie ihre Augen nicht fest auf die Bohnen hinhielten, woran er sie zählen lehrte; dann waren seine Hände geschwind von dem Hals des lieben Brüderchens weg, und zeigte mit den Fingern, worauf sie mit ihren Augen hinschauen sollten. Ebenso setzte das Liseli sich mit dem Spinnrad zu zwei jüngern Geschwisterten hin, sang ihnen, währenddem beide, sie und es, fortspannen, Lieder vor, deren Worte sie schon auswendig konnten, und probierte, währenddem es immer fortarbeitete, mit Ruhe und Geduld, ob sie die verschiedenen Töne nachsingen können. Der Eifer der ältern Kinder, die Kleinen zu lehren, was sie konnten, war so groß, daß sie ihnen oft selber beim Essen etwas vorsprachen und sie in den Freistunden auf den Schoß nahmen, sie etwas nachsprechen zu machen.

Auch wirkte dieser gegenseitige häusliche Unterricht so bildend auf die Kinder durch den Glauben und die Liebe, aus der er hervorging, und durch die Freude, mit der er gegeben und ausgeführt worden, als jeder gegenseitige Kinderunterricht, der nicht also aus Liebe hervorgeht und nicht mit dieser Freiheit gegeben und empfangen wird, verbildet und durch Verbildung zu allen den Fehlern und zu aller Verhärtung des Geists, des Herzens und der Kunst hinlenkt, und wohin auch alle einseitigen Abrichtungs-

künste des Menschengeschlechts hinführen. Das, was auch im Unterricht der Gertrud abrichtend war (wie denn einige Teile des Unterrichts und der Bildung nur dadurch eingeübt werden können), war in dem Benehmen der Kleinen, wie in demjenigen der Mutter, durch Liebe und Glauben geheiligt und veränderte dadurch gleichsam seine Natur; der Eindruck der harten, aus dem tierischen Wesen unsrer Natur hervorgehenden und ihr wesentlich anpassenden Abrichtungskünste war menschlich gemildert, und der Eindruck dieser Künste dem Höhern des Bildenden und Erhebenden in der Erziehung untergeordnet und durch diese Unterordnung unschädlich gemacht. Das war indessen in der Lage der Gertrud und bei dem Baumwollenspinnen, worauf sich das meiste ihres Abrichtungseinflusses bezog, nichts weniger als leicht. Das Baumwollenspinnen ist in Rücksicht auf das wenige, unbedeutend Bildende, das in ihm liegt, und hingegen auf das höchst Einseitige, Kunst-, Kraft- und Geistlose der Abrichtungsfertigkeiten, die es erfordert, eine, ich möchte fast sagen, Leib und Seel so erlahmende Arbeitsgattung, daß nicht leicht in der Welt eine so elende und Leib und Seel erlahmende Arbeit sein kann, und doch wurden die Kinder der Gertrud alle dabei so geistig und gemütlich belebt, so kraftvoll und gesund, so frohsinnig, so heiter, als wenn sie den ganzen Tag kein Baumwollenrad in die Hand genommen hätten. Sie zeichneten sich selber in einigen Schulkenntnissen, an Schulgewandtheit und Schulfertigkeiten aus, eben wie die andern Spinnerkinder sich in der Schule selber an schlechtem Benehmen, Unwissenheit und Ungeschicklichkeit auszeichneten.

Der Junker und Glülphi wunderten sich im Anfang selber, wie dieses möglich, aber sie sahen es jetzt. Die Kinder der Gertrud fürchteten Gott. Sie beteten täglich mit der Mutter um seinen guten, heiligen Geist. Sie liebten die Mutter. Sie sahen sie von Kindheit auf oft weinen. Sie sahen sie oft Mangel leiden und voll Sorgen und Kummer einhergehen. Sie wußten, daß das Spinnen ihnen Brot gebe

und der Mutter Sorgen mindere. Sie spannen also nicht gedankenlos und herzlos und auch nicht gedankenlos und herzlos gezwungen; die Liebe zur Mutter und das Bewußtsein, daß sie mit ihrem Spinnen die Not ihres Hauses erleichtern, machte sie ihre Kräfte gern anstrengen. So verlor sich auch an dieser Arbeitsgattung durch Liebe und Glauben die Wirkung der Elendigkeit, die in der Natur des einseitig ins Aug gefaßten Baumwollenspinnens liegt, und des verderblichen Einflusses, den es unter andern Umständen auf die Menschennatur hat und haben muß. Es konnte diesen Einfluß in der Gertrud Wohnstube nicht haben. Diese war mitten in ihrer höchsten Armut und selber durch sie ein Heiligtum Gottes, in der keine Verhärtung der Menschennatur stattfinden kann. Ihre Kinder lebten und arbeiteten darin im Glauben und in der Liebe, in Freiheit und Freude; und Arbeit und Anstrengung aus Liebe und Glauben stärkt, erheitert, belebt, erhebt und segnet in eben dem Grad, als Arbeit und Anstrengung in Lieblosigkeit und Unglauben, in Unmut und Zwang abschwächt, verhärtet, erniedrigt, vergiftet und tötet. Die Kinder der Gertrud sangen und lachten ermüdet von Arbeit bei Wasser und Brot mehr, als die Kinder der Dorfmeister, die in der bösen Ruhe des Müßiggangs und in der Niederträchtigkeit stolzer Anmaßungen die, so mit Wasser und Brot vorlieb nehmen, verachten und in Freude ihr Geld spiegeln und zu Schlechtheiten gebrauchen, alle Einsichten, alle Fertigkeiten und alle Lust, einen segensreichen, gottesfürchtigen Gebrauch davon zu machen, verlieren.

Leser, du fragst mich jetzt nicht mehr, warum das Baumwollenspinnen, das tausend andere zu Grund richtet, den Kindern der Gertrud nichts schadete; du fragst mich nicht mehr, warum sie, wenn sie auch bis nach Mitternacht spannen, nicht müde wurden und am Morgen darauf wohl noch früher und munterer aufstanden, als wenn sie gestern frühe ins Bett gegangen wären. —

Als die Herren von der Gertrud weggingen, sagten sie ihr noch, sie wollen morgen wieder zu ihr kommen; und sie antwortete ihnen: Warum das? Ihr werdet morgen und immer wieder nur das Nämliche finden. Glülphi erwiderte ihr: Du könntest dich und dein Tun nicht besser rühmen, als mit diesem Wort. Und er hatte Recht. Das, was sich immer gleich bleibt, nähert sich dem, was ewig bleibt, ebenso wie das, was sich immer verändert, dadurch auffallen macht, daß es nichtig und vergänglich ist.

Gertrud errötete über diese Antwort, schlug die Augen tief nieder und stand verlegen da, als sie ihr beim Abschied noch freundlich die Hand drückten. Sie aber, als sie von ihr weggingen, konnten nicht satt werden, von dem Eindruck zu reden, den Gertrud und ihre Stube auf sie gemacht hatte. Sie sahen, daß in allem, was ihre Kinder vom Morgen bis an den Abend taten, ihr Kopf, ihr Herz und ihre Hand, folglich die drei Grundkräfte, von denen alles Fühlen, Denken und Handeln der Menschen ausgeht, gemeinsam und in Übereinstimmung unter sich selbst angesprochen, belebt, beschäftigt und gestärkt werden. Sie sahen und überzeugten sich ganz, daß alles Tun der Gertrud, indem es von Glauben und Liebe ausgehe und zum Glauben und zu der Liebe hinführe, geeignet sei, ihre Kinder durch Seelenruhe und Geistesfreiheit in lieblicher Anmut zu den ersten Früchten des Glaubens, zu den Kräften der Anstrengung, des Gehorsams und der Selbstüberwindung zu erheben, zu denen die Wahrheit ihrer Verhältnisse gegen Gott und Menschen für Zeit und Ewigkeit sie auffordert. Sie sahen alle, daß das unabänderliche und allgemeine Ziel aller Menschenerziehung, nämlich die Kinder zu gottesfürchtigen, menschenliebenden, verständigen, ihrer Bestimmung gewachsenen, der nötigen Tätigkeit und Anstrengung gewohnten Menschen zu machen, von allen Seiten in ihnen begründet und belebt sei. Sie fanden einstimmig und sprachen es aus: Das Wesen des Unterrichts und der Lehre dieser Frau sind nicht Worte, es ist ihr Tun, es ist ihr

Leben selber. Dieses Leben, sagten sie alle, ist vom Morgen bis an den Abend nichts anders, als tatsächlicher Ausdruck ihrer Sorgfalt und Liebe für ihre Kinder. Sie lernen wesentlich dadurch, daß sie besorgt werden und sich selber besorgen müssen. Das Wort der Lehre ist gleichsam nur der tote Schall des innern Geists ihrer Muttersorge, aus welchem die Lehre so natürlich und einfach herausfließt, daß sie dem Kind selber ganz eigentlich als Sorgfalt und nicht als Lehre ins Aug fällt. Es erhob das Herz aller drei, da Glülphi es aussprach: So wie ihre Muttersorge und ihre Muttertreue, die ihr jedes Wort der Lehre in den Mund gibt, so geht auch jedes Wort ihrer Lehre als Muttersorge und als Muttertreue in die Seele der Kinder hinüber, und das ganze Rätsel, warum es als Lehre so außerordentlich wirkt, ist dadurch gelöst.

(In der Nacht entschließt sich Glülphi, der Schulmeister des Dorfes zu werden. Am andern Morgen gehen sie alle drei wieder zu Gertrud.)

Diese hatte sie erwartet, aber um deswillen auch nicht das Geringste in ihrem Sein und Tun verändert. Alles war vollends wie gestern, und es fiel dem Leutnant als sehr wichtig auf, daß es so war. Er sagte zum Junker französisch: Das Größte in dieser Sache ist, wie es mich dünkt, daß bei der Freiheit und dem Leben, das im ganzen Tun dieser Stube herrscht, doch alles sich immer gleich ist und gleichsam wie an einer Schnur fortläuft. Dieser Zustand ist ohne die tiefste psychologische Begründung und ohne die höchste Einfachheit und Übereinstimmung, die aus ihr hervorgehen muß, nicht zu erzielen. Auch ist alles, was in dieser Stube geschieht und wie ein Uhrwerk immer fortläuft, bestimmt von einer Natur, daß, wenn man stundenlang zusieht, gar nichts davon als außerordentlich vorfällt; im Gegenteil, man meinte, eine jede andere Frau sollte das auch können. Der Junker erwiderte: Ich bin sicher, hundert und hundert Weiber, die nicht wert sind, ihr diesfalls den Schuhriemen aufzulösen, würden, wenn sie uns so in der Stube dasitzen und aufschreiben sähen, was darin geschieht,

zu einander sagen, sie und hundert andere Weiber können und tun das alles, wo nicht besser, doch vielleicht eben so gut als Gertrud.

Da sie so französisch redeten, kehrte sich der Heirli gegen eine seiner Schwestern, die neben ihm saß, um, sagte mit halblauter Stimme: Parle, parle frangse, und suchte alle französischen Worte, die er hörte, nachzutönen. Gertrud sah's, winkte ihm, und er war im Augenblick mausstill.

Der Gertrud Kinder lasen, da die Herren in die Stube kamen, wie das letztemal, zuerst in der Bibel. Da dieses vollendet, fingen sie an zu singen. Die Morgensonne schien eben im reinsten Glanz in ihre Stube, und die Kinder sangen, ohne daß die Mutter es ihnen vorschrieb, das Lied:

Wie schön, wie herrlich strahlet sie,
Die Sonne dort, wie sanft, und wie
Erquickt, erfreut ihr milder Glanz
Das Aug, die Stirn, die Seele ganz! usw.

Auch das ist eine Eigenart der Führung dieser Stube, daß die Mutter und die Kinder mitten in der festesten Ordnung ihres Pflichtlebens offene Sinnen für alles Schöne und Gute, das in ihren Umgebungen stattfindet, haben, und mitten in ihrer ununterbrochenen Tätigkeit herzliche und freie Teilnahme daran zeigen. Sie spinnen so eifrig, als kaum eine Taglöhnerin spinnt, aber ihre Seelen taglöhnen nicht. Sie bewegen sich während der ununterbrochenen Gleichheit ihrer leiblichen[52] Bewegung so leicht und so frei, wie der Fisch im Wasser, und so froh, wie die Lerche, die in den Lüften ihren Triller spielt. (Das Weitere ähnlich der ersten Darstellung.)

Immer mit dem Gedanken seiner Schulstube beschäftigt, die er auf eben die Fundamente, auf die Gertrud ihre Wohnstube gebaut, gründen wollte, fand Glülphi die größte Schwierigkeit in der wesentlichen Verschiedenheit, die sich zwischen Wohnstube und [zwischen der] Schulstube befinde.

Er fühlte diese Schwierigkeit in ihrer ganzen Ausdehnung und sagte mit Lebhaftigkeit zu sich selber: In der Wohnstube geschieht alles Bildende, das darin geschieht, in Rücksicht auf das Kind durch den Glauben des Kinds an Vater und Mutter, und durch eine in ihrer sinnlichen Natur unauslöschlich inwohnende Sorgfalt und treue Liebe für ihr Kind. Dieses beides hat im Verhältnis zwischen Schulmeister und Schulkindern durchaus nicht mit eben dieser Belebung und mit eben dieser Kraft statt. Der Schulmeister ist dem Kind nicht Vater und nicht Mutter und kann es nicht sein. Die Ursachen, welche das Kind von der Wiege an zum Glauben, zur Liebe und zum Gehorsam gegen Vater und Mutter erheben, sind in der Schulstube nicht da, und es ist unmöglich zu denken, daß die sittlichen, geistigen und Kunstanlagen unsres Geschlechts sich in dieser Stube durch den Glauben der Kinder an den Schulmeister so einfach entfalten und sich gleichsam von selbst ergeben, wie dieses in der Wohnstube bei Vater und Mutter der Fall ist. Er überzeugte sich ganz, der nötige Gehorsam und die nötige Anstrengung der Kinder gehe in der Schule durchaus nicht aus dem Glauben der Kinder an den Schulmeister hervor, sondern müsse einerseits und vorzüglich durch den Glauben der Kinder an Gott und an Gottes Wort, anderseits aber dadurch [geweckt werden], daß die Kinder von den Gegenständen, die sie der Schulmeister lehrt, tief in ihrem Innersten ergriffen und zur Überzeugung gebracht werden, daß die Grundlage alles dessen, was er sie lehrt, eigentlich in ihnen selbst liege und von ihm nur aus ihnen selbst hervorgelockt und entfaltet werde. Er fühlte in dieser Rücksicht auch tief, wie sehr jeder Unterrichtsgegenstand psychologisch tief erkannt und bearbeitet werden müsse, wenn er den Kindern auf eine Art beigebracht werden soll, daß er die Kinder auf diese Art ergreife und fessele. Er sagte zu sich selber: Das Kind muß durch seinen Unterricht zum Enthusiasmus im Gefühl seiner selbst und seiner Kraft gebracht werden. Es muß zur höchsten Festig-

keit des Willens erhoben werden, das in seiner Lage und in seinen Umständen zu werden, was es in denselben vermöge seiner Kräfte und seiner Anlagen werden kann. Der Unterricht muß es dahin erheben, daß er ihm gleichsam als Vater und Mutter vorkommt, um sich durch ihn selbst zu verschaffen, was diese ihm vorher gaben und zur Hand brachten. Er muß ihn als das heilige, durch seine Kräfte und Anlagen in ihm selbst liegende Mittel, sich aus der sittlichen, geistigen und Berufsunmündigkeit zur diesfälligen allseitigen Selbständigkeit zu erheben, ins Auge fassen. Bei dieser Ansicht des Gegenstands konnte es nicht fehlen, er mußte zu sich selber sagen: Die Aufgabe, die ich über mich nehme, ist über meine Kräfte, aber ich will zur Auflösung derselben tun, was ich kann. Mein Wille ist fest und die Erfahrung wird mich weiter führen. Ich muß mich jetzt, sagte er ferner, in meinem Vorhaben als einen Neuling ansehen. ... Tausend und tausend Unannehmlichkeiten und Schwierigkeiten werden mir aufstoßen, an die ich jetzt nicht denke, aber Zeit und Erfahrung werden mein sich meinem neuen Zweck weihendes Herz sicher zu allem dem hinleiten, was in meiner Lage not tut, und mich, indem ich es tue, zu den Ansichten und Kräften bilden, die ich in meiner Lage notwendig habe.

Die feierliche Einführung des neuen Schullehrers, die Äußerungen des Mißtrauens der Dorfleute, die Einrichtung des Schulunterrichts und die üblen Erfahrungen, die man anfangs dabei macht, werden eingehend vorgeführt (Teil III, Kap. 35, Teil IV, Kap. 6—13, 26—35, 65 ff.). Die Grundsätze der Erziehungslehre werden besonders vom 68. Kapitel an entwickelt.

Glülphi und Gertrud taten alles Mögliche, den reinsten, tätigsten häuslichen Sinn durch ihre Schulführung in ihren Kindern zu wecken und zu beleben, und zwar nicht blos mit eitlen, leeren Worten und Lehren, sondern tatsächlich, einerseits durch Angewöhnung einer ununterbrochenen Tätigkeit, anderseits durch eine ebenso ununterbrochene Belebung eines frohen und freien, heitern, lieblichen Sinns und einer

damit verbundenen herzlichen Teilnahme an allen Begegnissen, die in ihren Umgebungen die zartern Fäden des menschlichen Herzens ergreifen und in edeln, reinen Gefühlen rege erhalten konnten.

So wie er überzeugt war, die Denkkraft des Menschen bilde sich nicht durch das Reden über das Denken, sondern durch das Denken selber, und hinwieder, die Kunstkraft und die Fertigkeiten, deren sie bedarf, bilden sich nicht durch das Reden über die Kunst, sondern durch das Arbeiten der Kunst, so war er auch überzeugt, Glauben und Liebe bilden sich nicht durch das Reden über diese hohen und heiligen Fundamente unsres innern Lebens, sondern durch die Tatsache des Lebens im Glauben und in der Liebe. Dieser Überzeugung getreu tat er denn auch in Verbindung mit der Gertrud alles, in seiner Schulführung die Tatsache des Glaubens und der Liebe bei seinen Kindern auf alle Weise zu beleben und zu bilden, überzeugt, daß alle auch noch so heiteren Erklärungen über Glauben und Liebe und alle auch noch so warm ausgesprochenen Worte darüber ohne inneres, wirkliches Leben im Glauben und in der Liebe ein leerer Wind sei, von dem das zu unterrichtende Kind eigentlich nie weiß, woher er kommt und wohin er weht.

Gertrud und er taten vom Morgen bis am Abend alles, das Zutrauen und die Liebe der Kinder wirklich zu erhalten. Sie standen in jedem Augenblick und in jedem Verhältnis mit liebender, schonender und helfender Kraft neben ihnen. Überzeugt, daß nur der Vertrauen findet, der kraftvoll und mächtig dasteht für das, was er will, und sich liebevoll und schonend geneigt zeigt, mit seiner Kraft dem zu dienen, der ihrer bedarf; überzeugt, daß das wahre Vertrauen der Menschen nur aus Taten hervorgeht, die den Dank jedes guten Menschenherzens ansprechen, suchten beide, Gertrud und er, das Dankgefühl der Kinder gegen sie durch ihre Tätigkeit und Liebe täglich rege zu machen, und da sie ebenso den Zusammenhang des guten, menschlichen Ver-

trauens mit dem Zutrauen auf Gott, mit dem Glauben an Gott mit innigem, warmem Gefühl erkannten, so taten sie auch alles, das Gefühl ihrer Kinder für die Guttaten Gottes lebhaft in ihnen zu entfalten, und trachteten dahin, daß diese Guttaten ihnen als Tatsachen ihres innern und äußern Lebens täglich lebendig vor ihren Augen stehen, und so die Gefühle der Dankbarkeit in ihnen erzeugen, aus deren wirklichem Dasein Vertrauen und Liebe zu Gott notwendig hervorgehen müssen.

Glülphi war innig von dem Grundsatz überzeugt: Das Leben bildet, und das bildende Leben ist nicht Sache des Worts, es ist die Sache der Tat, es ist Tatsache. Er begründete also seine Bildung der Kinder zur Liebe und zur Flammenglut ihres innern, heiligen Wesens nicht durch das Hören und Auswendiglernen von Sprüchen über die Liebe und über ihren Segen, sondern durch die tätliche Liebe selber, zu der er ihnen täglich Gelegenheit, Reiz, Beispiel und Aufmunterung gab. Er führte sie zum wirklichen Leben in der Liebe. Er stellte ihnen die Tatsache der Not, des Leidens und des Elends vieler Menschen rührend vor ihre Sinne. Es war nicht das Bild des Elends von Menschen, die tausend Jahre vor ihnen gelebt oder tausend Stunden entfernt von ihnen wohnen, es war das Leiden und das Elend von Menschen, die ihnen nahe standen, deren Tränen sie in ihren Augen sahen, deren Hunger aus ihrem Gesicht zu ihnen sprach, und die in Blöße und Nacktheit vor ihnen zustanden und aus Mangel von Bildung unbehülflich und ungewandt sich in ihrer Not nicht zu helfen wußten. Er suchte durch die lebendigen Anschauungen des Elends selber die Herzen der Kinder zur Teilnahme an allen Schicksalen ihrer Mitmenschen und zum tätigen Mitleiden und Erbarmen ihrer Not zu erheben und, selber in Not und Armut, zum ernsten Nachforschen über die Mittel, der Not und dem Elend der Menschen abzuhelfen, hinzuführen. Auch kettete er diese Aufmerksamkeit seiner Kinder auf die Not und das Elend ihrer Nebenmenschen vorzüglich auf ihre nächsten

Umgebungen, überzeugt, daß das Herz der Menschen vorzüglich und am stärksten durch die Not der Seinigen angeregt, angesprochen und belebt wird. So, wenn ein Mensch im Haus eines seiner Schulkinder krank war, sei es Vater, Mutter, Geschwisterte oder auch der letzte Knecht oder die letzte Magd im Haus, fragte er dieses Kind allemal und zwar im ersten Augenblick, in dem er es in der Schule erblickte, wie sich sein Kranker befinde, und das Kind mußte ihm umständlich und bestimmt darüber Rede und Antwort geben. Er ließ sich in solchen Fällen gar nicht mit halben Worten abspeisen, er fragte so bestimmt, daß, wenn das Kind daheim dem Kranken nicht selbst nachgefragt, es im Augenblick als darüber unwissend vor ihm dastand, und dann gab er ihm das Unrecht seiner diesfälligen Unwissenheit so zu fühlen, daß es sich schämte und hernach gewiß nicht wieder in die Schule kam, ohne vorher genau nachzufragen, wie sich sein Kranker befinde. . . .

In diesem Geist war es, daß er seinen Unterricht über Glauben und Liebe tatsächlich begründete; und daß die Kinder diesen Unterricht wohl verstanden, zeigten ihm oft weit mehr Tränen ihrer Rührung in stillem und wortleerem Schweigen, als passende Antworten auf das Wörtliche des Unterrichts vom Glauben und der Liebe, das also innerlich begründet, aber ohne großes Gewicht auf das Wörtliche dieses Unterrichts zu legen, gegeben wurde.

Die nämlichen Ansichten und Grundsätze, die er in Rücksicht auf die Entfaltung des Herzens zum Glauben und zur Liebe hatte, hatte er auch in Rücksicht auf die Entfaltung des menschlichen Geists zur Denkkraft. Er ging auch hierin weit mehr tatsächlich als durch Worterklärungen zu Werk. Sein Unterricht im ersten Kunstmittel der Verstandesbildung war meistens nichts anders, als eine sorgfältige Bemühung, dem Kind in dem, was es selber gern wörtlich ausdrücken möchte und noch nicht konnte, mit dem Wort, das es suchte, nachzuhelfen, und überhaupt sich über das, was ihm seine äußern und innern Sinne schon zum voll-

endeten Bewußtsein gebracht haben, auch mit Bestimmtheit ausdrücken zu können. Das Fundament der Redeübungen seiner Kinder war also wesentlich ihr Leben selber. Er ließ sie sich gar oft erzählen, was sie den Tag über getan, und sich gar oft bestimmt und umständlich über das erklären, was sie am meisten interessiert, ihnen am meisten Freude gemacht oder auch sehr mißfallen; kurz, er machte sie vorzüglich über solche Dinge sich bestimmt erklären, wofür sie ebenso vorzüglich innerlich in Freud oder in Leid belebt waren; und indem er alle Kunstmittel der Geistesbildung, die in seiner Gewalt waren, für seine Kinder benutzte, legte er das größte Gewicht der Verstandesbildung auf die Arbeit selber*), indem er überzeugt war, daß die Arbeitsamkeit vorzüglich geeignet ist, das Gleichgewicht der menschlichen Kräfte, woraus alle richtigen Urteile und mit ihnen alle Resultate des reinen menschlichen Denkens wesentlich und fast allgemein hervorgehen, zu erhalten und zu stärken. Außer dem innern, gemeinbildenden und sich gegenseitig unterstützenden Zusammenhang der sittlichen, geistigen und physischen Anstrengung liegt in der Natur der Arbeitsamkeit [nicht nur] eine zwingende Hinlenkung unsrer Geisteskräfte zu einer ununterbrochenen Aufmerksamkeit, Sorgfalt und Bedächtlichkeit, diesen wesentlichen Bildungsfundamenten alles Denkens. Aber nicht nur das, es liegt auch in der Natur aller Arbeitsamkeit und in dem Stoff der zu bearbeiten-

---

*) Mit jedem Tag war ihm heiterer, die Arbeitsamkeit, die physische Tätigkeit unsres Geschlechts sei das wahrhafte, heilige und ewige Mittel der Verbindung des ganzen Umfangs unsrer Kräfte zu einer einzigen, gemeinsamen Kraft, zur Kraft der Menschlichkeit. Alle Tage sah er mehr, wie die Arbeitsamkeit den Verstand bildet und den Gefühlen des Herzens Kräfte gibt; wie sie das den Kräften und der Reinheit des Lebens tötliche Schweifen der Sinne verhütet, der Einbildungskraft die Tore ihrer Verirrungen zuschließt, den eitlen Zungen die Spitze ihrer Geschwätzigkeit abstumpft, den Pflichtsinn unserer Natur vor seinem Verderben bewahrt und von den Schwächen zurückführt, unser Maulbrauchen über das Tun für das Tun selber und unser Geschwätz über Heldengröße für Heldengröße und unser nichtiges Träumen über die göttlichen Kräfte des Glaubens und der Liebe für diese Kräfte selber anzusehen. (Kap. 67.)

den Gegenstände gleichsam ein Notzwang zum Glauben an die Wahrheit ihrer Ansprüche, zur[53] Unterwerfung unter alle Gesetze, die unabänderlich in ihrer Natur liegen und jeden Widerspruch gegen Wahrheit auf der Stelle strafen, indem sie in der Ansicht dessen, was wahr oder falsch, sich nicht mit Träumen irrführen und nicht mit Worten darüber mit sich markten lassen, sondern jeden Versuch der Selbstsucht zur Selbsttäuschung auf eine Weise beschämen, wie der feinste Dialektiker auch den elendesten Versuch der Selbstsucht zur Selbsttäuschung bei wörtlichen Nachforschungen über im Streit stehende Ansichten nicht leicht zur Beschämung des Unrecht habenden Teils auseinandersetzen und unwiderleglich darstellen kann. So wichtig ist die Benutzung der Arbeitsamkeit zur Begründung der wesentlichen Mittel zum Forschen nach Wahrheit, zur Ausbildung der Denkkraft, zur Besiegung der Ungeduld im Voreilen unserer Urteile und zur Bekämpfung der Einmischung der sinnlichen Lust und der sinnlichen Unlust, die uns so oft dahin reißen, mit beiden Händen nach den Lügen zu greifen, um sie zu erhaschen und der Wahrheit den Rücken zu kehren, und ihr, wenn sie uns auch vor den Augen liegt und durch alle fünf Sinne sich an uns andrängen will, dennoch mit Händen und Füßen zu widerstreben. So sehr hatte Glülphi in seinem Grundsatz recht, die physische Anstrengung des Menschen als ein wesentliches Fundament seiner Verstandesbildung und seiner Wahrheitsfähigkeit anzusehn und zu erkennen. — Wenn wir jetzt auch die Bildung zur Kunst gesondert von der Herzens- und Geistesbildung als physische Bildung ansehen, wie sie vorzüglich als Erwerbs- und Berufssache kann und muß ins Aug gefaßt werden, so teilen sich ihre Mittel eben wie die einzeln ins Aug gefaßten Mittel der Herzens- und der Geistesbildung wesentlich in reine Mittel zur Entfaltung der physischen Kräfte, die aller Kunst zum Grund liegen, und dann in Bildungsmittel zur Anwendung der entfalteten Kräfte in bestimmten Künsten und Berufen.

Die physischen Kräfte, deren Entfaltung hierfür erzielt werden muß, sind die Kräfte unserer fünf Sinne und unsrer Glieder und vorzüglich des Augs und der Hand. Das Augenmaß und die feste Sicherheit der Hand ist die äußere Basis aller Kunst, und je wichtiger, ich möchte sagen, je kunstreicher die Kunst, der Erwerb und Beruf, zu welchem ein Kind geführt werden muß, ist, desto vollendeter müssen auch die Mittel zur Entfaltung der Kraft des Augenmaßes und der Sicherheit der Hand sein. Die Bildung zu beiden aber geht hinwieder offenbar vom Leben selber, von der das Ganze unsrer Natur ergreifenden Strebkraft des Augs und der Hand zur Entfaltung ihrer selbst aus. In dieser Strebkraft aber liegen denn auch die unwandelbaren Gesetze, nach welchen die diesfälligen Anlagen der Menschennatur von den ersten, schwachen Äußerungen ihres Daseins an bis zum Darlegen der äußersten, höchsten Kraft, zu welcher sie sich zu erheben vermögen, sich selber bei jedem einzelnen Menschen zu entfalten streben. Aber dieses Leben der Menschen ist einzeln. Das, was es durch seine zerstreuten Erscheinungen zur Entfaltung unsrer Kräfte getan hat und noch tut, bleibt insoweit auf einzelne Menschen beschränkt, und wirkt insoweit nur zufällig auf das Ganze unsres Geschlechts. Die Kunst aber kann durch regelmäßige, zusammengestellte Formen und Mittel tausenden geben, was das sich selbst überlassene Leben nur hier und da einzelnen Menschen erteilt. Aber wenn die Kunst dieses mit Erfolg zum wirklichen Segen des Menschengeschlechts tun soll, so ist offenbar, sie muß in den Formen und Mitteln ihrer Einmischung wesentlich von dem ausgehen, was die Natur zur Entfaltung dieser Kräfte selbst tut, und sich hierin den ewigen Gesetzen unterwerfen, nach welchen diese ihnen vorgehend die Kräfte der Menschennatur selber entfaltet. Das aber, was hierin in Rücksicht auf die Entfaltung unsrer Kunstkräfte wahr ist, ist auch in Rücksicht auf die Anwendung dieser Kräfte gleich wahr. Das Leben bildet und leitet die Anwendung unsrer entfalteten Kräfte, wie

es die Entfaltung derselben selber bildet und leitet. Es führt den einzelnen Menschen nach seinen Verhältnissen, Lagen und Umständen herrschend und zwingend dahin, seine entfalteten Kunst-, Erwerbs- und Berufskräfte äußerst verschieden, d. h. als Bauer, als Handwerker, als Künstler, als Kaufmann rc. rc. in diesen Berufen selber anzuwenden, um selbige durch die Anwendung zur vollendeten Reifung zu bringen; und das, was diesfalls in Rücksicht auf diese Berufe wahr ist, das ist es auch in Rücksicht auf den Einfluß des Lebens auf die höhere Kunst. Ich kann aber hierin nicht ins Umständliche, das darüber Licht geben kann, eintreten, und sage nur dieses: eine erbärmliche Zeit, in der das Menschengeschlecht in tiefer Abschwächungs-Verwilderung vor den Augen der Kunst steht, bildet nicht leicht den hohen Kunstgeist der Bildhauer Griechenlands, nicht einmal denjenigen der Maler des Mittelalters. In jedem Fall aber muß die Bildung zur Kunst als Bildung physischer Kräfte, eben wie die Bildung des Geists, mit dem ersten Bedürfnis der Gemeinbildung unsrer Kräfte zur Menschlichkeit in Übereinstimmung gebracht, d. h. den Ansprüchen der gebildeten sittlichen Kraft, den Ansprüchen des Glaubens und der Liebe untergeordnet werden. Noch muß ich meiner Ansicht über die physische Bildung zur Kunst dieses beifügen: In der psychologisch geordneten Bildung des Augenmaßes und der Hand, wenn diese in Zahl und Form, d. h. in den die Denkkraft bildenden und dafür berechneten Mitteln des Zählens und Messens gegeben worden, liegt der ganze Umfang des geistigen Wesens aller Kunst, so daß, wenn hierin und durch diese Mittel der Geistesbildung des Kinds ein Genüge geschehen, so bleibt eigentlich in Rücksicht auf die physische Ausbildung der Kunst nichts weiter zu tun übrig, als die spezielle Übung des Augs im Anschauen einzelner Gegenstände der Künste und Berufe, zu denen das Kind gebildet werden muß, und dann die Bildung der Hand zu der vielseitigen Gewandtheit und Kraftanstrengung, deren es zur äußern Darstellung und Ausübung der geistig begriffenen

und innerlich in sich selbst vollendeten Ansichten der Kunstwerke und Berufsarten, zu deren Ausführung es Neigung oder Bedürfnis in sich selbst fühlt, bedarf. Aber auch diese Ansicht, d. h. die weitere Darlegung, wie die Hand zu den verschiedenen Bewegungen und Kraftanstrengungen zu solchen einzelnen Kunst- und Erwerbszwecken durch lückenlose Reihenfolgen von Übungen gebildet werden könne und gebildet werden müsse, führte hinwieder zu weit, als daß ich mich jetzt hierüber weiter äußern könnte. —

(Glülphi ist mit seinen Gedanken unablässig bei seiner Schule und sucht sich über die Grundsätze seines Tuns klar zu werden.) Der Zweck aller Erziehung, sagte er in diesen Selbstgesprächen, kann kein anderer sein, als durch die Erziehung dahin zu wirken, daß die Kinder der Menschen gottesfürchtig, fromm, verständig und für den ganzen Umfang ihrer Pflichten gegen Gott, gegen den Nächsten und gegen sich selbst willig, tätig, geschickt und zu jeder hierfür nötigen Anstrengung und Ausharrung kraftvoll gebildet werden.

Um diesen allgemeinen Zweck der Erziehung zu erzielen, ist eine mit demselben übereinstimmende und ihm genugtuende Ausbildung des ganzen Umfangs der sittlichen, geistigen und physischen Kräfte unserer Natur wesentlich notwendig. Jede dieser in ihrem Wesen dreifach verschiedenen Grundkräfte unsrer Natur entfaltet sich aber nach eigenen, ihr selbständig einwohnenden Gesetzen, vermöge einer jeder derselben ebenso selbständig einwohnenden lebendigen Strebkraft nach ihrer Entfaltung.

Die Gesetze, nach welchen sich das fühlende Herz, der denkende Geist und die Sinne und Glieder des menschlichen Körpers entfalten, sind bei einer jeden dieser drei Urkräfte von den Gesetzen, nach welchen sich die zwei andern in ihm entfalten, wesentlich verschieden; aber alle entfalten sich bei ihrer Verschiedenheit vermöge einer derselben einwohnenden Strebkraft nach ihrer Entfaltung, durch Reize, Triebe und Mittel, die selbständig in jeder einzelnen derselben liegen.

Es ist kein fremder, es ist kein außer mir selbst wohnender Wille und keine außer mir selbst befindliche Strebkraft, es ist mein eigener Wille, es ist meine in mir selbst wohnende Strebkraft, von welchem das Erwachen meines Herzens zum Fühlen, meines Geists zum Denken, meiner Augen zum Sehen, meiner Ohren zum Hören, meiner Füße zum Gehen und meiner Hände zum Greifen ausgeht, und dieses Erwachen meiner Strebkraft zur Entfaltung meiner sittlichen, geistigen und physischen Grundkräfte, sowie das durch die ganze Epoche meiner Bildung, d. i. durch mein ganzes Leben fortdauernde Wachstum und Stärkung meiner Kräfte ist in seinem Wesen selbständig und nach den eigentümlichen Gesetzen einer jeden dieser Kräfte selbsttätig.

Aber diese ewigen, selbständigen Gesetze der Entfaltung jeder einzelnen dieser Urkräfte stehen in ihrem Wesen durchaus nicht im Widerspruch unter sich selbst; im Gegenteil, sie vereinigen sich durch ein hohes, heiliges, inneres Band zum Zusammentreffen zu einem gemeinsamen Ziel und wirken, vermöge ihrer Natur, in keiner einzelnen ihrer Abteilungen hemmend und störend gegen den selbständigen Entfaltungsgang der andern Grundkräfte und Anlagen unsrer Natur. Diese innere Einheit der Grundkräfte unsrer Natur steht desnahen auch durch ihr Wesen in selbständiger Erhabenheit ob aller menschlichen Kunst. Keine menschliche Kunst darf und soll es auch nur versuchen, weder das Wesen und die Eigenheit einer jeden dieser drei Urkräfte noch das heilige Band ihrer Vereinigung unter sich selber durch seine Einmischung zu hemmen und zu stören; im Gegenteil, jede Einmischung der menschlichen Kunst in die Entfaltung der Kräfte unsrer Natur muß sich den Gesetzen, nach welchen die Menschennatur diese Kräfte selber entfaltet, und dem heiligen Band, das diese Gesetze unter einander verbindet, unbedingt unterwerfen. Alle Kunst des Menschengeschlechts in der Erziehung muß sich in allen drei Urfächern unserer Bildung an das reine, von keiner menschlichen Kunst abzuändernde Naturstreben zur Entfaltung unsrer

Kräfte anschließen, von ihm ausgehen und in jedem seiner Vorschritte an ihm festhalten. Die Einmischung unsrer Kunst in die Erziehung kann und muß also in ihrem Wesen in nichts anderm bestehen, als in der erleuchteten Sorgfalt unsres Geschlechts, für die Entfaltung und Bildung des ganzen Umfangs der Kräfte unsrer Natur, wie sie in unsern Kindern liegen, mit dem Gang der Natur in ihrer Entfaltungsweise unsrer Kräfte in Übereinstimmung zu kommen und uns darin mit ihr in Übereinstimmung zu erhalten.

Die Möglichkeit dieser Übereinstimmung aber ergibt sich nur durch die Unterordnung der Ansprüche unsrer geistigen und physischen Anlagen und Kräfte unter die höhern Ansprüche unsrer sittlichen und durch die Sittlichkeit göttlichen [Ansprüche unsrer] Natur. Nach dieser Ansicht liegt also eine dreifache Strebkraft zur Entfaltung unsrer Kräfte in unsrer Natur, nämlich die Strebkraft zur Entfaltung der Anlagen unsres Herzens, zweitens die Strebkraft zur Entfaltung der Anlagen unsres Geists, drittens die Strebkraft zur Entfaltung der Anlagen und Kräfte unsres Leibs und seiner Glieder.

Das zu erzielende Resultat unsrer Herzensbildung ist offenbar Veredlung und Befriedigung unsrer Natur durch Glauben und Liebe.

Das zu erzielende Resultat der Bildung unsres Geists ist offenbar Veredlung und Befriedigung unsrer Natur durch Wahrheit und Recht.

Das zu erzielende Resultat unsrer physischen Anlagen und Kräfte ist Veredlung und Befriedigung unsrer Natur durch Arbeit und Kunst.

Das zu erzielende Resultat der Gemeinbildung aller unsrer Kräfte ist die Veredlung und Befriedigung unsrer Natur durch die Harmonie in der Ausbildung der Gesamtkräfte unsrer Natur im Glauben, in der Liebe, in Wahrheit und Recht, in Arbeit und Kunst.

Das zu erzielende Resultat der Gemeinbildung unsrer Kräfte ist die Menschlichkeit selber, d. i. die Erhebung

unsrer Natur aus der sinnlichen Selbstsucht unsres tierischen Daseins zu dem Umfang der Segnungen, zu denen die Menschheit sich durch die harmonische Bildung des Herzens, des Geists und der Kunst zu erheben vermag.

Dieses letzte Resultat der Menschenbildung, die Menschlichkeit selber, ist aber nur durch Unterordnung der Ansprüche unsrer geistigen und physischen Anlagen unter die höhern Ansprüche der von Glauben und Liebe ausgehenden Sittlichkeit und Religiosität unsres Geschlechts zu erzielen.

Die Notwendigkeit dieser Unterordnung der Geistes- und Kunstbildung unter die Bildung des Herzens, unter die sittliche Bildung, liegt faktisch als Tatsache vor unsern Augen. Das Kind glaubt und liebt lange, ehe es denkt und arbeitet. Es glaubt und liebt, in zwar einseitiger, aber in dieser Einseitigkeit dennoch wirklicher Vollendung seiner Kraft zu lieben und zu glauben, noch ehe die ersten Spuren der Denk- und Kunstkraft in ihm entfaltet vorliegen. Sein Glauben an die Mutter und seine Liebe zu ihr ist bei der höchsten Ohnmacht seines geistigen und physischen Daseins schon lebendig, kraftvoll und unerschütterlich, und wenn auch nur sinnlich, doch in ihm vollendet. So offenbar hat der Gang der Natur die Geistes- und Kunstbildung der Herzensbildung nachgesetzt, und sie muß ihr auch durch die ganze Bildungsepoche des Menschen, das ist von der Wiege an bis ans Grab nachgesetzt und untergeordnet bleiben. Der Mensch muß sich geistig und physisch im Dienst des Glaubens und der Liebe entfalten und ausbilden, wenn er durch seine Ausbildung sich veredeln und befriedigen soll.

Das ist Gottes Ordnung über Geist, Herz und Kunst, aus deren inniger Einheit die Menschlichkeit, d. i. ein die Menschennatur wahrhaft befriedigendes Leben, allein hervorzugehen vermag. Dieser Ordnung Gottes muß die Kunst der Erziehung sich im häuslichen, öffentlichen, bürgerlichen und Privatleben unterwerfen. Des Menschen wahres, zeitliches und ewiges Heil geht nur aus dieser Unterwerfung hervor.

So wie die Natur im Leben diese Ordnung Gottes ausspricht, so muß auch die Kunst ihren Willen oder vielmehr ihr Pflichtgefühl, sich derselben zu unterwerfen und in allen Teilen ihrer Einmischung mit ihr in Übereinstimmung zu bleiben, mit Bestimmtheit und gradsinniger Kraft aussprechen.

Alle Einmischung unsrer Kunst in die Bildung unsres Geschlechts muß also von der Anerkennung dieser Unterordnung ausgehen, und es ist nur die Anerkennung derselben und ihrer heiligen Pflicht, wodurch die Kunst im Leben den Menschen wirklich bildet. Das Wort: „Das Leben bildet" sagt eigentlich nichts anders, als: die Pflicht der Anerkennung dieser Unterordnung ist bildend; denn offenbar ist alles Kunstleben unsres Geschlechts, insofern es diese Unterordnung nicht anerkennt, verbildend und nicht bildend. Die selbständige Strebkraft der Natur zur Entfaltung jeder einzelnen Kraft kommt unter sich selber nur durch die Anerkennung dieser Unterordnung in Harmonie mit sich selbst, und die Gesetze dieser Harmonie und diejenigen ihrer Unterordnung sind in ihrem Wesen die nämlichen, und in ihren Wirkungen sich selbst gleich.

Auch ist die Strebkraft der Natur zur Entfaltung unsrer Kräfte, so wie sie sich in den Schranken dieser Gesetze äußert, das Tun der Natur selber und insoweit unfehlbar. Aber wenn es aufhört, reines Tun der Natur, reine Äußerung dieser Strebkraft selber zu sein, und von außen her durch den Einfluß einer vom menschlichen Verderben ausgehenden und die Pflicht der Unterordnung des Fleisches unter den Geist mißkennenden Einmischung der Kunst bestimmt wird, so wird dieser Einfluß für die Menschennatur so verderblich, als er in seiner ursprünglichen, unverdorbenen Richtung ihr segensreich ist. Es kann nicht anders sein, jede die Pflicht dieser Unterordnung mißkennende Einmischung der Kunst, wenn sie, anstatt den ewigen Gesetzen der Natur untergeordnet mitzuwirken, sich herrschend, ich möchte sagen, über dieselbe hermacht und sich anmaßt, ihr Streben nach ihrer

Willkür, d. i. nach den Ansichten ihrer Gelüste, ihrer Selbstsucht und ihres Verderbens zu beleben, zu reizen, zu lenken und zu verkünsteln, und dann in dieser Verkünstelung selber bald anzustrengen, zu steigern und sogar zu begeistern, bald aber hinwieder dieses Streben nach eben dieser Willkür zu hemmen, zu lähmen, zu bändigen, und sogar die Füße unter die Pantoffel der Füße zu bringen, so kann diese unnatürlich durch Verkünstelung bald erstickte, bald belebte Strebkraft unsrer Natur durchaus nicht mehr zur Erzielung des zu bezweckenden letzten Resultats der menschlichen Bildung, zur Erzielung der Menschlichkeit selber hinwirken, sondern muß dieser Erzielung notwendig wesentlich hinderlich und der Menschennatur selbst im höchsten Grad verderblich sein. Wahrlich, diese also verkünstelte Selbstkraft unsrer Natur muß uns zu allem dem hinführen, was den Tod der Menschlichkeit, die Erkaltung des Lebens im Glauben und in der Liebe und des hohen, heiligen Eifers für Wahrheit und Recht, den Verlust aller hohen und heiligen Ansichten der Kunst hervorbringt, und auf dieser Bahn selber der Unmenschlichkeit Tür und Tor öffnet und zum ausgesprochenen Unglauben an alles Heilige und Hohe, zum gewaltsamen Entgegenstreben aller Ansprüche der Wahrheit, des Rechts und der Liebe, zur gewalttätigen Unterdrückung der Schwachen, zum Frevelmut in der Verhöhnung des Leidenden, und zum Gebrauch der Reize der Kunst zur Ertötung des göttlichen und heiligen Sinns, der in ihr liegt, hinführt.

Das nämliche, was in Rücksicht auf die Einmischung der menschlichen Selbstsucht in die Leitung der Strebkraft unserer Natur *zur Entfaltung* der Kräfte wahr ist, das alles ist auch in Rücksicht auf die Einmischung der menschlichen Selbstsucht in die Strebkraft unsrer Natur *zur Anwendung* unsrer entfalteten Kräfte gleich wahr. Diese Einmischung unsrer Selbstsucht führt uns in der Anwendung unsrer entfalteten Kräfte eben wie in ihrer Entfaltung selber zu allem dem hin, was das innere Leben der Menschlichkeit zu ihrem Tod führt und der Unmenschlichkeit zu ihrem

schrecklichen Leben Tür und Tor auftut und unser Geschlecht durch Unglauben und Lieblosigkeit, durch empörenden Widerstand gegen Wahrheit und Recht, durch Unterdrückung der Schwäche, durch Verhöhnung des Leidens und durch Mißbrauch der Kunst zur Verödung des Geists und des Herzens zur Verwilderung unserer Natur hinführt. —

Es ging indessen Glülphi in seiner Schule in Bonnal immer besser; und was vorzüglich und fast mehr als der Anfangserfolg ihrer Bemühungen, die freilich fast immer noch einseitige und beschränkte Erfahrungen an ihren Kindern waren, das Herz Arners und Glülphis erhob, war, daß ihre Begriffe über diesen Gegenstand sich immer mehr erheiterten. Glülphi sagte dieser Tage einmal zu Arner: Ich erfahre in meiner Schule die Wahrheit des Sprichworts: „Tu, was recht ist, so wirst Du lernen, was recht ist.“ Arner antwortete ihm: Dieses Sprichwort sagt im Grund mit dem Bibelspruch: „Du bist über wenig treu gewesen, ich will dich über viel setzen,“ das nämliche.

Sie saßen dieser Tage einen Abend allein beisammen, und gaben sich über die Fundamente ihres Tuns und über die Folgen, die sich früher oder später von demselben für ihr Dorf erwarten lassen, mit der unbefangenen Offenheit Rechenschaft, in der sich nur edle, in einem hohen Grad selbstsuchtlose Menschen über ihr eigenes Tun aussprechen dürfen. Eine höhere Lobrede über sich selbst ist aber auch wohl nicht denkbar als diese Rechenschaft; aber es ist auch nicht leicht, eine Unschuld und Selbstsuchtlosigkeit zu finden, als diejenige ist, mit der sie das Licht, das ihnen allmählich über das Wesen ihres Tuns und seiner Folgen in ihnen selber aufging, sich gegenseitig wörtlich zum klaren Bewußtsein zu bringen suchten.

Sie fanden in dem von ihnen anerkannten Grundsatz: „daß es notwendig sei, die Geistes- und Kunstanlagen unsres Geschlechts den höhern, die Sittlichkeit und Religiosität desselben begründenden Ansprüchen des Herzens, den Ansprüchen des Glaubens und der Liebe unterzuordnen“, eine er-

habene Übereinstimmung ihrer Ansichten mit dem wesentlichen Geist des Christentums und eine unübertreffliche Erläuterung der Worte der Schrift: Was nicht aus Glauben geht, das ist Sünde, und: Die Liebe ist des Gesetzes Erfüllung.

Sie fanden ebenso in der Anerkennung des Grundsatzes: „daß es notwendig sei, die Kräfte unserer Natur selbständig und durch Maßregeln und Mittel zu entfalten, die den Bemühungen, diese Kräfte anzuwenden und zu benutzen, vorhergehen", das einige mögliche Fundament einer soliden Bildung der Kräfte unsres Geschlechts und der wesentlichen Mittel eines der Menschennatur nicht nachteiligen Erweckens sowie eines sie befriedigenden Erwachens der göttlichen Gaben der Menschennatur, und zwar eines Erweckens und Erwachens dieser Gaben, die mit der Wahrheit und Kraft dieser Gaben, so wie sie im Menschen selber liegen, in gehöriger Übereinstimmung stehen, also daß in dem Menschen, dem viel gegeben, auch viel geweckt und in dem, dem wenig gegeben, weniger erweckt werden muß.

Sie fanden ferner, daß die Anerkennung des Grundsatzes: „(daß) die Maßregeln und Mittel, die zur Erteilung und Einübung der Kenntnisse und Fertigkeiten, die zur Anwendung der entfalteten Kräfte notwendig sind, der Entfaltung dieser Kräfte nachstehen und immer nur im Verhältnis des Wachstums der zu entfaltenden Grundkräfte gleichsam in ihrer Nachfolge gegeben und eingeübt werden müssen", das einzige denkbare und kraftvoll wirkende Mittel sei, der Einseitigkeit und der Oberflächlichkeit unsrer Zeitkultur (vorzubeugen), die durch das Übergewicht unsrer Sinnlichkeit über unser geistiges Wesen und unserer Abrichtungskünste über unsere Bildungsmittel in unserer Mitte herrschend geworden und uns in allen unsern Verhältnissen und Lagen so verkünstelt (nach bizarren Regeln einer falschen Kunst verdorben), daß eigentlich der ganze Umfang alles dessen, was die Einfachheit und Unschuld der Menschennatur

unserm Geschlecht allgemein gibt, aber auch dasselbe allgemein anspricht, in unserer Mitte seltener geworden, als Gold und Edelsteine unter den Dächern blutarmer Leute.

Ebenso fanden sie in dem Grundsatz: „Die Kräfte der Menschennatur können unserm Geschlecht nur durch das Gleichgewicht, in welchem sie durch unsere Kultur unter einander zu stehen kommen, wirklich auf das letzte Ziel der menschlichen Bildung, auf die Menschlichkeit selber hinwirken", den einzigen wahren Weg zu aller Weisheit des Lebens und zu allem Tun und Lassen, das uns in Zeit und Ewigkeit zum Segen gereichen kann. Sie fanden in diesem Gleichgewicht der menschlichen Kräfte das einige Mittel, zu verhüten, daß die Strebkraft irgend einer einzelnen Anlage unsres Geschlechts mit den andern in offene Fehden geraten und wie Pharaos Kühe in Ägypten sich unter einander selber auffressen.

Arner und Glülphi gingen dann in ihren Abendunterredungen in das Umständlichere und Bestimmtere ihrer Schulführung hinein und fanden, daß ohne psychologisch gereihete und bis zur Lückenlosigkeit ausgearbeitete Stufenfolgen der Unterrichts- und Bildungsmittel jedes Fachs der zu erlernenden Kenntnisse und Fertigkeiten der Unterricht und die Bildung zu diesen Kenntnissen und Fertigkeiten gleichsam noch selbst in der Luft schwebe und eigentlich aller wahren Kunst mangle. Sie erkannten nur da, wo die Unterrichtsmittel irgend einer Kunst also psychologisch gereihet in der Hand des Lehrers sich wirklich befinden, das Dasein der wahren, ihr eigenes inneres Wesen nicht verleugnenden Kunst, indem es nur durch eine solche Kunst möglich ist, in Übereinstimmung mit den Gesetzen, nach welchen die Menschennatur zur Entfaltung und Anwendung ihrer Kräfte selbst hinstrebt, auch mit Lehr- und Unterrichtsmitteln wahrhaft bildend auf die Menschennatur einzuwirken und den Samen unsres Unterrichts und unsrer Lehre in einen Boden zu versetzen, in dem er mit Hoffnung eines sichern Erfolgs

einwurzeln, entkeimen, wachsen, aufblühen und in seiner Frucht zur vollendeten Reifung gedeihen könne.

Und wenn sie dann den ganzen Umfang ihrer Bestrebungen mit fester Rücksicht auf das ins Aug faßten, was sie von demselben zu erwarten haben, aber auch mit ernster, gewissenhafter Beherzigung, wie weit sie sich nicht selbst durch Täuschungen, die sie in Rücksicht auf ihre Wünsche und Hoffnungen in sich tragen, irr führen könnten, so kam wenigstens so viel heraus, alles, was sie vorhaben und wonach sie hinstreben, ruhe durchaus auf keinen chimärischen Einbildungen, auf keinen träumerisch exaltierten Ideen und phantastischen Übertönungen, es sei auch auf keine Weise von ultraphilosophischen Begriffen abstrahiert, sondern überall von vornen bis hinten die Sache des gemeinen Menschenverstands, vorzüglich aber und wesentlich die Sache der lieben heiligen Not, die einem jeden guten Menschen, der sie nicht recht einsehen und verstehen möchte, die Augen darüber recht und genugsam auftun würde, wenn er sich unschuldigerweise auch nur sechs Wochen drei Tag in aller ihrer Wahrheit sitzend und leidend fühlen würde; im Gegenteil, das, was sie suchen und wonach sie streben, sei in seinen Ausführungsmitteln zehnfach leichter und einfacher, als tausend und tausend Sachen, die man täglich ausführe und durchsetze. Wahr sei freilich, das, was sie wollen, sei eine Sache, die man tun müsse, wenn man sie haben wolle; aber um sie zu tun, brauche es gar keine Hexerei, wohl aber einen recht guten, ehrlichen Willen, und einen Grad von Arbeitseifer und Fleiß, der indessen doch auch keine Herkules- oder Simsonsstärke voraussetze, sondern wahrlich noch kleiner sein dürfe, als der Fleiß und der Eifer, den man so oft für armselige, elende Hoffartssachen anwendet. —

(Wir übergehen Glülphis „Träume" über den fernern Ausbau und die weittragenden Folgen einer gehobenen Volkserziehung, Kap. 80—84, und geben nur noch die letzte zusammenhängende Darstellung seines wirklichen Tuns.) Er vergaß schon morgens, sobald er

in seine Schule hineintrat, seinen Traum, die Welt und alles Dichten und Trachten nach Welt- und Volksverbesserung. Er war ganz wieder mit Leib und Seel der Schulmeister, der nur den Augenblick vor sich sah, in dem er jetzt als Vater und Lehrer in der Mitte seiner Kinder dastand. Er lebte ganz in diesem Augenblick der Gegenwart. Die Vergangenheit war gleichsam, eben wie der Traum der Zukunft, der die Nacht vorher seine ganze Seele erfüllte, verschwunden. Er sah jetzt wieder nur seine Kinder. Ihr Dasein verschlang ihn jetzt in diesen Pflichtstunden seines Lebens, wie wenn außer seinen Kindern neben ihm keine Welt wäre. O könnte ich doch die Kraft seines jetzigen Schulmeisterlebens schildern, wie sie wirklich war! Sie bestand wesentlich im wachsenden Festhalten seiner Aufmerksamkeit auf jedes einzelne Kind. Und zwischen hinein werfe ich noch das Wort: Wahre Menschensorge ist individuell; Götter mögen das Ganze, Götter mögen die Welt besorgen; der Menschen Sorge für den Menschen ist Individualsorge, und das Christentum ist Heiligung dieser Individualsorge, indem es den einzelnen Menschen als einzelnen, ohne alles Begleit und ohne Zugabe, in die Arme seines Vaters hinführt und dem Herzen seines Erlösers nahe bringt. — Glülphi sah jetzt nicht mehr den Haufen seiner Kinder. Dieser Haufen, so wie er zusammen dastand, war jetzt nichts mehr für ihn. Jedes Kind stand einzeln vor ihm, und er lebte, wenn er's erblickte, oder wenn er nur an dasselbe dachte, so ganz in ihm, wie wenn sonst kein anderes neben ihm da wäre. Aber es war auch kein einziges, das er nicht also ins Aug faßte, wenn er es erblickte oder an es dachte.

Soweit hatte sich der Mann in seinem Schulmeisterdienst zu der Mutterkraft erhoben, mit welcher das edelste Weib in dem Augenblick, wenn es seinen Säugling an die Brust legt, nicht denkt, daß es noch ein anderes Kind habe; aber dann hinwieder, wenn sein Bruder auch nur mit einem kleinen Schmerz am Finger zu ihr hinspringt, den Säug-

ling beiseits legt und nicht mehr an ihn denkt, bis es den Finger des Bruders mit mütterlicher Zartheit verbunden, und er dankend und zufrieden wieder von ihr wegspringt. Also trug er die Kinder seiner Schule alle in seinem Herzen. Dadurch aber kam er auch dahin, daß er Tag für Tag die Stufe, auf der jedes derselben in seinem Unterricht stand, genau kannte. Er sah mit jedem Tag tiefer in das Herz eines jeden, und kannte mit jedem Tag mehr all ihr Dichten und Trachten. Und ebenso, wie in seine Kinder, drang er mit jedem Tag tiefer in den Geist seines Unterrichts und seiner Mittel hinein. Er fühlte besonders mit jedem Tag mehr das große Verderben der trügenden Abrichtungskünste unsres Geschlechts, durch die wir immer mehr dahin gelangen, nicht nur mehr zu scheinen, als wir sind, sondern uns selbst zu täuschen und wirklich zu glauben, daß wir seien, was wir nicht sind. Er fühlte dieses Verderben der Abrichtungskünste in sittlicher Hinsicht vorzüglich in dem Einfluß der auswendig gelernten und gedanken- und gefühllos dahergeplapperten Gebete auf unsere Selbsttäuschung. Er fühlte es in dieser Rücksicht ebenso in dem Selbstbetrug, in dem wir den Traumeindruck belebter Bilder und Wörter von religiösen Gegenständen für wirklich religiös belebte Kraft unsres Geists und unsres Herzens ansehen. Er erkannte es in geistiger Hinsicht in den Folgen gedankenlos gelesener, nur mit dem Gedächtnis wörtlich gefaßter, so geheißener Verstandesübungen in den Schulbüchern, und hinwieder in der Selbsttäuschung, die notwendig daraus entspringt, wenn wir uns durch das Gedächtnis das wörtliche Bewußtsein von Wahrheiten einüben, die, um wirklich gefaßt und begriffen zu werden, einen weit gebildetern und höhern Grad der Denkkraft und des Urteilsvermögens voraussetzen, als derjenige ist, den wir besitzen. Er erkannte es endlich in Kunst- und Berufshinsicht in vielseitigen Angewöhnungen, Sachen, die wir hundert und hundertmal schon getan haben, dennoch auf eine ungeschickte und der Natur dieser Sache nicht angemessene Weise in die Hand

zu nehmen, und dabei trotz aller Erfahrungen doch nicht in den Stand (zu) kommen, unsere Ungeschicklichkeit und Ungewandtheit darin einzusehen, sondern[54] wie ein alter Schneider, der hundert und hundert Kleider immer zuschneidet, wie er es von seinem Lehrmeister gelernt, und bei aller seiner Ungeschicklichkeit und Ungewandtheit ewig nie dahin kommt, einzusehen, daß, wenn er gelernt hätte, die Menschenform, die er bekleiden soll, fester und genauer ins Aug zu fassen und auch das Tuch, das er verschneiden soll, bei jedem Schnitt, den er darein macht, gewandter und vielseitiger in die Hand zu nehmen und anzuschauen, er dadurch ein besserer Schneider würde und dabei noch gar viel Tuch ersparen könnte, das er unnützerweise verschneidet.

Bei diesem täglichen Vorschreiten in der Erkenntnis des vielseitigen sittlichen, geistigen und physischen Verderbens unserer Abrichtungskünste und des verhärteten Routinelebens unsrer Zeitmenschen, das eine Folge der auf das höchste gesteigerten Routinefertigkeiten unsres Geschlechts, wurde er täglich mehr von der Wichtigkeit der elementarischen Ausbildung unserer sittlichen, geistigen und Kunstkräfte überzeugt.

Er suchte bei den ersten Übungen des Rechnens das Anschauungsvermögen der Kinder durch sinnliche Darlegung ihrer Verhältnisse zu beleben und zu stärken, und dadurch ihre sinnlich also vielseitig begründete Anschauung der als Zahlverhältnis vor ihnen stehenden Gegenstände zum innern, geistigen Bewußtsein dieser Verhältnisse zu erheben. Er ordnete diesfalls die Reihenfolgen der Zahlen für diese Kinder auf eine Weise, daß das gesuchte Resultat der Bildung des geistigen Anschauungsvermögens und der daraus entspringenden Schlußkraft, welche zur weitern Behandlung der die Denkkraft bildenden Zahlübungen notwendig sind, mit Sicherheit erzielt werde. Diese Behandlung der Anfangsübungen des Rechnens schien im Anfang allen Personen, die rechnen konnten, und selber dem Pfarrer und dem Junker unzweckmäßig und unbegreiflich. Die Kinder

schienen eine Weile gar nicht zu lernen, was man gewöhnlich rechnen heißt; aber dann nach wenigen Wochen entfaltete sich in ihnen eine innerlich belebte Rechnungskraft, die diese Herren mitsamt ihrer innerlich toten, durch bloße Abrichtungsmittel erzielten positiven Rechnungskunst vor sich selber erröten machte, indem sie selber mit der ganzen Kunst ihrer Rechnungsfertigkeiten die kindlichen Rechnungsaufgaben nicht mit der Leichtigkeit auflösen konnten, mit welcher dieses selbst die jüngsten seiner Kinder taten. Das fiel ihnen um so mehr auf, da die größern und vorgeschrittenern seiner Kinder durch die psychologisch geordneten Zahlübungen zu einer solchen allgemeinen innern Belebung der Denk- und Forschungskraft gelangten, daß die Anwendung dieser Kräfte für sie einen Reiz hatte, der es ihnen beinahe unmöglich machte, irgend einen Gegenstand oberflächlich und gedankenlos ins Aug zu fassen. Es bildete sich im Gegenteil in ihnen täglich mehr und täglich sichtbarer eine Genauheit und Bestimmtheit im Anschauen und Beurteilen aller Gegenstände, daß ihre sich solid begründende und wachsende Denkkraft, beides, in ihrem Schweigen und in ihrem Reden immer mehr auffiel.

Noch mehr aber als Arner und den Pfarrer übernahm es Glülphi selbst, da er nach einigen durchgeführten diesfälligen Anfangsübungen fand, daß er in der Klarheit der innern Darstellung der Zahl mit den kleinsten Kindern nicht gleichen Schritt halten konnte, sondern durch die Routinefertigkeiten der Rechnungskunst, zu der er eigentlich nicht gebildet, sondern abgerichtet worden, das Fundament der wahren Rechnungskraft, das reine, geistige Bewußtsein der Zahlverhältnisse in ihm selber geschwächt (war). Er überzeugte sich durch diese Erfahrung auf eine Weise, wie er es noch nie war, in welchem Grad es für die geistige Bildung der Kinder nachteilig ist, den Unterricht im Rechnen mit dem Auswendiglernen des Einmaleins und mit den Abrichtungsmitteln zur Kenntnis der vier Spezies und der Regeldetrie anzufangen und selbigen darauf zu begründen.

Er gestand es sich selbst ein, daß er gegenwärtig in seinem fünfundvierzigsten Jahr die eigentlichen Fundamente des bildenden Rechnens sich mit seinen Kindern erst selbst zum klaren Bewußtsein bringen müsse, und diese Erfahrung führte ihn dann sehr bald zuerst zu einer dunkeln Ahnung, dann aber sehr bald zu einer sehr klaren Überzeugung, daß der Unterricht in der Geometrie, eben wie der in der Arithmetik, zuerst durch Anschauungsübungen aller Verhältnisse des Raums, der Ausdehnung und der Form psychologisch müsse begründet werden, um die geistige, eigentliche, die Formverhältnisse innerlich fassende und schaffende reine Kraft zu begründen und zu entfalten, so daß er jetzt mit seinen Kindern die Elemente der Raum- und Formverhältnisse auf eben die Weise behandelte, wie er es mit den Zahlverhältnissen getan hatte. Er erhielt aber auch bei dieser Behandlung bei seinen Kindern das nämliche, und ich muß sagen, noch ein größeres Resultat. Der Eindruck, den der erste Erfolg dieser Übungen auf ihn hatte, brachte ihn wirklich noch zu einem größern Erstaunen als dasjenige war, zu dem er durch den unerwarteten Erfolg seiner psychologisch geordneten Zahlübungen gelangt (war). Er sah durch diese Übungen sechs- und siebenjährige Kinder dahin gebracht, verwickelte Ausdehnungs- und Formverhältnisse durch die Kraft ihrer innern Vorstellung mit einer Leichtigkeit äußerlich anschaulich (zu) machen, die den vorgerücktern zwölf- und vierzehnjährigen Kindern unmöglich war beizubringen und zu erteilen. Er sah also offenbar, daß die eigentliche, reine Urkraft der Geometrie in dem Alter, in dem man diese Wissenschaft gewöhnlich erst anfängt zu erlernen, in ihren ersten Anfangsbedürfnissen schon so viel als geschwächt und gelähmt dastehe, und er war jetzt ganz überzeugt, daß die ersten Übungen der Geometrie mit den Kindern im fünften, sechsten und siebenten Jahr müssen betrieben werden, aber auch, daß diese Übungen ihrer Natur nach so einfach sind und so einfach sein müssen, daß jede gebildete Mutter diese Anfangsgründe, wenn sie sich nur ein wenig

Mühe gibt, sich dieselben eigen zu machen, ihren Kindern in der Wohnstube mit der größten Leichtigkeit selber geben kann.

Dieser Gang der Ideen über die Bildung und Entfaltung der menschlichen Kräfte, die unsern Kenntnissen und Fertigkeiten, wenn sie für uns bildend sein wollen, zum Grund liegen müssen, beschäftigte ihn nunmehr mit großer Lebhaftigkeit und mit großem Interesse. Einmal stand er im ersten Staunen über seine diesfälligen Erfahrungen wie vom Blitz getroffen da und mußte unwillkürlich zu sich selber sagen: Steht denn in unsern Tagen das Erziehungswesen nirgend, in keinem einzigen seiner Fächer, auf richtig berechneten Fundamenten? Vorher und bis auf diese Stunde hätte er eher an den Tod als daran gedacht, daß z. B. das Schreibenlernen etwas anders als die Übung einer bloß mechanischen Fertigkeit sei, und daß also dieser Unterricht in die am vorzüglichsten gebildete Kraft unserer Zeit hineingefallen, und also in derselben[55] auch auf eine vorzügliche und vielleicht unübertreffliche Art gegeben werde. Aber jetzt fing er plötzlich an, ohne daß er noch eigentlich recht wußte warum, auch dieses Unterrichtsfach nicht als vollkommen psychologisch begründet anzusehen und ins Aug zu fassen. Es stand ihm jetzt lebendig vor seinen Augen, wie seine Kinder durch ihre Übungen in Raum- und Formverhältnissen diese Verhältnisse durch ihr innerlich gebildetes Erfindungsvermögen gleichsam durch sich selbst finden, in sich selbst entfalten, und selber auch durch sich selbst zu einem großen Grad von Leichtigkeit und geschmackvoller Zartheit in der Darstellung derselben gelangen. Er dachte sich jetzt diese Erfahrungserscheinung im Zusammenhang mit der Art, wie er in seiner Jugend zeichnen gelernt, und faßte jetzt den Gang, wie sich seine Kinder in ihren geometrischen Anfangsübungen im Ganzen ihrer Bildung zur Kunstkraft entfalten, im Zusammenhang mit der Erlernung der Zeichnungskunst ins Aug, und fand denn, daß die Bildung der Hand und des Augs der eigentliche Quell sei, durch dessen

genugsam geöffneten Ausfluß die Zeichnungskunde mit dem ganzen Umfang[56] ihrer Bedürfnisse und Mittel gleichsam von selbst hervorgehen, und daß die psychologisch geordneten Anfangsübungen der Geometrie als das eigentliche ABC aller Hand- und Augübungen, aus denen die Zeichnungskunde in ihrem ganzen Umfang hervorgehen müsse, angesehen werden müssen. Zugleich ward ihm jetzt auch heiter, daß das Schreibenlernen nichts anders sei als eine mechanische Einübung einiger weniger einzelner Formen des Zeichnens, folglich aus den wesentlichen Anfangsübungen dieser Kunst hervorgehen müsse.

Auf diese Überzeugung gestützt, stellte er alle schon angefangenen Schreibübungen bei seinen jüngern Kindern auf einmal plötzlich still, indem er die genugtuende und kraftvolle Ausbildung der Hand und des Augs als die allgemeine Basis des Schreibens eben wie des Zeichnens erkannte und als bildendes Vorbereitungsmittel, beides, zum Schön- und zum Schnellschreiben notwendig und wesentlich fand. Er ging noch weiter, er fand in diesen elementarischen Übungen der Geometrie und in dem damit verbundenen Bildungsmittel der Kunsthand und des Kunstaugs die wesentlichen Fundamente der Volksbildung für alle Handwerke, Berufe und für den ganzen Umfang aller männlichen und weiblichen Arbeitsgattungen und überhaupt aller Fächer der Industrie. Er erklärte sich jetzt auch bestimmt, daß eine den Ansprüchen der Menschennatur und den Bedürfnissen der Zeit genugtuende Volks- und Nationalbildung nur dadurch angebahnt werden könne, wenn die Entfaltung der Grundkräfte unsrer Natur auf eine mit dieser Natur übereinstimmende Weise durch psychologisch geordnete Mittel erzielt und diese jetzt noch so vielseitig mangelnden Mittel von allen Seiten erforscht, geprüft und benutzt würden.

IV. Aus „Christoph und Else. Mein zweites Volksbuch“ (1782).

Vierzehnte Abendstunde.

Ha! Das ist mein Abschnitt, Vater! Eine brave Mutter, die ihre Kinder selber lehrt, ist immer das, was mich auf Gottes Boden das schönste dünkt. Das sagte Else, als Christoph den zwölften Abschnitt unsres Buchs las. Es ist einmal etwas andres als eine Schulstube, antwortete der Joost. E. Soviel habe ich doch nicht sagen wollen, Joost. Chr. Und ich möcht's nur nicht denken. J. Aber doch ist's wahr, daß kein Schulunterricht den Kindern je so ans Herz gehen wird, wie das, was sie ihre Eltern lehren, und daß es um das Schulwesen überhaupt gewiß nicht ganz das ist, was man glaubt. Chr. Joost, Joost! Ich fürchte, man müsse dir noch sagen, wie einst einem alten Schuhmacher: Bleib beim Leist. Man muß Gott dankbar sein für alles Gute, das in der Welt ist; und für die Schulen, die im Land sind, kann man Gott nicht genug danken. J. Du hast Recht, Meister; es ist gut, daß Schulen im Land sind, und bewahre mich Gott, daß ich für irgend etwas Gutes, das man uns tut, undankbar sein möchte. Aber übrigens, Schuhmacher hin und Schuhmacher her, Bauernknecht hin und Bauernknecht her, so ist doch der Mensch ein Narr, der aus dem Haus läuft, Almosen zu betteln, wenn er Überfluß daheim hat. Und in diesem Fall sind hundert und tausend der allerverständigsten und bravsten Landleute, die den großen Überfluß der besten Lehre für ihre Kinder, die sie

in ihrer Wohnstube und in sich selber haben, vernachlässigen, versäumen und den Kindern nicht geben, sondern sie vielmehr alle Tage fortsenden, die dürren Brosamen in den oft so armselig und elend bestellten Schulstuben aufzusammeln; und das ist doch gewiß nicht recht. Chr. Vielleicht aber auch nicht so ganz wahr. J. Wohl, Meister! Betracht's nur recht, du wirst's gewiß finden, wie ich. Das, was Eltern die Kinder lehren können, ist und bleibt immer die Hauptsache fürs menschliche Leben; und das versäumen die Eltern den Kindern in ihrer Wohnstube zu geben, und bauen auf Wörter, die ihnen ein Schulmeister vorsagt, die zwar wohl recht und gut sind und viel Schönes und Braves bedeuten, aber immer doch nur Wörter sind, und aus einem fremden Mund kommen, und den Kindern nie so anpassen, wie ein Vater- und ein Mutterwort. Chr. Ich verstehe dich nicht recht, Joost. J. Siehe, Meister, es kommt bei einer guten Auferziehung eines Kindes darauf an, daß es für sein Haus recht gezogen werde; es muß die Sachen, die ihm Brot und Ruhe schaffen, vorzüglich kennen, tun, und angreifen lernen; und nun dünkt mich doch, falle in die Augen, daß ein jeder Vater und eine jede Mutter ihrem Kind ohne alle Vergleichung die meisten Sachen, die hierzu führen, besser zeigen und sagen könne, als ein Schulmeister. Diese sagen zwar freilich immer den Kindern auch recht viele Dinge vor, die schön und brav sind, aber die schönen braven Dinge, die sie ihnen sagen, sind in ihrem Mund nie so viel wert, was sie im Mund eines braven Vaters und einer braven Mutter wert sind. Der Schulmeister sagt da in seiner Schulstube dem Kind: Sei fromm, folge dem Vater und der Mutter, denn es ist Gottes Wort; aber das Kind versteht wenig von dem, was er sagt, und geht gemeiniglich heim, es zu vergessen. Aber wenn der Vater daheim ihm Brot und Milch gibt und seinen Bissen spart, um ihn ihm mitzuteilen, dann merket und fühlet und verstehet das Kind, daß es Gottes Wort, daß es seinem Vater folge, der seinen Bissen mit ihm teilet, und es vergißt das Wort

des Vaters, der es täglich also an das Wort Gottes: „Folge deinem Vater und deiner Mutter“ mahnt, nicht, wie die leeren Worte des Schulmeisters. Ebenso ist's, wenn er in der Schule dem Kind sagt: „Sei mitleidig und liebe den Nächsten,“ so höret das Kind das schöne Sprüchlein und erbauet sich vielleicht einige Tage damit, ehe die guten Worte seinem Gedächtnisse wieder entschlüpfen; aber daheim in seiner Wohnstube kommt die arme, elende Nachbarin zu seiner Mutter, klagt über Hunger und Elend, über Mangel und Blöße; sie stehet da im Angesicht des Kinds, abgezehrt, eingeschrumpft, entkräftet und zitternd, ein Bild des Hungers und Elends; das Kind siehet die Elende, sein Herz erbebt, seine Augen sind naß; es hebt sein Angesicht wehmütig und angstvoll empor zu seiner Mutter, wie wenn es selber hungerte; die Mutter läuft und sucht, was sie hat, ihre Nachbarin zu erquicken: das Kind siehet im Auge der Elenden jetzt Trost und wieder lebende Hoffnung; sein Herz bebet nicht mehr, seine Tränen lassen nach, es hebt jetzt lächelnd sein Antlitz zu der Elenden empor, die auf die Hülfe seiner Mutter wartet. Jetzt kommt die liebe Mutter zurück, sein Herz bebet wieder, sein Auge weinet von neuem, es höret das Schluchzen der dankenden Elenden und siehet das Beben der zitternden Hand, mit der sie die Wohltat empfing, die das Schmachten ihres Lebens erleichtert. Da ist dann die wirkliche Wahrheit, die ohne Worte das Kind unterrichtet; es ist die Sache selber, die ihm die Lehre der Wahrheit darstellt, und es ist das allerverständlichste und unzweideutigste Wort Gottes, mit welchem er zu den Menschen geredet, ehe denn Abraham war. So sagt der Schulmeister seinem Kind wieder: „Sei fleißig und arbeitsam,“ aber es wird in der Schule selber am allermüßigsten und trägsten und ganz entwöhnt von der Anstelligkeit und anhaltenden Anwendung seiner Kräfte, wie es sie zu seinem Hausbrauch am nötigsten hat; es kommt also aus der Schule heim und hat die Lehre vom Arbeiten im Kopf, aber dabei durch versäumte Hausübung weniger Kräfte und weniger

Lust, zu tun, was das Lehrsprüchlein ihm anrät. Aber daheim bei seinem Vater siehet das Kind den Garten grünen, den er umgräbt und dünget; es siehet die Bäume und die Reben Früchte tragen, die er reinigt, schneidet und bauet; es siehet der Ernte Garben und die Früchte des Schweißes seines Vaters; es merket und fühlet, warum er sich am Morgen den Schlaf bricht, warum er die Mittagshitze trägt und dem Winterfroste trotzet; es siehet den Segen seines Fleißes, wenn er seine fetten Ochsen verkauft und den Sack voll Geld heimbringt, und es merket ihn, wenn er seine Speicher zuschließt und mit dem Verkauf der Früchte wartet, bis sie im Wert sind; auf dem Tische seines Vaters siehet es den Segen seines Fleißes, wenn er Brot und Fleisch nicht sparen muß wie ein Träger; und an der Seite der Mutter spinnet das Kind, und siehet am Ende der Woche den Lohn der Arbeit in ihrer Hand, und spinnet gerne. Und so ist es Gottes Ordnung, daß alle Menschheit das Wichtigste, so sie nötig hat, in ihrer Wohnstube lerne. Und nun, Meister, sage mir jetzt, ob es dich jetzt noch zu viel dünke, daß ich vor einer Viertelstunde behauptet, es sei nicht recht, daß brave Eltern ihre Kinder mit nüchternem Magen von den vollen Tischen, die sie in ihrer Wohnstube haben, wegjagen, damit sie in elenden Schulstuben mühselig kleine Brosamen zusammenlesen? Du wirst mir jetzt nicht mehr widersprechen und gewiß finden, daß allenthalben die verständigsten Eltern und die am meisten mit ihren Kindern ausrichten, just die sind, welche die abgedroschenen Schulmeistersprüchlein: „Sei fromm, sei gehorsam und fleißig“ am wenigsten im Mund führen. Diese üben den Gehorsam des Kinds, ohne von ihm zu reden; sie erweichen sein Herz, ohne zu sagen: „Sei mitleidig“; sie machen es arbeiten, ohne zu sagen: „Die Arbeit gibt Brot“; sie machen es die Eltern lieben, ohne viel zu sagen: „Du sollst“ oder „Du mußt“. So, Meister, meine ich, sei es in die Augen fallend, daß der Mensch die Hauptsache, die er braucht und wissen und lernen muß, am besten zu Hause und in seiner Wohnstube lerne;

und daß alle Väter und Mütter ihren Kindern diesen Unterricht ganz geben sollten, so weit sie könnten, ohne jemals sich in den Kopf zu setzen, daß es in der Welt Gottes möglich, daß irgend Schulunterricht das, was sie tun sollten, zu ersetzen im Stande sei. Chr. Ich muß bekennen, Joost, es fängt mir an einzuleuchten, du habest recht, und man baue zu viel auf den Schulunterricht. J. Es ist ganz natürlich, Meister, daß es so kommt. Siehe nur, wenn du deine Schafe auf den Berg gibst, so denkst du, der Hirt, der den Lohn nimmt, hüte sie auch und sorge für sie, und du läufst ihnen nicht auf den Berg nach; hast du sie aber im Stall und in deinen Hausweiden, so gehest du selber nach und siehest, was deine Knechte mit ihnen machen, und so ist es zum Teil auch mit der Schule; doch ist hierin noch dieser Unterschied, daß man dafür nicht so leicht, als für Schafe, gute Bergweiden findet, die Stallfütterung und die Hausweide zu ersetzen. Denn für die Kinder wird in alle Ewigkeit die Vaterlehre der Kern bleiben, und für die Schulmeisterarbeit kannst Gott danken, wenn sie eine gute Schale über den Kern herausbringt. E. Du kannst den Leuten den Kopf herumdrehen, Joost, daß es einem armen Weib, das seine Kinder lieb hat, bald schwindeln möchte. Doch merke ich dich jetzt fast, und deine Meinung würde, weiß Gott, hundert Weibern willkommen sein, die bloß aus Gewohnheit, weil's allenthalben also der Brauch ist, so ganz auf die Schulen trauen und bauen, und denen jetzt kein Sinn dran kommt, daß sie hierin etwas Unrechtes tun. J. Die Sache hat noch eine Seite, Else. Das, was dem gemeinen Mann in der Welt durchhilft, das, was ihm Brot und Freude und guten Mut schafft, ist natürlicher Verstand und Mutterwitz, und ich mag mich umsehen, wo ich will, so finde ich nirgend, daß der recht brauchbare Mann in der Welt das habe, was man einen Schulkopf heißt. Der rechte Verstand beim gemeinen Mann ist so ein heiteres, offenes Wesen, das allemal am rechten Ort, wo es Zeit und not ist, sich zeiget; es ist, wie wenn sein Wort nur immer au

den Augenblick passe (schicklich sei), in dem er's **anbringt**, und eine Viertelstunde früher oder später wäre es **nie mehr** das gleiche treffende, ganz auf den Augenblick **schickliche** Wort; der Schulverstand aber kommt allenthalben **immer** mit Sprüchen, die im Sommer und Winter, bei Frost **und** Hitze, in der Fastnacht und an Ostern, sich gleich **anbringen** lassen; darum ist dann aber auch dieser Schulverstand für den gemeinen Mann, der mit Haut und Haar und **Kopf** und Herzen sich so notwendig in den Augenblick **schicken** muß, in dem er lebt, gemeiniglich nichts nütze, und deswegen ist's für ihn auch so unumgänglich nötig, daß sein Mutterwitz und das natürliche Eigentümliche, das in jedem Menschen liegt, recht herausgeholet werde; und hierfür ist wieder Wohnstube, Vaterliebe, Hausarbeit, Not, Bedürfnis und dergleichen Sachen gemeiniglich der beste Lehrmeister. Wo aber der Mensch das nicht hat oder sonst noch oben darauf in die Schul muß, so sollte doch wenigstens sein Schulmeister ein offener, heiterer, lieber, menschlicher und froher Mann sein, dem seine Dorfkinder so zu sagen ans Vaterherz gewachsen wären; es sollte ein Mann sein, recht dazu gemacht, den Kindern Herz und Mund zu öffnen und ihren Naturverstand und Mutterwitz so zu sagen aus dem hintersten Winkel hervorzulocken. Aber leider ist's just an meisten Orten gerade umgekehrt: die Schulmeister scheinen oft wie dazu gemacht, ihnen Mund und Herz zuzuschließen und den Naturverstand und Mutterwitz recht tief unter den Boden zu vergraben. Auch liebt das muntere, gesunde, auf Gottes Boden Freude und Lust suchende Kind die Schule selten; hingegen das eingesperrte Kind des Heuchlers, das hochmütige Kind des Vorgesetzten und der steife Pinsel, die mit keinen Kindern Freude haben und zu allen Spielen zu dumm sind, diese sind mehrenteils die schönen Schulzierden und halten den Kopf unter den andern Kindern in die Höhe, wie der hölzerne König im Kegelspiel unter den acht andern Gespanen hervorragt; hingegen muß dann der lebhafte Knab, dem es unmöglich, Aug und Ohr stundenlang auf

ein halb Dutzend Buchstaben, die er hasset, zu heften, und das hüpfende Mädchen, das, während der Herr Schulmeister vom ewigen Leben redet, mit seinen zeitlichen Händen unter dem Tisch kleine Narrheiten treibt, das müssen dann so oft, nach des Herrn Schulmeisters seinem Urteil, die Böcke unter der Herde sein und Kinder, die sich nicht für ihr ewiges Heil bekümmern. Der Tropf hat freilich Unrecht: sie haben nur lange Zeit; indessen, wenn der Schulmeister das stille Kind des Heuchlers, das verbissene Kind des Vorgesetzten und den dummen, steifen Pinsel, der alles auswendig lernet und nie lachet, diesen lebhaften Kindern vorziehen wird, so werden diese sicher fühlen, daß ihnen Unrecht geschieht, und, so zart und jung sie sind, dennoch ganz gewiß einen tiefen, bittern Groll und Haß gegen die vorgezogenen Kinder, und wohl so bald auch gegen ihren Herrn Schulmeister ins Herz fassen. Indessen ist es eine unumgängliche Pflicht für jedermann, dem es nicht gleichgültig, ob den Hauptursachen der größten Lastertaten Einhalt geschehe oder nicht, es geradezu und unverholen zu gestehen, daß aus dem tiefen Unwillen und Haß, den oft ebenso verständige als lebhafte Kinder an ihre Mitschüler und Vorgesetzten zu legen gleichsam mit Haaren zugezogen werden, ein Keim von Bosheit erwächst und einwurzelt, der dann vielfältig aus Menschen, die in ihren Grundanlagen weit die vorzüglichsten sind, die unglücklichsten Verbrecher bildet. So viel und weniger nicht kann ein unglücklicher Vater ernten, wenn er sich mit blindem Zutrauen darauf verläßt, sein Kind könne in der Schule nichts Böses lernen. O, es ist ein heiliger Ort um die Wohnung des Menschen. Da kennt, da versteht man einander, da geht einem so alles ans Herz; da soll man einander lieb sein, wie man sonst nirgend in der Welt einander lieb ist; da ist es so still; da ist nichts Fremdes, und kein Schulgewühl; da schneidet ein Sohn Rüben, und rechnet mit dem Vater; da spinnt die Tochter, und lernt im Spinnen die Lieder alle, die ihre Mutter neben ihr singt; da hält man keine Hand still um des Lernens willen, und für das

Landvolk ist das keine Arbeitszeit beim Lernen verlieren und keine Hand beim Lernen stille halten das Allerwichtigste. Auch, wenn ich Zeit und Geduld hätte und Schulmeister auf meinem Dorf sein könnte, so würde ich Spinnräder, Spitztrukken[1] und Webstühle in meine Schulstube nehmen, und meine Bauernkinder müßten mir einmal reden und reiten[2] mit einander lernen. Ich würde ihnen so laut, wie ein Leutnant, der das erstemal mustert, das, was sie lernen müßten, vorsprechen; ich würde mit großen weißen Buchstaben Lehr und Rechnung an die schwarze Wand kreiden, und sie müßten mir nach denen lernen[3], mitten im Spinnen und Weben, nnd um deswillen keine Hand still halten. Denn Arbeiten ist für das Landvolk das Nötigste; darum müßten mir die Landschulen das Nötigste am meisten treiben und üben, und darum würd ich dann das weniger Nötige den Kindern auch so leicht und kurz, als immer möglich, in den Kopf zu bringen suchen. In der Stadt möchte mir dann meinethalben diese Ordnung ganz nicht die rechte sein; denn da verdient man mit Sitzen und Staunen und Schreiben sein Brot und sein Zuckerbrot, da muß man also auch dieses den Kindern nicht im Spiel und Spaß beizubringen suchen; denn der Mensch lernt das, was sein Beruf ist, im Scherz und Spaß gewiß nie recht; aber bei meinen Landkindern wäre dann Handarbeit der eigentliche Beruf und mein Lehren nur so die Nebensache, damit der Kopf dieser guten Leute bei Sonn- und Werktagen nicht ganz leer bliebe. Ja, Meister, hätte ich so eine Schulstube, und ging's mir gut und lernten meine Kinder brav neben der Arbeit, so würd ich mir einbilden, ich könnte mit meiner Arbeit die schlechten Schulen im Land, in denen die Kinder für ihre Wohnstuben mehr verdorben als zurecht gemacht werden, umgießen, wie alte bleierne Kugeln. Ja, Meister, wenn ich's so in der Ordnung hätte, so ging ich zu jedem braven Vater, zu jeder braven Mutter in meinem Dorf, führte sie in meine Schule, gäb ihnen mein Buch, aus dem ich meine Kinder lehrte, in die Hände und sagte zu ihnen: Braver Vater,

brave Mutter, sehet, wie wenig es braucht, die Kinder zu lehren, und wie leicht ihr das daheim mit den euern selber tun könnet! Ich würde nicht ruhen und nicht nachlassen, bis sie es versuchten; ich würde sie heimlich in ihr Haus verfolgen; ich würde sie treiben und stoßen, ihnen raten und helfen, bis sie es könnten; und ich würde, will's Gott, die Freude erleben, selber zu sehen, daß sie in ihren Wohnstuben viel mehr und besseres mit ihren Kindern ausrichten würden, als ich mit allem meinem Eifer in meiner Schul.

So redete der gute Joost in seinem Eifer über die Fehler der Landschulen, und sein Meister und Else wurden gar aufmerksam auf das, was er sagte; denn es schien ihnen viel Wahres darin zu liegen. Aber dennoch, sagte der gute Christoph, das Ding wird auch noch ein paar andere Seiten haben. Else hingegen antwortete ihm lebhaft: Meinetwegen mag's jetzt siebenzehn Seiten haben oder achtzehn, so will ich jetzt einmal meine Kinder mehr um mich und an mich haben; und es ist offenbar die natürlichste Arbeit von Vater und Mutter, ihre Kinder so viel selbst zu lehren, als sie nur können; und über das ist es nun mir jetzt glatt aus, wie dem Joost: es geht einem ein Schauer durch Leib und Seel, wenn man denkt, was die Schulmeister auf den Dörfern hier und da für Leute sind. Namse mir, Vater, aus der ganzen Nachbarschaft einen, außer dem in Wollau, den du in deiner Wohnstube gern hättest, oder nur als Hausknecht brauchen könntest! Unsrer hier ist der hochmütigste, dümmste, hässigste Mann im Dorf; der in Hirzau ist der größte Tellerschlecker in der ganzen Herrschaft; der in Arnheim hat jetzt zwanzig Jahre nach einander alle Haushaltungen hinter einander gerichtet, und wenn der junge Junker nicht so wäre, wie er ist, er triebe auch dieses Spiel zwischen ihm und dem Pfarrer, wie unter dem alten; der in Lonkofen stinkt alle Morgen von Branntwein, und der in Oberhofen, sagt man öffentlich, sei ein Dieb; und ich weiß, Vater, du würdest keinem von diesen gar ruhig über einen Winter eine Kuh oder nur ein Kalb anvertrauen.

Und darum ist in Gottes Namen nichts dagegen zu sagen: man muß mehr selbst zu seinen Kindern schauen und sollte nicht blindlings und in Tag hinein glauben, es gehe alles gut, wenn man Kinder nur in die Schule schicke. Chr. Liebe Else, du bist gar im Eifer; ich will dich auch gar nicht hindern. Es bleibt dabei, ich will noch gern zuhören und dir helfen an der Schulmeisterarbeit, die du dir so vornimmst. Aber, Joost, wenn mir deine Meinung mit dem, die Kinder während der Arbeit zu lehren, auch noch so wohl gefiele, so muß ich doch sagen, daß es Sachen zu lernen gibt, wobei man nicht arbeiten kann. Das Schreiben z. E. und das Rechnen fordert durchaus, daß man die Händ dazu brauche. J. Du hast hierin ganz Recht; aber es braucht hierzu nicht so viel Zeit, als man glaubt; es kommt hierin weit mehr auf Ordnung und steifes, fortgesetztes, anhaltendes Üben, als auf viele Zeit an; und am Samstag und Sonntag abends müßten mir alle Landkinder schreiben und rechnen, daß es eine Lust ist; und dies wäre Zeit zum Überfluß für diese Arbeit. E. Und gewiß ein christliches Mittel, dem gottlosen Leben, das das Landvolk fast allenthalben am Sonntag aus langer Zeit, weil es nichts anzufangen weiß, treibt, ein Ende zu machen.

Fünfzehnte Abendstunde.

E. Wir haben gestern in allem Eifer ob den Schulen vergessen, worob das Gespräch eigentlich angegangen. J. Das geschieht eben viel. Wenn man so zusammensitzt, bloß mit einander zu reden, die meisten Gespräche sind wahrlich so den Morgenträumen gleich, in denen man in einem Augenblick aus dem Stall nach Ägypten, und aus Ägypten ins Appenzellerland hinkommt. Chr. Es ist wahr, man redet gewiß nur dann recht und in der Ordnung, wenn auch etwas obhanden, warum einem auch eigentlich zu tun ist. E. Es wird, denk wohl, beim Reden sein, wie beim Tun; und da lernt gewiß immer der am besten haushalten,

den Umstände und Geschäfte so zu sagen darauf stoßen, wie er alles einrichten und angreifen muß. J. Es trifft einmal fast allenthalben ein; wer steif acht gibt auf das, was er tut, wird auch mit Bedacht und Überlegung sagen, was er redet, und wieder umgekehrt, wer mit Bedacht redet, wird auch mit Überlegung handeln. Chr. Wenigstens hat das unsere Gertrud beides gut bei einander. J. Ja, und das bis auf die kleinsten Kleinigkeiten hinab. Chr. Es ist wahr, sie zeiget in den kleinen Samstagsarbeiten, beim Reinigen ihrer Stuben und beim Kämmen ihrer Kinder nicht weniger, daß sie ihren Kopf dabei hat, als gestern bei der Unterredung mit Arnern. J. Und das ist, weiß Gott, Else, was in allen Ständen in der Welt machet, daß einer seiner Stelle und seinem Platz, worin er stehet, gewachsen ist. Weib und Mann, Herr und Knecht müssen so zu sagen täglich und stündlich ihren Kopf bei hundert abwechselnden Kleinigkeiten festhalten, indem diese zusammen die Hauptsache fast aller Berufe ausmachen. E. Das, was du da sagst, Joost, bringt mir einen Gedanken wieder in Kopf, den ich die Zeit und Jahr her gar oft hatte; es sei nämlich ein wahres Unglück, daß man die Kinder je länger je mehr so lebhaft erziehe und, wie man sagt, nur zu Hauptsachen und zum Wichtigsten ausbilden will, und dabei dann sehr versäumt, sie für die hunderterlei kleinern Sachen im Haus, wie ehedem, aufmerksam und verständig zu machen. Die Alten hielten ihre Kinder weit mehr ruhig, als wir, und diese Ruhe bei der Arbeit bildet die alte Eigentlichkeit, die uns allenthalben so mangelt. Das aber rühret wieder von dem, was wir gestern sagten: sie hatten die Kinder mehr in ihrer Wohnstube. Chr. Wirklich kann man sich nicht vorstellen, was mehr geschickt sein sollte, Kinder zu der im Leben so allenthalben nötigen Ordnung und Bedächtlichkeit zu bilden, als eine Wohnstube, wie der Gertrud ihre. E. Ja, ich glaube selber, diese Stube hielte die Probe aus. J. Nun, was wäre denn deine Probe, Else, über die rechte Weiberordnung in

der Wohnstube? E. Ha, Joost, völlig die gleiche, mit der du deine Stallordnung probieren könntest. J. Nun, was denn? E. Du Frägler! Du verstehst mich wohl; aber wenn ich mich noch mehr erklären muß, so will ich doch auch bei dir anfangen. Wenn du das Vieh anspannen solltest, ehe du gefüttert, wenn du füttern solltest, ehe das Heu und das Geleck gerüstet, und melken, ehe das Vieh ab der Weid heim ist, so ist dein Stall nicht in der Ordnung; und aufs Haar so ist's mit der Weiberarbeit. Wenn eine Frau nie fertig wird, und immer noch an der ersten Arbeit ist, wenn die Zeit zur andern da ist; wenn sie kochet, wenn man essen sollte, und kämmet, wenn's zur Kirche läutet, und Strümpfe flickt, wenn sie der Mann am Bein hat u. s. w., so ist eine Wohnstube in der Ordnung, wie ein Stall, in dem ein Lumpenknecht Meister ist. J. Es ist nichts dagegen zu sagen; deine Elle ist gut; aber ich fürchte, daß viele Weiber nicht gern ihr Haustuch an dieser Elle messen ließen. Chr. Und doch wär's gewiß wichtig, daß jedermann seine Hausordnung messen würde. Denn das nie fertig werden, weil man nie keine Ordnung hat, macht so vielen Vätern das Hausleben zur Last, und hingegen die Ordnung in der Wohnstube macht gewiß fast allen Menschen die vier Wände, zwischen denen ein Weib und Kind leben, zu einem Himmel auf Erden. E. Einmal bei allem Hauskreuz war der Gertrud Wohnstube gewiß ein kleiner Himmel. J. Das ist die Wohnstube allenthalben, wenn Vater und Mutter recht gute und liebe Leute sind und dann auch diesen kleinen Himmel so in Ordnung halten, daß Engel und Ehrenleute zu jeder Stunde hineingucken dürfen. Chr. Das wäre wohl wieder eine Probe über den Haushimmel, und das eine rechte. Denn Unordnung verderbt allen Genuß, den der Mensch von seinem Hausleben hat; und z. E. nur von einem einzigen Stück zu reden, so sollte die Stunde des Abends, wenn der Mann von seiner Arbeit heimkommt, ihm zur Ruhe und Erquickung dienen, und ihm auch unter den Strohdächern nicht durch

ein unordentliches Gewühl von hunderterlei umherliegenden Sachen, die ausgemacht und an ihrem Ort liegen sollten, verdorben und verbittert werden. Auch der gemeinste Mensch wird so maßleidig[4], wenn er müde von der Arbeit heimkommt und dann in der Wohnstube, wie im Wald, über Stauden und Stöck stolpern muß, und eine Frau antrifft, die, bis sie ins Bette will, nie Zeit hat, ein Wort mit Ruhe zu reden, oder etwa auch einen Spaß, den man zweimal gern hörte, zweimal zu erzählen. J. Das war nicht der Gertrud Fehler; ihre Sorgfalt, mit der ganzen Samstagsarbeit fertig zu werden, ehe der Mann heimkam, ist Meisterarbeit von einem Weibe, das ihren Mann bei guter Laune und beim Appetit zum Genuß der besten Hausfreuden zu erhalten weiß. E. Und diese steife Hausordnung war dann auch das, was ihr möglich machte, ihre Kinder so zu lehren, wie sie tat. J. Das ist ganz richtig; es hängt alles in der Welt so zusammen. Das „recht brav im Herzen sein“ lehrte sie ihre gute Hausordnung, und ihre gute Hausordnung macht sie zur besten Schulmeisterin, und ihre Liebe zu ihrem Mann zeiget ihr den Weg gar natürlich, selber zu finden, daß dem Vater, wenn er heimkommt, Freude zu machen, das sicherste Mittel und der beste Grund ist, Kinder zum Lernen und Arbeiten anzutreiben. E. Das ist eine wichtige Anmerkung, Joost. Es ist oft so schwer, die Kinder zum Lernen zu bewegen, insonderheit, was sie etwa noch nicht recht verstehen, und jetzt ist's, wie wenn mir die Augen hierüber aufgingen. Wenn man nur machen kann, daß es den Kindern recht ans Herz geht, den Eltern mit dem Lernen und Arbeiten recht Freude zu machen, so hat man die Sache gewiß und sicher am rechten Ort angegriffen. Ich habe dem Ding sonst so viel nachgestaunt, und immer gefunden, daß es sehr schwer und gefährlich ist, wenn man sie mit etwas Unrechtem zum Lernen antreibt. In der Schul setzt man die, so recht lernen, oben an, und die, so nicht recht lernen, unten an; in der Kirche rühmt der Pfarrer die, so wohl

aufsagen, oft aber auch keinen weitern Verdienst haben, als daß sie frech sind, herzhaft ins Buch hinein schielen und sich ordentlich die Antwort einblasen lassen; und er schilt dann die, so nicht wohl aufsagen, ob sie gleich keinen weitern Fehler haben, als daß sie furchtsam und schüchtern sind. Aber das sind alles Sachen, womit man gewiß nicht den geraden Weg wahrhaft lehrbegierige, stille und arbeitsame Leute macht. Der Knabe, der in der Schule obenauf kommt, pochet und trotzet, der so hinunter muß, wird entweder niederträchtig[5] und achtet es nicht, oder giftig und wildelet[6], und glaubt meistens, er leide Unrecht. Und wenn der Pfarrer ein Kind ab der Kanzel herunter rühmt, so brüstet es sich wahrlich während des Gottesdienstes und mitten in der Kirche. Das ist aber gar nicht so, wenn der Vater heimkommt und sich freuet ob dem, was seine Kinder getan und gelernt; er mag rühmen, was er will, das Kind wird darum kaum stolz, es wird vielmehr ihm um den Hals fallen und weinen, und wenn sein Herz noch so durch und durch erquickt ist von des Vaters Lob, so wird es doch kaum eine Spur von Eitelkeit in sich selber fühlen. Deswegen finde ich, ich mag's kehren und drehen, wie ich will, daß es zum Lernen und Arbeiten nur zwei gute Gründ und Triebräder gibt: entweder muß das Kind den Vorteil von der Lehre selber sehen und wünschen, oder seine Eltern müssen ihm so lieb sein, daß es von ganzem Herzen aus dem Grund gern lernt und arbeitet, damit es ihnen Freude mache; und die wenigen Worte: „Du hast Brot, Kind, wenn du arbeitest, und machst uns Freude, wenn du lernest,“ sind also der wahre Schulstab, womit man Kinder zum Lernen und Arbeiten treiben kann; und alle die Schulmeisterkünste, die nichts Böses hervorbringen sollen, müssen ganz gewiß dahinaus laufen, daß Pfarrer und Schulmeister den Kindern wie Vater und Mutter lieb werden und folglich auch, ihnen zu gefallen und Freude zu machen, gern lernen; oder daß Kinder den Nutzen ihrer Arbeit genießen und vor Augen haben. Chr. Aber, wir

kommen fast wieder in unsere gestrige Materie; wollen wir nicht den künftigen Abschnitt lesen? E. Nein, ich muß doch auch noch das sagen, daß mir das Lied der Gertrud mit ihren Kindern nur halb gefällt. J. Was hättest du denn für eins mit ihnen gesungen? E. Was weiß ich jetzt gerad? ich denke: „Wer nur den lieben Gott läßt walten.“ Fritz. Ja, das wär gewiß ein schöneres Lied. Sing's doch mit uns, Mutter! Gelt, Vater, wir wollen's doch singen? Chr. Ei ja, gern, wenn ihr wollt. Sie singen jetzt das Lied: „Wer nur den lieben Gott läßt walten!*) E. Das wäre einmal gewiß ein besseres Lied für die Leute und ihre Umstände gewesen, als dieses da: „Der du von dem Himmel bist.“ J. Es ist doch auch schön: der Friede im Herzen, der vom Himmel ist und in Leid und Freude einem die stille Ruhe gibt, der den doppelt Elenden auch doppelt[7] glücklich machen kann und allen Menschen das Umtreiben von Freud und Leid, von Kummer und Sorgen, mit dem man sich in der Welt plagen mag, erleidet[8] und abnimmt, dieser Friede im Herzen ist doch auch eines Liedes wert, das alle Menschen singen sollten. Chr. Ja, wenn man's so begreift und erklärt, wie du jetzt sagst; aber das unsere ist so einfältig und leicht. J. Es schadet doch aber auch nichts, wenn man bei dem, was man singt, etwas nachzusinnen hat; und ich kann nicht bergen, das „Der du von dem Himmel bist“ gefällt mir einmal ebenso gut, als dein altes Lied[9]. Chr. Aber, Joost, wenn ich das „Wer nur den lieben Gott läßt walten“ singen höre, so ist mir allemal, mein alter lieber Großvater stehe vor mir und singe das Lied. Ja, Joost, man sah es ihm immer so an, wie das Lied ihm Freud und Trost war, daß mir allemal Tränen in die Augen kommen möchten, wenn ich dran sinne; darum kann mir auch in alle Ewig-

*) Anmerkung zum Lied an Frau * * v. Z. Liebe Freundin, ich hoffe, du werdest jetzt mit meinem Mann zufrieden sein, und dieses Lied werde dir jetzt für das Buch so schicklich vorkommen, als dir das erste unschicklich vorkam. Deine N.

keit kein Lied so lieb werden, als das. J. Das ist wohl gut und recht, Meister; aber das ist etwas für dich allein und stehet nicht im Lied. Und du mußt doch auch denken, es hat nicht jedermann dasselbe von einem so lieben Altvater gelernt, und man siehet hingegen tausend Menschen, die so alte Lieder wie den Rosenkranz herunterbeten, weil sie ihrer gar zu gewohnt sind. Selbst das heilige Vaterunser hat leider Gott erbarm dieses Schicksal, daß es von Jugend auf vielleicht gar zu viel und zu oft von den Leuten ausgesprochen und herabgesagt wird. Der Mensch gibt auf alles, dessen er gar zu gewohnt ist, wenig Achtung, und darum tut auch das Erneuern allem in der Welt so wohl. Chr. Nun, Fritz, du mußt das Lied: „Der du von dem Himmel bist,“ auch lernen. Fritz. Gar gern, Vater!

Sechszehnte Abendstunde.

Wichtiger könnte man's nicht beweisen, daß Gertrud dem Lienhard lieb war, sagte Joost, da Christoph den dreizehnten Abschnitt unsres Buchs gelesen. Wie verstehest du das? erwiderte ihm Christoph. J. Ha, weil er ihr so lang nacheinander alles erzählt, was er so zu sagen im hintersten Winkel auftreiben konnte. E. Meinst etwa, Joost, wenn man den Männern nicht lieb, so erzählen sie einem nicht viel? J. Du meinst es auch selber, Else. E. Es ist wahr, ich meine das; aber ich meine dann zweitens doch auch, daß es Männer gebe, die die Weiber lieb haben und ihnen doch wenig erzählen. J. Darüber streite ich dann nicht mit dir. E. Aber hier war es auch Materie dazu. Der Arner da ist ein Mann, der einem nachzusinnen und zu erzählen die schwere Menge mitgeben kann. J. Das ist wahr. Die Art, wie er mit dem Maurer umging, war ein Meisterstück von der seltensten Kunst. Chr. Und was wäre das für eine? J. Ha, die Kunst, einen Menschen, der im Fehler ist, aus dem Grund zu bessern. Chr. Glaubst du, das sei die seltenste Kunst in der Welt? J. Ja, ich glaube

es. Chr. Aber woraus schliessest du, daß Arner sie so besonders gut verstehe? J. Ja, weil er sie so besonders gut zur Hand nimmt. Er gibt dem Maurer, der ob dem Trinken bei ihm verklagt ist, zuerst selber ein Glas Wein, und zeiget ihm so gutmütig und herzlich, daß er es ihm gönne und den rechten Gebrauch davon billige, und selber wohl begreife, daß seine Umstände und seine Arbeit ihm den Wein angenehm und wirklich notwendig machen. So schickt er Liebe, Billigkeit, Verstand und das gute einen Unterschied machen voraus, und kommt dann erst hernach mit dem mäßigen Rat, den auch ein Bösewicht nicht zu hart finden könnte: „Tue nicht zu viel zur Sache, und wenn du trinkest, so denk, daß du ein Weib und sieben Kinder zu Haus hast, die dir doch auch nicht für einen Rausch feil sein werden.“ Das, meine ich, Meister, heiße die Kunst, einem Fehlenden ans Herz zu kommen, recht gut ausüben; einmal ich habe noch nicht viel Herren auf der Kanzel dem Laster (so) zu Leib gehen sehen. Chr. He, du Narr, wie könnten sie das so auf der Kanzel? J. Ich mein's jetzt nicht so; aber auch in der Studierstube machen's die meisten nicht so. Und doch wird's ewig wahr bleiben: wer nicht in die kleinsten Umstände des Fehlenden eintritt, wer nicht selber siehet und fühlet, wie dieser so nach und nach, Gott weiß wie, in alles hineingekommen, wer nicht Liebe und Wohlwollen voraus zeigt, und noch gern selber ein Glas Wein dran gibt, damit der Fehlende sehe und merke, daß es lautere Wahrheit und kein Schatten von Hartherzigkeit ist, was man ihm sagt, der richtet nichts aus, und es ist, weiß Gott, wahr: wer zu stolz oder zu fromm ist, um, wo es nötig, auch mit einem Glas Wein in der Hand den Mann anzureden, den er bekehren will, der versteht die Kunst nicht, und täte dann auch besser, er würde das Handwerk nicht treiben. Chr. Das Glas Wein hat dich weit geführt, Joost. J. Das Glas Wein, wie's ihm Arner gab, und was er dazu sagt, mag wohl jedermann weit führen. Die Kenntnisse der Berufsarten des Volks und des

Entschuldigenden, das sie für die Fehler der Menschen haben, und die Einsicht, was einem jeden rechtmäßig gehört, ist vielleicht das Wichtigste, was Seelsorger und oberkeitliche Personen nicht genug studieren. Denn der Fehlende, den man ohne Aufmerksamkeit auf die entschuldigenden Umstände, unter denen er lebt, schilt und strafet, wird immer den Bestrafenden nur hassen oder verachten. Der Arbeitsmann, der merkt, daß man nicht versteht oder verstehen will, was ihm rechtmäßig gehört, wird durch Nebenwege das erschleichen, was ihm nicht gehört; und der Untertan, dem man ohne Menagement[10] seines Berufs und seiner Umstände aufladet, was er in den Tabellen, die man, wie Kalender, in Studierstuben ausheckt, tragen mag. wird am Ende für seinen Herrn so unnütz, als für sich selber. Und so verliert das Volk dadurch, daß seine oberen Stände nicht genug Kenntnis seiner eigentlichen Umstände, Bedürfnisse und Lagen haben, alles Zutrauen und alle Liebe zu diesen Ständen; und der doch alte Genuß, den man gegenseitig von einander hätte, wenn's anders wäre, gehet dadurch mehr als zur Hälfte verloren. Darum ist es so wichtig, daß die höhern Stände allgemein wohl verstehen, daß die Kunst zu strafen gar oft im recht Entschuldigen[11], und die Kunst, sich vor Schelmen und Dieben zu sichern, gar oft im Verstehen und Gönnen und Geben dessen, was einem jeden rechtmäßig gehört, und die Kunst aufzuladen hauptsächlich in der richtigen Kenntnis des Tiers, so die Last tragen muß, bestehet. Chr. Joost! Joost! Du sagst aber wieder vieles, und wenn's so ist, so wär's mit dem Regieren fast so schwer, als mit dem Himmelreich, daß wohl so bald ein Kameel auch leichter durch ein Nadelöhr eingehen, als ein Mensch ein ganzes Volk völlig recht regieren möchte. J. Ich verstehe das nicht; aber so viel sehe ich doch, daß einer besser zu Schlag und zu Kehr[12] kommt, wenn der Haufe, den er regieren muß, nicht gar zu groß ist. Ehedem aber achtete man die Kunst auch für gar schwer und glaubte, es brauchte notwendig Erfahrung und ein ziemliches Alter dazu. Chr.

Unser Arner ist aber doch auch noch jung, und macht doch seine Sache recht gut. J. Es ist wahr, er macht seine Sache so, daß man meinte, er wäre nicht nur älter, sondern auch einmal selber arm gewesen, so weiß er durch und durch, wie's mit der Armut ist, wo sie herkommt und wie ihr zu helfen. Chr. Und das wissen, weiß Gott, wenig Herren. J. Darum sollten wir Landleute auch mehr für die Armen in unsern Dörfern tun; denn wir können es besser und leichter als alle Herren und alle fremden Leute. Der Arme ist ja an unsrer Seite, man siehet aufs Haar und alle Stund, wo's ihm eigentlich fehlt. Man kann so leicht und natürlich mit der Hülf guten Rat und mit dem guten Rat Hülf verbinden; das aber kann der, so eine Stunde von ihm weg wohnet und eine andere Lebensart, als er, führet, mit allem guten Herzen, das er haben mag, nicht; und doch ist die wahre Hülfe für den Elenden gewiß immer diese, ihm nahe an seiner Seite zu wohnen und ihm in den Augenblicken seiner Not und seiner Unruhe an der Hand zu sein, und dem Unglück und den Verwirrungen vorbeugen zu können, in welche eben dieser Augenblick der Not den Armen so gemeiniglich stürzt, und welchem er so selten entrinnt, wenn er nicht einen Mann in der Nähe hat, zu dem ihn, so zu sagen, sein Herz hinzwingt, sobald er in der Not ist. Deswegen ist vielleicht das eigentliche wahre allgemeine Landesalmosen, welches Oberkeiten und Lehrer dem guten Volk in niedern Hütten schenken und geben sollten, dieses: das Opfer der Liebe in den Dörfern selber anzuzünden, daß die gemeinen Leute im Land sich unter einander auch wieder selber mehr Hülfe und Rat und Trost wären; hätten wir das recht, ich würde allen Oberkeiten alle weitere Armen(hülfe) gern schenken. Chr. Du meinst es gut, Joost, aber bis wir's haben, wollen wir einmal noch Gott danken für die Armenbrötlein, die uns unser Pfleger austeilt; denn die Bauern lernen leider alle Tag mehr dem Armen „Helf dir Gott" zum Fenster hinausrufen. J. Es ist wahr. Aber es wäre doch auch möglich,

die Leute wieder zu dem Mitleiden und zu der Wohltätigkeit zu bringen, die bei den Alten so allgemein waren. E. Ich denke, anstatt ein Wort mehr davon zu reden, sei es besser, wir fangen an unserm Ort selber an, zu tun, was wir können und mögen. Chr. Ja, Else, der Hildebrand und der Tannegger, unsere nächsten Nachbarn, sind so in Umständen, daß sie unsere Hülfe und unsern Rat gewiß alle Tage nötig haben, und die wollen wir ihnen von heute an geben und nicht warten, bis sie uns darum bitten. J. Das ist, weiß Gott, der einzig rechte Weg; und wenn man schon der Oberkeit und den Geistlichen für alles Gute, das man von ihnen hat, allen Dank schuldig ist, so ist doch wahr, es kann und wird in Ewigkeit in den Dörfern nicht recht gehen und stehen, bis die Nachbarn einander selber liebreich und gutmütig an die Hand gehen. Chr. Nun, wir wollen, will's Gott, das Unsere tun. J. Segne Gott euch euer Vorhaben! E. Es macht einem in der Welt gewiß nichts so wohl, als dieses. J. Und je mehr ihr's tun werdet, je mehr werdet ihr finden, wie leicht es auf dem Land ist, der Armut zu helfen. E. Ist es in den Städten mit der Armut viel anders? J. Ja, Else, der Unterschied ist auf eine Gattung unglaublich. Auf dem Land ist alles gar einfach und an der Tür, was man haben muß; aber in den Städten ist alles gekünstelt und ab der Hand, selber das, was Brot gibt und was man da unumgänglich haben muß, ist oft so ungewiß und unsicher und hängt von so tausenderlei Umständen ab und fordert so viel, daß einem schauern möchte ob dem Stadtleben, wenn man nicht wohl hintersetzt[13] ist. Denn je künstlicher dir dein Brot kommt und je mehr du nötig hast, desto leichter kannst du arm werden, und desto schwieriger hast du, dir wieder zu helfen. Auf dem Land erstreitet man mit mutigem Harren und Einschränken leicht wieder das Nötige, um ruhig zu leben; aber in der Stadt, wenn du einmal in Unordnung bist, helf dann Gott, was für hundert Künste es braucht, wieder auf ein halbes Bein zu kommen. Doch muß ich das

auch wieder sagen, daß die Armut in Stadt und Land dieses wieder gleich hat, daß hier und da die Not selber das ist, was den meisten Leuten wieder auf die Beine hilft. Chr. Wie kommt das? J. Ha, das kommt so, weil die Not keine Kompliment mit unsern Fehlern machet. Steckst du recht darin, so magst du es lang probieren, dir tausenderlei Entschuldigungen über deine Fehler vorzulügen, du wirst bald merken, daß dir das nichts hilft, und daß du mit Kopf und Händen da angreifen mußt, wo dich die Not drückt. Das alles aber lernst du gewiß nicht so, wenn du nicht in der Not bist. Darum wirst du auch immer finden, daß, wer viel in Not und Sorgen war, gemeiniglich mehr ist, mehr kann und mehr wird, als die guten Hansen ohne Sorgen. E. Das ist so wahr und nicht wahr. Die Not kann einen eben so leicht abschwächen, als stark machen, und wenn's zu hart gehet, so kann's im Menschen brechen, wie die Saiten im Bogen, die du zu hart spannst. Eines mag viel tragen, der andere wenig; oft sinkt einer nieder und stehet nicht mehr auf unter einer Bürde, die ein anderer wie nichts trägt. J. Es ist wahr; aber doch muß man auch sagen, es ist das Einsinken auch selten, außer bei Leuten, die so erzogen sind oder so leben, als wenn sie sich just einrichteten zum nichts tragen und nichts überwinden mögen. Und dann sind sie in Gottes Namen selber schuld, daß sie mit allem, so wenig es ist, dennoch so geschwind überladen sind. Indessen aber kann man es nicht genug sagen, wie gut es dem Menschen ist, wenn er, besonders in der Jugend, nicht alles hat, was er will, sondern fest und steif dazu gezogen wird, sich in tausenderlei Sachen oft viel zu überwinden. E. Das ist gewiß gut; aber die Vorsehung hat auf tausenderlei Arten dafür gesorgt, daß jedermann auf Gottes Boden, der Reiche nicht weniger, als der Arme, sich täglich bei einer Menge Sachen zu überwinden hat. J. Es ist aber doch ein Unterschied in dem, wo sich der Arme, und in dem, wo sich der Reiche zu überwinden hat; könntest du mir ihn sagen, Fritz? F. Ha, der Reiche hat einmal auch

Essen und Trinken und Kleider, und muß sich also nur ob Sachen überwinden, die er ohne Schaden mangeln kann. Der Arme hingegen muß sich oft ob Sachen überwinden, die er oft so notwendig hat, als Schuh und Brot. J. Wessen Überwinden braucht also mehr Stärke? F. Des Armen seines. J. Tut aber dem Reichen sein Überwinden nicht ebenso weh, als dem Armen seines? F. Wohl freilich, Joost. Der arme Leuppi gehet dir eine ganze Nacht durch über Berg und Tal um einen Gulden, ißt keinen Mund voll, bis er wieder heimkommt, und freuet sich wie ein König, wenn du ihm dann den Lohn gibst; hingegen, weißt noch, wie wir uns fast zu Tode lachten, da du uns vor vierzehn Tagen erzählt, daß des Meiers feister Joggeli die hellen Tränen geweint, da der Doktor ihm das Schweinefleisch verboten? Also magst du wohl sagen, das Überwinden tue dem Armen gar nicht weh gegen dem Reichen. J. Nun denke ich, Fritz, könnest du auch erraten, welchen Kindern es besser gehe, denen, die sich in der Jugend viel und oft überwinden müssen, oder denen, die alles haben, was sie wollen. F. Gewiß denen, die nicht alles haben, was sie wollen. In der Schule selber sind die, so immer alle Säcke voll Fressen und Geld haben und tun und kaufen können, was sie wollen, immer die ungeschicktesten, unanstelligsten und hässigsten; sie kommen mit den andern nie recht fort; und wenn du meinst, wie gut sie mit dir sind, so haben sie dir im Augenblick den Narren im Grind (Kopf) und etwas wider dich, ohne daß du auf aller Welt wissen magst, warum. J. Merkst also, Fritz, daß es dir wohl bekommen mag, daß ich dich am Morgen mit der lieben Sonne zum Bett hinaustreibe? F. A! (In) Gottsnamen aufgestanden. J. Morn am Morgen ist das lustig, Fritz; es gilt dir am zwei[14]. Aber jetzt möchte ich noch eins von dir wissen: Was dünkt dich, ist es also ein Unglück, daß so viel Leute in der Welt sind, die nicht alles haben, was sie wollen? F. Nein, gewiß nicht. J. Aber warum meinst dann, daß man den Armen helfen und raten müsse, wenn das Überwinden ihnen so

gut ist, und die Not selber das ist, was ihnen wieder auf die Füße hilft? F. Ja, Joost, das ist so: es ist in unserm Herzen, und man kann nicht glücklich und ruhig sein, wenn man's nicht tut; und dann macht Rat und Handbietung nur, daß der Arme nicht unterliegt; es enthebt ihn der Mühe und Arbeit, der Überwindung, zu welcher ihn die Not auffordert, bei weitem nicht, sondern macht nur, daß er den Mut und die Kräfte behält, die ihm in seinen Umständen notwendig, um sich selber wieder auf die Füße zu helfen. J. Du hast recht, Fritz, und begreifest ganz, was man durch Almosen dem Armen eigentlich tun kann und soll; man muß ihm nämlich dahin helfen, daß er seinen Mut nicht verliere, mit allen Kräften zu trachten, um sich wieder aufzuhelfen. Die Gabe, mit der man den Armen nachlässig und träg machet, daß er so zu sagen in seinem Mist verfaulet, ist nicht nur kein Almosen für ihn, sondern hindert ihn wahrlich, selber wieder zu Kräften zu kommen. Aber b'hüt mich Gott, daß du mich nicht von Kranken, Unvermögenden verstehest; die muß man pflegen, bis sie von uns scheiden, ohne einige Rücksicht auf etwas anders, so gut man kann und mag; aber dem gesunden, vermögenden Armen, der bei seinen Leibs- und Seelenkräften ist, muß man nur die Hand bieten, um ihn aus dem Schlamm und Kot, darin er steckt, herauszuziehen, aber bei weitem nicht, ihm Brot und Fleisch und Rock und Mantel mitten in seinen Kot hineintragen, damit er sich da gedulden und ordentlich bleiben möge, wo er ist. C. Das, was du gesagt, ist sicher wahr, Joost; aber um alles zu sagen, mußt du noch beifügen: das, was den Menschen in Not und Elend am besten Kraft und Stärke gibt, oder dasjenige, wovon der Arme immer die wesentlichste Hülfe erhält, ist der Glaube, daß Gott im Himmel Not und Elend leite, wie Glück und Freude, und sicher helfe, wenn's Zeit ist. Chr. Das ist wahr. J. Und auch das ist wahr, daß alles andere, was Menschen für die Armen tun, leider Gott erbarm, eben wenig ist. Chr. Das, was Arner tat, war

auf eine Art nicht wenig. J. Auf eine Art wohl; aber es sind eben wenig Arner in der Welt. E. Ja, so wehe es einem tut, so muß man's sagen: so ganz mit Kopf und Herzen bei ihren Herrschaftleuten sind gewiß wenig Herren; aber der kennt ihre Ordnung und ihr Wesen, so gut als unser einer das A B C. J. Und so gut als viele andere Herren das Links- und Rechtsum und Jägerstände. E. Du bist boshaft, Joost. J. Das eben nicht; aber es ist vergebens, es kann nicht anders sein, als daß einem alten Bauernknecht das Herz ein wenig klopfen und allerlei in Sinn kommen müsse, wenn er von einem Junker hört, der weiß, wie man wohl Sand gräbt, wie man Leut und Vieh schont, wie man wohl bauet, wie man Arbeiter auslesen und armen Leuten helfen muß. E. Du hast Recht, Joost; ich bin kein alter Bauernknecht, aber es ist mir doch wie dir, man kann's nicht anders machen, es muß einem bei diesem Junker allerhand in Sinn kommen. . . .

Chr. Was weiß ich, Else, es kommen einem Sachen in Sinn ob dem, so er da sagt, woran man sonst in seinem Leben nie dachte. Aber ich denke, damit mich nicht noch mehr Böses anwandle, so sei es am besten, wir gehen bald schlafen.

Achtzehnte Abendstunde.

Das ist wohl seine Treue bis ins Grab bewiesen, sagte Christoph, als er den sechszehnten Abschnitt unsres Buchs gelesen, und hatte Tränen in den Augen. Und Else antwortete: Vater, sie hat so viel Stärke, die Frau, in allem, was sie noch redet und tut, und scheinet nur für sich selber schwach, und für die Ihrigen voll Leben und Stärke. J. Das Alter soll immer das geben, wenn man recht lebt, daß man im Hinscheiden seiner selbst für andere noch ganz lebe und voll Kräfte sei. E. So freuet es einen dann, das Alter und seine Schwachheiten anrücken zu sehen. Chr. Es soll nicht anders sein. Wenn unser Leben sich neiget, so sollen wir sein, wie die Bäume des Herbsts, voll

reifer Früchte. Die Unsern, die wir hinterlassen, sollen dann Früchte vom Baum sammeln, sich in den Wintertagen ihrer Trauer über unser Hinscheiden zu laben und zu erquicken. E. (mit Tränen in den Augen). O mein Fritz! O mein Mareili! Einst werden wir auch so scheiden, und wolle Gott, Kinder, daß ihr bei unserm Sterbebett auch so reife Früchte findet, wenn ihr ob unserm Hinschied trauert und weinet. — Fritz und Mareili nehmen beide ihre Nastücher zum Sack hinaus, verhüllen ihr Antlitz, schluchzen und weinen. — E. Kinder, ihr müßt nicht so weinen, wenn wir vom Todbett reden; es muß alles sterben; und es tut einem wohl, ihr Lieben, wenn man gern und freudig vom Tode redet. F. Aber, liebe Mutter, du bist doch auch jetzt wieder ganz und recht gesund? E. Ja, gottlob, mein Lieber; aber wenn man schon gesund ist, so muß man doch an den Tod gedenken. Man kann ja so leicht wieder krank werden, mein Lieber. M. Du wirst doch jetzt nicht gleich wieder krank, Mutter? E. Will's Gott nicht, du Liebe. M. So rede uns jetzt noch nicht von deinem Todbett. F. Ä, bitte, liebe Mutter! Du weißt wohl, wie angst uns war. E. Ihr Lieben, ich werde ja davon nicht wieder krank, wenn ich schon vom Todbett rede; und wenn ich sterben muß, so hilft's mir ja nicht, wenn ich schon nicht davon rede; und, ihr Lieben, der Tod ist kein Übel. Sehet, wie freudig die Kathrine davon redet, und wie gern sie in ein bessres Leben gehet. M. Aber für uns wär's doch ein Übel, wenn du stürbest. E. Das weiß der liebe Gott im Himmel besser, als ich und du, Mareili, und einmal muß ich sterben; oder wolltest du, daß ich gar nie stürbe? M. Das denk ich, Mutter! E. Aber ich wollte es nicht, Mareili. M. Ä, warum auch, Mutter? E. Liebes Mareili, der Tod ist gewiß nichts Böses, und wenn ihr nicht wäret und ich nicht so gern bei euch wäre, er käme mir alle Stunden recht, der liebe Tod. Und zudem muß man nie etwas wollen, was nicht sein kann. Du weißt wohl, Mareili, wie einfältig es ist, wenn

Kinder mit der Hand dem Mond winken, daß er herab-komme. Und wenn mein Vater und mein Großvater und dann wieder sein Vater und sein Großvater, und so weiter hinauf, alle noch lebten, man hätte nicht Platz für alle auf Erden. M. Aber die sind ja jetzt tot. E. Aber es ist mit uns ebenso. Ein Geschlecht muß dem andern Platz machen, und, ihr Lieben, man bekommt (es) mit dem Leben, so wie mit allem andern in der Welt, auch satt; und wenn der Mensch seine Kinder auferzogen und so gut als möglich versorgt hat, so kann er Gott danken und soll mit Freuden seine Auflösung erwarten, wenn Gott will. Und, Kinder, das Alter kommt gemeiniglich mit so viel Beschwerden und Zufällen, daß einem von selbst wird, wie es soll, daß man in der Schwachheit des Lebens anfängt, sich nach dem Tode zu sehnen und zu gelüsten, wie im Hunger und Durst nach Speis und Trank. Chr. Es ist ein Unglück, Else, daß so wenige Menschen den Tod also ansehen. E. Ja wohl ein großes. J. Es sind eben gar viele Menschen in der Art, die Sachen anzusehen, im Leben wie im Sterben nicht recht bei Hause, und sterben unweise, weil sie unweise lebten. Chr. Wo fehlt es auch am meisten? J. In der Wohnstube, Meister. Der Mensch muß für sein Herz notwendig wie einen Feuerherd haben, an dem es für ihn immer warm ist, und das ist ihm diese. In dieser muß er sich erholen, erfrischen, erwärmen und ausruhen; von ihr erquickt, geht er dann wieder in Holz und Feld und an jede Arbeit, die sein Beruf ist. In ihr wird er zu allem wie angezogen, was er noch so Entferntes in der Welt Rechtes und Gutes tun solle. Selbst die Menschenliebe keimet nicht in wildem Boden des herumlaufenden Lebens; sie fordert Wartung und Pflege in der Wohnstube, so wie die feinste Pflanze des Gartens Wartung und Pflege im Triebbeete fordert. Ist sie dann aber da erstarket, so versetze sie in allen Boden, wo du willst, und sie wird dir gedeihen. Wenn der Mensch als Sohn, als Vater, als Tochter und Mutter, als Bruder und Schwester recht und

brav ist, so kommst du mit ihm hin, wohin du willst, er wird dir allenthalben recht und gut sein; ist er aber in seiner Wohnstube nicht brav, fromm und gut, so wirst du nie nichts Sichres an ihm haben, du magst ihn in der Welt brauchen wollen, wie und wo du willst. E. Darum segne mir Gott die niederen Hütten im Land; denn die beste Wohnstubentugend ist wahrlich unter den Strohdächern, und auch die Todbetten sind unter diesen am frömmsten und reinsten, und sicher wären in einem großen Hause nicht leicht so warme und rührende Umstände bei einem Todbette zusammengekommen, wie es braucht, ein Kind mit so viel Einfalt und Stärke von etwas Bösem abzuhalten und zurückzuführen, als hier die Kathrine den Rudeli vom Stehlen abhält und zurückführet. J. Die Reichen zeigen fast immer auf dem Todbette weniger Stärke als die Armen, und man macht überhaupt in der Erziehung fast in eben dem Grad mehr Fehler, als man meint, man sei mehr und wisse mehr, als die andern gemeinen Leute. E. Bei unserer Kranken ist ihr ganzes Tun bei dem Rudeli lauter Herzlichkeit und Einfalt, und sie kommt ihm doch mit erstaunlicher Stärke ans Herz. Chr. Ich denk es wohl. Sie spannt, bis zum ohnmächtig werden, alle Kräfte an, den Lieben noch einmal in ihre Mutterarme zu nehmen. Wie könnte es auch anders sein, als daß dieses den Knaben erweichen mußte? Auch hat er ihr im Augenblick alles bekannt und sich wie ein Schaf von ihr hinleiten lassen, wohin sie wollte. J. So den Kindern ans Herz zu kommen, und sie eben in dem Augenblick recht warm zu überzeugen, daß sie einem lieb sind, wenn man ihnen einen Fehler verweisen und sie davon abgewöhnen will, ist gewiß das Meisterstück einer guten Auferziehung. Und auch das Volk ist in seinen Fehlern gewiß wie Kinder. Wenn man seinen Verbrechen recht Einhalt tun will, so muß man sicher auch auf eine Art gegen dasselbe gehen, wie hier die Großmutter gegen den Rudeli, und auch dieses und jenes tun, woraus es sehen, spüren und greifen kann, daß der

Richter, der die Verbrechen im Land straft, es mit ihm von Herzen gut meine und selber an den Gott im Himmel glaube, in dessen Namen er richtet. Denn der Mensch läßt sich gewiß eher vom Stehlen und allem Bösen abhalten, wenn man ihm Liebe zeiget und ihn recht zum Glauben an den himmlischen Menschenvater hinlenkt, als wenn man das Land mit Galgen und Zuchthäusern voll macht. E. Was willst du davon sagen, Joost? Die Eltern haben doch tausendmal leichter mit den Kindern umzugehen, als die Oberkeit mit dem Volk, und doch bauen sie dir oft auch so armselig auf ihr mit der Rute abwehren, als immer Oberkeiten auf die Schreckmanier, von der du redetest. J. Du hast Recht, Else, selber Eltern vergessen oft, daß Menschen nicht bloß, wie Hund und Katzen, durch die Furcht vor den Schlägen in der Ordnung gehalten werden müssen, sondern daß es viel besser ist, sie zu bewegen, aus freiem Willen, aus Dank und Liebe, aus eigenen Einsichten und um ihres eigenen Vorteils willen recht zu tun. E. Das ist wohl gut; aber man muß selber verständig und brav sein, um seine Kinder auf solche Manier zu ziehen. Die Rute aber kann man auch, wenn man keinen Verstand und auch keinen Funken gutes Herz hat, gleich brauchen. J. Du spottest, Else, aber es ist doch so. Man macht bei der Auferziehung und bei allem Regieren aus dem selber recht und brav sein nicht so die Hauptsache, wie es doch sein sollte; man weiß es in andern Sachen gar richtig, und wenn es ein Handwerk oder eine Kunst oder auch nur einen Zeitvertreib antrifft, so weiß ein jeder, daß man seine Kinder am leichtesten eine solche Sache lehret, wenn er sie selber versteht und selber liebt und selber gern treibt, und man wendet auch gemeiniglich gar viel Liebe, Geduld und Sorgfalt an, um in so etwas zu seinem Zweck zu kommen. Ein gutes Herz hingegen und das Rechttun will man bei den Kindern ohne Geduld und ohne Zeitverlust mit rohen Worten und mit der Rute erzwingen, und man glaubt oft noch, wie gescheit man es anstelle, wenn

man ihnen oft und viel zuruft: Das und das ist Gott im Himmel zuwider. Aber das Kunststück ist meistens Arbeit in Wind; die Eltern müssen den Kindern zeigen, daß sie sich selber scheuen, etwas zu tun, das Gott im Himmel zuwider ist, und daß sie auf den Willen Gottes, den sie im Mund führen, im Herzen selber acht haben, wenn sie wollen, daß ihnen die Kinder das Ding, so sie sagen, glauben. Chr. Das Todbett der Kathrine bringt mir den Gedanken, man sehe vielleicht an dem, was der Mensch auf seinem Krankenlager und Todbett an seinen Kindern tut, am deutlichsten, was eine gute Auferziehung fordert. Denn da tut der Mensch ohne Blendwerk mit geradem Sinn, was das Nötigste und Wichtigste ist. E. Du mußt doch hinzusetzen, wenn er einen solchen geraden Sinn hat und sich noch vor dem Scheiden durch das Blendwerk der Erde hindurch zu arbeiten vermag. J. Einmal unsere Kathrine ersetzet durch ihr Todbett ihren Kindern, so zu sagen, allen Mangel, den ihr baldiges nicht mehr dasein in die arme Haushaltung bringen wird. Chr. Das kann der Mensch auf dem Todbett mehr und minder immer leicht. Denn die Sterbenden finden immer Eingang, auch wenn sie Sachen sagen, ob denen man sie, wenn sie sie gesund und hinter dem Tisch geredet hätten, nur verlacht haben würde; so groß ist der Unterschied zwischen einem leeren Wort und beweglichen Umständen, unter denen ein Wort angebracht wird. J. Es ist, wie wenn's nicht in unsern Herzen und nicht Gottes Wille wäre, daß bloße Worte viel auf den Menschen vermögen. E. Und doch macht man so viel Wesens daraus. J. Die gemeinsten und ärmsten Leute machen dir am wenigsten Wesens aus leeren Worten. Chr. Es ist natürlich. Leere Worte werden ihnen auch am schlechtesten bezahlt. J. Es ist vielleicht ein Glück für sie; einmal ich möchte gar viel lieber meine gerade Einfalt behalten und Erdäpfel essen, als sie verlieren, und mich fetter mästen lassen. . . .

Neunzehnte Abendstunde.

So ein Todbett und so ein Abschiednehmen bricht einem das Herz, daß man eher weinen, als reden möchte, sagte Christoph, als er den siebenzehnten Abschnitt unsres Buchs gelesen. Aber das verfluchte Wort des Vogts: „Es wird schade sein, wenn die alte Hexe einmal tot ist,“ durchschnitt mir Leib und Seele, daß ich einmal zuerst von dem reden muß, sagt Else. J. Es ist wahr, es ist entsetzlich. E. Ja wohl entsetzlich. Innert der Türe ein Weib auf seinem Todbett: es höret vor seinem Fenster den Mann, der ihm sein Leben elend gemacht, es erschrickt, zittert, überwindet sich, betet für ihn, entschuldigt ihn, erblasset und bebt, betet fort, und sinkt in Ohnmacht, als es ihn wieder höret. Außer der Türe der Bösewicht, für den die Sterbende betet: er siehet den todblassen Knaben seinem Vater rufen, er hört sein herzbrechendes „Herr Jesus, die Großmutter ist tot“, und antwortet: „Der Schade wird groß sein, wenn die alte Hexe einmal tot ist!“ Das ist ein Bild von einem Menschen, bei dem einem Hören und Sehen vergehen möchte. J. Du kannst es gewiß nicht abscheulicher finden, als es mich auch dünkt, Else. Aber es tun doch oft Menschen, die sich gar nicht zu einem solchen Mann rechnen, Sachen, die mehr und minder diesem ähnlich. Du mußt denken, der Vogt war außer der Türe und sah also nicht, was die Frau im Bett und inner der Türe eben jetzt machte; und glaube mir, Else, wenn alle Menschen, just wann sie im Eifer und Zorn von ihren Feinden reden, allemal dann auch sehen und hören würden, was diese in eben dem Augenblick in ihrer Stube tun und leiden mögen, so würden sie tausend Sachen und Wörter, die sie unschuldig und rechtmäßig glauben, abscheulich finden. E. Ich will glauben, der Vogt selber wäre todblaß geworden, wenn er das Weib so für ihn betend erblickt hätte. J. Vielleicht, vielleicht nicht! E. Es ist doch auch fast nicht anders möglich. J. So wie er ist, hätte ihm doch auch gar leicht ein „Die verdammte Heuchlerin,

was sie jetzt auch machet!" entfahren können. E. Schweig, Joost; kein Wort mehr von ihm, sonst verdirbst du uns den Abend mit diesem Satan, der unsern Engel noch auf ihrem Todbett so beunruhigte. J. O Else, dieser Satan hat ihr Todbett verherrlichet; er mußte kommen, sie mußte ihn hören, sie mußte für ihn beten, ob ihm ohnmächtig werden, wieder erwachen, Gottes Hülfe sehen, ruhiger werden und dann Abschied nehmen und sterben. E. Es ist wahr, Joost, er hat ihrem Todbett und ihrem Abschied wie einen Glanz aus dem Himmel gegeben. Chr. Aber, Else, so bis auf die Letzte bei seinen Sinnen und bei gutem Verstand zu sein, und so bei allen Hinterlassnen Abschied nehmen zu können, ist doch auch, was der Mensch sich Schönes und Gutes auf sein Todbett wünschen kann. J. Die Sterbenden erheben sich gemeiniglich so zu sagen über sich selber, oder einmal über das, was sie vorher waren, und die Art, mit der sie die Sachen vorher ansahen, empor, und oft sind sogar die Worte, mit denen sie dann reden, ganz verändert von ihrer gewöhnlichen Sprache. E. Die Kathrine redete sonst auch nicht so mit Bibelsprüchen wie jetzt. J. Sie war nichts weniger, als eine Spruchheilige, sondern redete sonst immer mit dem Rudi und ihren Lieben in aller Einfalt die Sprache des gemeinen Lebens. Aber jetzt in dieser ihrer letzten Angelegenheit redet sie ganz die Sprache der Bibel; und es ist jetzt auch gar natürlich, was sie jetzt sagt, solle den Ihrigen nicht mehr eine gemeine tägliche Rede sein; sie fühlt sich schon jenseits des Grabes, nimmt Gottes Worte in ihren Mund, und ihre Worte sind auch den betrübten Horchenden ganz gewiß Worte eines scheidenden Engels. E. Dieser Unterschied im Gebrauch der Bibelworte ist völlig in dem Sinn, den uns unser alter Seelsorger darüber lehrte; er sagte mit ganz besonderer Aufmerksamkeit mehrmalen zu uns: Kinder, das Wort Gottes muß euch reich machen zur Seligkeit; aber ihr müßt es nicht immer in Mund nehmen, sondern nur zum Allerwichtigsten sparen und brauchen. Es muß der Schatz eures Herzens sein, den

ihr ebenso wenig spiegeln als verleugnen sollet! J. Es gibt aber Pfarrer, die meinen, wenn nur ihre Bauern die Bibel viel im Mund haben, so sei es dann schon am Tage, daß sie recht viel ausgerichtet in ihrem Dienst; ich hingegen traue den Leuten, deren zweites Wort ein Spruch aus der Bibel ist, selten gar viel Gutes zu. E. Du kannst das gar leicht zu weit treiben, Joost. Es gibt dir herzgute und recht redliche Menschen, die sich das in der besten Meinung von der Welt angewöhnen. J. Das ist auch wahr, Else. Aber wenn diese guten Leute sich selbst und die Menschen überhaupt besser kennten, so täten sie das gewiß nicht; denn es ist nicht für uns und nicht in uns, daß wir mit anderer Leute Worte reden sollen, und am wenigsten mit Worten von Heiligen und Leuten, die gar viel mehr sind, als wir; das stehet uns ja nicht an und paßt nicht. Ja, so in Augenblicken, wo wir so, wie die Kathrine, so zu sagen schon in einer andern Welt leben, wo die Unsern um unser Bett herumstehen und auf unsere Worte horchen, wie auf die Worte eines Engels, da läßt sich's dann schon in der Sprache der Propheten vom Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs reden; aber so wie wir tagtäglich auf Gottes Boden herumwandeln und gemeine Dinge mit einander verhandeln, ist wahrlich die Sprache unserer Brüder, die mit uns da herumkriechen, die beste für uns; man versteigt sich so leicht in der Sprache der Propheten und Apostel, und wer am natürlichsten und gemeinsten in der Welt geredet hat, ist der Herr Christus. Und von den Aposteln und Propheten hat auch so ein jeder seine eigene Manier, und keiner suchte eben seine Meinung stark in Propheten- und Heilandssprüchen einzukleiden. Der beste Spruch ist gewiß für einen jeden der, so ihm am reinsten und geradesten aus dem Herzen kommt, wenn denn schon ein Apostelspruch für den Apostel zehnmal schöner und größer gewesen sein mag. E. So wie du dich jetzt erkläreſt, muß ich dir vollkommen recht geben; es muß eine jede Sache, die der Mensch redet, ganz aus seinem Herzen und aus seinem Kopf kommen, wenn sie

Eingang finden will, und wo das ist, da sind dann sozusagen die Worte wie nichts. Auch entlehnet man sie dann gewiß niemand ab, sondern nimmt sie in Gottes Namen, wie sie sonst daher kommen. Die Sachen geben's nicht mit, daß man's dann anders machen könne. Sieh nur, Vater, auch bei diesem Abschied zeigt sich das deutlich. Was der Frau not ist und auf dem Herzen liegt, das sagt sie, und man sieht fast nicht, was für Worte da sind; man denkt nicht an sie, so einfältig und gerade sind die Worte, wie die Sache selber, von der sie redet. „Tue deinen Kindern eine Geiß zu" — „das Betheli ist wieder so flüssig" — „halte sie rein mit Waschen und Strählen" — „such ihnen Ehrenpreis und Hollunder" — „verschneid den Kindern meine Fürgürtli" — „gib mir kein neues Hemd ins Grab" — das sind alles Sachen, die dem Rudi äußerst wichtig, und für ihn und seine Lieben sind das gewiß so heilige Worte, als die Frau immer mit allem Suchen in der Bibel hätte ausfindig machen können; sie kamen sichtbar aus einem Herzen, das so war, wie Gott und die Bibel will, daß das Mutterherz des Menschen sei, und dann kann's nicht fehlen: wo das Herz ist, wie Gott und die Bibel will, daß es sei, da sind dann die Worte gewiß auch, wie Gott und die Bibel will, daß sie seien, und brauchen weder Zwang noch Kunst. Chr. Aber, Joost, es werden dir doch viele fromme Leute über dieses Todbett sagen, die Frau sei noch zu viel am Zeitlichen und Irdischen geklebt. J. Es ist sicher, daß dieses viel fromme und brave Leute sagen werden; aber es ist wie mit dem Obigen: das, was sie meinen, paßt nicht für den Menschen, so wenig als das mit Bibelsprüchen reden. Das Größte, was uns die Religion geben kann, ist Stärke zu allem, was auf der Welt gut und nützlich ist; und wenn ich nun auf dem Todbette das Weltliche, was meine Kinder und meine Liebsten angeht, nicht mehr tragen mag, wenn ich mich scheuen muß, daran zu denken, wenn ich da, wo ich notwendig raten, helfen und da sein sollte, nicht raten, nicht helfen, mich der

Sachen nicht annehmen und nicht zeigen kann, daß ich noch da bin, so bin ich doch offenbar schwächer und schlechter, als wenn ich's könnte und täte, und bis auf den letzten Augenblick die Last der Erde für die Meinen und, so weit ich soll, für alle Menschen tragen würde. Die Religion soll mir zwar, wenn ich die Welt verlasse, Kräfte geben, zu zeigen, daß ich nichts verlasse, daß mein Herz größer ist, als die Welt, und daß meine Hoffnungen weiter gehen, als auf ihr zu leben; aber eben darum soll sie mich auch in Stand stellen, die Welt, so weit ich soll, für die Meinigen noch zu gebrauchen, so lang ich lebe, und ihr Vater und Bruder zu bleiben, so lange ein Atem in mir ist. Gott hat uns zu Menschen gemacht und zu Söhnen der Erde. Die Erde gibt uns Brot und Freuden, und die Natur bindet die Nachkommenschaft und die Nebenmenschen uns ans Herz, und erst, wenn dieses erkaltet, löset sich dieses Band, das die Menschen an die Erde bindet, auf; und es ist das Nahen des Todbetts, welches dem Erdenmenschen am lautesten ruft: „Gib Achtung auf den Teil der Erde, der in deiner Hand ist, und reinige und heilige den Staub, den Gott dir gegeben, und gib ihn froh und heiter denen, denen er gehört.“ Die Religion ruft den Menschen nicht ab von Pflichten der Erde, sondern gibt ihm Kräfte, alles, was menschlich ist, bis auf den letzten Augenblick recht zu besorgen. Man könnte mich mißverstehen, aber, wie ich es denke, ist es gewiß wahr: der Mensch ist nicht für die Religion, die Religion ist für den Menschen; sie ist nicht ein apartes, besonderes Ding, das den Menschen anfüllen, einnehmen und von den Seinigen abziehen und ablenken soll; sie bestehet mehr in Kräften, als Vorstellungsarten und Worten; sie ist eher eine Rüstkammer voll guter Werkzeuge, als ein Saal voll reizender und einnehmender Bilder.*) Das ist

*) Der gute Joost mißkennt den Einfluß des Erhebenden, das die Religion durch ihre Vorstellungen und Bilder hat, nicht; aber er ist von den Wirkungen der Religion mehr eingenommen, als von ihren Mitteln.

nicht die rechte Religion, die sich den Menschen als ein Götz aufdringt, mit dem er täglich und stündlich bis zum Tändeln viel Geschäft und Wesens haben soll, und dessen Dienst so sein soll, als wenn der Mensch nicht in dieser, sondern in einer andern Welt lebte, wo er Kopf und Herz nicht so alle Augenblicke für sich selber und bei sich selber braucht. Die echte Religion lehret und stärket den Menschen, die Welt zu brauchen, und ihr Kopf und Herz bis auf den letzten Augenblick nicht zu entziehen, sondern vielmehr auf dem Todbett am deutlichsten die Stärke und Weisheit zu zeigen, die sie dem Menschen zum Gebrauch der Erde erteilt. Der Weg zum Himmel ist die Erfüllung der Pflichten der Erde, und das Todbett ist die Vollendung dieser Erdenpflichten; und ohne Teilnehmung an zeitlichen Angelegenheiten und Verhältnissen ist ein Todbett so wenig schön, als der Abschied einer Fürstenbraut, die eben im Begriff ist, in ein fernes Land in die Arme eines fremden Königs abzureisen, und, voll schwärmerischer Träume über ihr neues Glück, ihren Vater, ihre Mutter, ihre Geschwisterten, ihre Gespielen und ihre Bedienten da stehen läßt, wie wenn sie selbige nichts mehr angingen, und mit Vernachlässigung der billigen Aufmerksamkeit auf ihre nähesten Verwandten immer nur ihren gemalten Gemahl angafft, zu dem sie jetzt hin will. Das Glück der Fürstin mag übrigens noch so groß sein, so ist ihre Aufführung nicht schön und nicht edel; und das Todbett des Menschen ist nur dann schön, wenn die Hoffnungen des Himmels mit der reinsten Teilnehmung an die Pflichten der Erde sichtbar gepaaret sind. Alle Versäumnisse der menschlichen Pflichten können auf einige Art wieder ersetzt und gut gemacht werden; aber wenn der Mensch seine Pflichten auf dem Krankenlager und Todbett versäumt, so kann er das nicht wieder gut machen; er geht dann fort, der Mensch, und kommt nicht wieder; darum kann man ihm auch nicht genug sagen, er solle nicht wie ein Tropf und ein Lump von hinnen scheiden. Wenn man die Welt ein wenig erfahren, so siehet man täglich, wie tausenderlei

Sachen fast in allen Haushaltungen täglich in diesem Fall mangeln und den guten Hinterlassenen oft unter heißen Tränen und vielem Leiden den Wunsch auspressen: „Hätte der liebe Verstorbene nur auch das und das noch in Ordnung gebracht!“ Der Trost aber, den man dann gemeiniglich diesen Leidenden gibt: „Er hat sich einmal des Zeitlichen entschlagen und nur mit dem Geistlichen beschäftiget,“ dieser gedankenleere Trost will wahrlich nichts sagen, als: „er hat seiner Pflichten gegen euch vergessen und ist mit seinem Kopf und Herzen nicht bei euch geblieben, so lang er konnte und sollte.“ E. Du hast mich beinahe irre gemacht in der Art, wie ich glaubte, daß ein Todbett erbaulich sein müßte. J. Nimm das nur so, Meisterin: das nützlichste Todbett ist gewiß das erbaulichste, und wer am meisten Gutes auf seinem Krankenlager tut und die Kräfte seines Verstandes und seines Herzens am sorgfältigsten braucht, seinem Nebenmenschen Treu und Lieb und Rat und Hülfe zu erweisen, der zeigt für uns Menschen gewiß am deutlichsten, daß er Religion habe. E. Ich muß bekennen, es scheint mir jetzt auch, man müsse den Menschen so lang in der Welt lassen, so lange er darinnen ist, und es könne von bösen Folgen sein, wenn man ihn bei lebendem Leib völlig und ganz dahin versetzen wolle, wo er doch noch nicht ist, und ihn veranlaßt, dem Zeitlichen ganz Abschied zu geben, so lange er Kräfte hat, etwas Nützliches auf Erden zu tun. J. Die Pflichten des Menschen sind in zeitliche Sachen hineingewoben, und der Tod allein haut diesem Geweb den Faden ab; wir aber müssen so zu sagen am Webstuhl sitzen, bis der letzte Atem hin ist, und uns der Unsern und aller Menschen annehmen, so lang unser Herz schlägt. Aber, Else, nicht für ihn selber, sondern für Andere lebt der Sterbende. Ihm ist die Erde freilich nichts; aber die Gerechtigkeit, die Treue, die Liebe, die er den Seinen und allen Menschen schuldig ist, ist ihm alles; und er wird diese Treue und Gerechtigkeit allen denen, die er liebt, auch im kleinsten Zeitlichen und Irdischen, so lang er lebt, erweisen und

bescheinen. Und jetzt hoffe ich, du verstehest, warum ich mit dem Todbett unsres lieben Christians nicht ganz zufrieden gewesen. Du weißt, wie lieb er mir war, und wie ich alles Zutrauen auf den frommen Mann gesetzt, so lang er lebte; aber seine Religion machte seinen Kopf doch nicht heiter und gab ihm die Stärke nicht, die der Mensch in Geschäften dieses Lebens nötig hat. Er war fast immer leidend und wirkte wenig, und sein Todbett war sichtbare Schwäche; wenigstens schien sein Licht auffallend ein Licht unter einem Viertel. Er lag fünf Wochen da ohne Teilnehmung an menschlichen Angelegenheiten, unter Beten, Singen, die Hände falten und Schlafen; und es ist offenbar, er war mit allem Reinen und Guten, das er hatte, doch kein Mann und kein Beispiel, und seine Schwäche war nicht Religion, sondern ein Fehler; so schön es übrigens war, daß dem Mann in seiner zehntägigen Kopfsverwirrung kein Wort entronnen, dessen sich der Frömmste zu schämen hätte. E. Wenn man das Erbauliche des Todbetts von dieser Seite ansiehet, so zeiget es sich, daß es unter den Leuten, die in ihrem Leben am wenigsten Wort und Wesens von der Religion gemacht, weit mehr erbauliche Todbetten gebe, als bei denjenigen, die ihre Religion, ich möchte bald sagen, wie eine Profession treiben und alle Augenblicke davon reden. J. Das ist gar natürlich; denn auch der Arbeitsmann, der beständig von seinem Werkgeschirr redet, kann zwar leicht machen, daß alle seine Nachbarn verstehen, wie er meine, daß man sein Handwerk treiben müsse, aber er versäumt dabei seine Arbeit; der hingegen, so am Morgen früh aufstehet und sein Gewerbe still und allein und um des lieben Brots willen den ganzen Tag über treibt, bei dem findest du Waren zu kaufen, obgleich seine Nachbarn dir gar nicht viel von dem erzählen werden, wie er meine, daß man sein Handwerk treiben müsse. E. Kanntest du des alten Friedleins seligen Frau, Joost? Das war jetzt nach deiner Gattung ein Muster von einem Todbett; Kind und Kindeskinder waren fast immer um ihr Lager, sie redete

mit allen und von allem so herzlich, als immer in gesunden Tagen; sie nahm ihre Kinder wie ins Gelübd, einander um ihres Todes willen zu verzeihen, und weinete dir, wie ein Kind, als sie zu sehen glaubte, daß diese Bitte ihnen ans Herz ginge. Der Tod war ihr nichts, und Gott und die Ewigkeit sichtbar herzinnig lieb, und doch nahm sie bis auf den letzten Tag ruhig an allem Anteil, was vorfiel, riet und half, lehrete und segnete, betete und arbeitete, bis sie erloschen. Als die arme Frau ein paar Tage vor ihrem Ende fühlete, daß sie ihrer Reinlichkeit nicht mehr mächtig, sagte die Gute und befahl ihren Kindern,*) ihr Unterbett wegzunehmen und sie auf den Strohsack zu legen. Mit Tränen baten alle Kinder: „Tue doch das nicht, Mutter, es ist ja nichts daran gelegen." „Es ist mir nicht wohl, Kinder, wenn ihr's nicht tut, ich verderbe nichts gerne." Die Kinder baten mit Weinen fort. „Wenn euch meine Ruhe lieb ist, Kinder, so redet kein Wort mehr und tut, was ich sage." Sie mußten gehorchen, und die Frau entriß sich in den letzten Stunden des Lebens ein weiches Lager und wählte ein hartes, ihren Geliebten ein Hausratstück zu schonen, welches sie ihnen, wie sie sagte, auch so hinterlassen möchte, daß es sie freue. Dieses Schonen des Betts am Rande des Grabes, Vater, hat mich schon oft zum Weinen gebracht. Chr. Ja, so wohltätig, gutmütig und gar nicht hebig (geizig) die Frau war, ist gewiß ans Herz gehend und beweiset eher, daß ein Mensch Religion habe, als alle, auch die frömmsten Worte, von denen man doch zuletzt und selber auch auf dem Todbett nur den äußern Ton höret. J. Worte sind in Gottes Namen in Ewigkeit nur Worte. E. Und Sachen sind Sachen, meinst wohl, Joost? Chr. Auch der Nachbar Chirlu ist so erbaulich gestorben. Alles das Seine war in der schönsten Ordnung, sein Haussegen freuete ihn innig für seine Kinder, und

---

*) Anmerkung. Dieser Zug ist pünktlich aus der Todesgeschichte einer unbekannten, armen verstorbenen Frau, und ganz wahr.

reuete ihn für sich selber ganz nicht. Einst, als sie alle um sein Bett her stunden, sagte er ihnen: „Gott hat mich im Zeitlichen gesegnet, aber mein bester Segen seid ihr, meine Kinder!“ Er war in der ganzen Krankheit noch herzlicher, teilnehmender, als in gesunden Tagen; gerade am ersten Tag sagte er seinem Kind: „Ich komme nicht mehr auf von dieser Krankheit, bemühe mich also in nichts ohne Not. Du weißt, gottlob, die Sachen wohl; wenn aber etwas vorfällt, das nötig, so komme nur und frag mich, was du willst.“ Es freuete ihn auf die letzt noch einst, am Tische mit seinen Lieben zu essen; er zwang sich mit Mühe und aß und trank so freudig, so liebreich und mit so viel Dank für das Gute, das ihm Gott in seinem Leben getan, daß man sah und daß es einem ans Herz ging, daß der Weg, den der Mann gehen mußte, ihm nicht weh tat; man sah's, er ging den Weg zum Himmel, und war doch noch ganz bei den Seinen auf Erde. Er fühlte noch alles Gute, das er genoß, und tat noch alles, was er konnte und sollte; es ist zu Tränen bringend, wenn man die Gegenwart des Geists und die Sorgfalt erzählen hört, mit der er die Mütze in gefaltenen Händen hielt und allen den Seinen den letzten Segen gab. Zu der letzten Stunde frug ihn sein liebstes Kind noch einmal, wie es doch stehe, und er antwortete ruhig und heiter: „Siehe nur, liebe Dorothee, ich bin schon ganz tot und kalt, nur das Herz ist noch nicht gebrochen.“ So starb der Nachbar Chirlu. Und du weißt, Joost, wie wenig der Mann in seinem ganzen Leben aus allem Reden und Wortwesen und auch aus allem Reden und Wortwesen der Religionssachen gemacht. Es war ein Mann, in seinem Tun schlecht und recht, und maßete sich nicht an, etwas zu wissen, das er nicht inner seiner Haustüre brauchte, und er starb so, indessen daß hundert, die ihr ganzes Leben durch von der Religion lehren und predigen, dann auf dem Todbett nicht wissen, wo aus und hin. J. Die Erfahrung zeiget ganz gewiß einem jeden, der nicht blind ist, daß man durch Tun, durchs Arbeiten, durchs Geschuletsein, und nicht durch

die Wohlredenheit zu einem schönen Todbett gelange. Besinnet euch nur an den seligen Bücherfranz, der war in seinem ganzen Leben mit dem Maul immer im Himmel; als er aber sterben wollte, saß er dir ja da, wie eine Kröte auf dem Dünkel[15], und sperrte seine Augen fürchterlich groß auf, zu sehen, was es doch geben wollte.

Aus der zwanzigsten Abendstunde.

J. Man gibt der Arbeit gar oft zu viel Wert; sie ist zur Last und eigentlich nur Sorge für den Mund, und als Brotsorge hat sie gewiß ihr Böses wie ihr Gutes. Chr. Wie meinst du, daß die Arbeit ihr Böses habe? J. So, Meister: harte Arbeit macht das Herz hart; Geschäfte ohne Ordnung machen zerstreut; zu viel ist zu viel, und so gut eine Sache ist, so muß man sie doch auch nicht für mehr achten, als sie ist. Das Arbeiten kann den Menschen leicht unbillig, vergeßlich und ungerecht machen. Du wirst auch sicher den Leuten nicht leicht ans Herz kommen, die immer, wo sie gehen und stehen, Kopf und Hände voll haben, und die Arten von Arbeiten, die Ehr und Dienst und viel Regierens mit sich führen, nehmen dir dann gar den Vater und die Mutter aus der Wohnstube von ihren Kindern, den Ehmann von seiner Geliebten, den Bruder von seinem Bruder und den Freund von seinem Freund, und den Menschen vom Bett der Sterbenden, von der Bitte des Bettlers, von dem Lachen der Unschuld und von der Wiege des Säuglings weg. E. Zu viel Arbeit ist gewiß kein recht Leben. J. Die Arbeit soll dem Menschen helfen, das Leben zurecht machen, und nicht es verderben; sie soll den Menschen stark und brav, aber nicht hart und roh, sie soll ihn bedächtlich und sorgfältig, aber nicht eigennützig und einseitig, sie soll ihn ordentlich und aufmerksam, und nicht zerstreut und unordentlich machen; sie soll das Herz leiten, wie Brot schaffen; sie soll den Annehmlichkeiten der Erde ihren Reiz, den Notwendigkeiten des Lebens ihre Befriedigung,

und dem Todbette des Menschen seine Kraft geben. Arbeit ist ohne menschenbildenden Zweck nicht Menschenbestimmung; sie ist ohne solchen Endzweck vielleicht nicht mehr, als das Lauschen der Katze, die auf Mäuse passet, um sie zu fressen, oder das Rennen und Laufen des Hundes, der Beine zusammensucht, um sie zu vergraben. E. Übrigens mußt du denn doch auch sagen, daß gar nichts arbeiten für den Menschen noch viel schlimmer sei, als unvernünftig arbeiten, und daß vor Müßiggang verfaulen, sicher noch elender, als sich mit Arbeit verderben. Denn die Fehler, so die Arbeit bringt, sind meistens doch auch noch zu heilen; aber wer verfaulet, mit dem ist es fast sicher völlig aus. J. Auch das kannst du noch hinzusetzen, daß Wohnstuben- und Hausarbeit den Menschen nicht leicht verderben, sondern ihn gemeiniglich recht brav und gut machen.

(Vgl. hierzu aus der Cotta-Ausgabe:) E. Hier erscheint die heilige Arbeit doch auch als etwas sehr Böses. J. Hast du denn geglaubt, die Arbeit sei unter allen Umständen eine heilige Sache? E. Ich meinte es bisher also. J. Sage doch: in aller Unschuld. E. Es ist mehr als genug, wenn ich sage: in meiner Unschuld. J. Der Mensch, der im blinden Glauben an etwas, sei es auch nur ein armes Sprüchlein, lebt, wird so gerne und so leicht für alles das blind, was diesem Sprüchlein entgegensteht, und tut die Augen von selbst zu, wenn etwas vor ihm steht, das damit in Widerspruch ist. Alle harte und rohe Arbeit macht das Herz leicht hart; Arbeit ohne Ordnung macht zerstreut; ohne Teilnahme des Herzens befriedigt sie nicht; sie macht leicht unbillig, ungerecht, und kann leicht zur Wurzel alles Bösen, zum Geiz und zum Ehrgeiz und zu allen Folgen der durch sie sinnlich verstärkten Selbstsucht hinführen. . . . Der Mensch hat zwei Arbeiten, eine innere und eine äußere. Wenn die äußere im Dienst seiner innern ist, so bildet sie ihn für sein inneres und äußeres Leben gleich gut; wenn aber die innere Arbeit im Dienst seiner äußern steht, so ist die innere Sorge für sich selbst allen

sinnlichen Reizen des äußern Erfolgs seiner Arbeit unterworfen und wird dadurch zu einer Quelle alles sinnlichen Verderbens unserer Natur und aller ihrer Gelüste . . . Die Arbeit ist die äußere Erscheinung des innern Menschenlebens; sie soll dieses innere Leben nicht nur darstellen, sie soll es auch fordern . . . (Das Folgende ähnlich der ersten Ausgabe.) Er setzte hinzu: Das ist so wahr, daß, wenn die Folgen des Nichtarbeitens nicht als die Quelle alles bösen menschlichen Tuns angesehn werden müßten, man beinahe sagen dürfte, das Nichtarbeiten wäre besser als das Arbeiten, das keine menschenfreundlichen und seelerhebenden Zwecke zum Grunde hat. Aber man darf doch das nicht also sagen, und behüte mir Gott das Arbeiten! Der Müßiggang macht verfaulen, und was einmal verfault, dem ist nicht zu helfen.

(Vgl. ferner aus der 30. Abendstunde:) E. Wir waren auch schon bei dem Kapitel, daß die Arbeit eben nicht alles und alles in der Welt sei. J. Ich muß wiederholen, was wir damals sagten. Der Grund, warum man arbeitet, ist das, was die Arbeit zu etwas Rechtem oder etwas Schlechtem macht. Das auf alle Heller schauen, das Tag und Nacht früh und spät sein, das Schlafüberwinden, das Hunger und Durst, Frost und Hitz bemeistern, bloß um Geld zu verdienen, ist gewiß eine herzverhärtende und menschverderbende Narrheit, wenn nicht Liebe und Dank, segensvolle Aussichten, beruhigende Hoffnung diesen Arbeitstrieb und Arbeitseifer vernünftig leiten und menschlich erhalten; ohne dieses verhärtet harte Arbeit das Herz so sicher, als schwere Handwerke die Haut an den Händen hart machen.

Dreiundzwanzigste Abendstunde.

Heute las Christoph den einundzwanzigsten Abschnitt unsres Buchs, und Else sagte: Der ist vor langer Zeit nichts nütze worden. — Aber was ist auch die lange Zeit? erwiderte Christoph. J. Wenn etwas am Menschen müßig

und leer stehet, so empfindet er diesen Mangel und hat lange Zeit.

Chr. So wäre sie wohl etwas Gutes und könnte den Menschen zur Erkenntnis seiner selbst bringen.

J. Ganz gewiß ist (es) die Art und Weise, mit welcher die Natur den Menschen lehret, daß alles an ihm arbeiten muß, und daß er Händ und Füße und Kopf und Herz brauchen und keines von allen still stehen lassen darf, wenn er will, daß es ihm wohl gehen soll auf Erden.

Chr. Aber es verstehen diese Lehre, die die lange Zeit den Menschen also geben will, nicht alle Leute also.

J. Das ist wahr. Aber wenn das Nichtbrauchen unsrer Kräfte uns nicht lange Zeit machen würde, so würden doch unzählbare Kräfte des Menschen vergraben, die jetzt sehr tätig sind, und es wäre eine Liederlichkeit, Schwäche, Unordnung und Untätigkeit auf Erden, daß das Menschengeschlecht wahrscheinlich aussterben würde.

E. So wäre es Arbeit und das Anwenden seiner Kräfte, was den Menschen vor langer Zeit bewahret?

J. Das ist ganz richtig.

E. Aber es gibt doch auch Leute, die nichts weniger als untätig sind und doch oft und viel recht sehr von der langen Zeit geplagt werden. Ich kenne Leute, die den ganzen Tag den Kopf voll haben mit Nachsinnen; andere, die vom Morgen bis an Abend alle Hände voll Geschäfte haben; andere, die an allen Ecken etwas für ihr Herz finden. Von allen diesen drei Arten kenne ich Leute, die, sobald ihre Uhr still stehet, lange Zeit haben.

J. Du erklärest das Ding gerade, weil du es sagst. Alle diese drei Arten sind verkünstelte Leute und haben nur einen Teil ihrer Kräfte in Übung, und sind deswegen eben, wie du sagst, einem aufgezogenen Uhrwerk gleich. Wenn das Lieblingsrad abgelaufen, so stehet alles an ihnen still. Aber der Mensch soll nicht so sein; er hat ja weder den Kopf, noch das Herz, noch die Hände allein; und wenn er wider seine Natur nur eines allein übt und braucht, so

wird er aus einem Menschen eine verkünstelte Maschine und muß notwendig oft und viel lange Zeit haben. Der Mensch ist nur alsdann recht und in der Ordnung, wenn er alle seine Kräfte so mit einander braucht, wie sie ja in ihm selber nebeneinander stehen. Keine unsrer Kräfte soll die andern stören, noch viel weniger auffressen oder verschlingen; alle sollen Hand in Hand mit helfen, den Menschen durch den Genuß von allen zu befriedigen und ruhig und tätig zu erhalten, und wenn eines von den Hauptteilen des Menschen, der Verstand oder das Herz oder auch sein Körper, nicht in Übung gehalten wird, so kommt immer ein Hauptmangel in den Menschen, den die gute Natur ihm durch die lange Zeit zeiget, um ihn zurecht zu weisen und zur Ordnung, die er für sich selber nötig hat, zurückzuführen.

E. Ich verstehe dich jetzt, Joost, und merke denn auch, daß die Erziehung die Hauptquelle der langen Zeit ist, so die Menschen haben. Fast jedermann gibt bei der Erziehung seiner Kinder entweder der Kopfarbeit, oder der Handarbeit, oder den Herzensangelegenheiten so einen Vorzug, daß das Vorgezogene fast alles wird, was die guten Kinder haben, was sie lieben und was sie bekommen. Die einen meinen, wenn ihnen nur den ganzen Tag keine Hand stille stehe, so sei es schon gut; die andern glauben, sie haben nur den Kopf am Leib, und wenn sie nur den voll haben, so werde der übrige Rumpf sicher und ohne anders dann schon gut versorget sein; noch andere glauben, man müsse nur das Herz voll haben und könne mit allerlei Empfindeln oder Empfinden Kopf- und Hände-Arbeit ersparen.

J. Aber alle diese Leute sind im Unrecht; der Mensch ersetzt sich mit dem Kopf das Herz und mit der Hand den Kopf nicht.

Chr. Und doch meinen es so viele Leute, daß man ganze Reihen findet, denen es samt und sonders so an einem Hauptstück ihrer selbst mangelt. Der Bauer und der Handwerker hat, wie er jetzt ist, fast allenthalben, wo

ein vernünftiges Wort, das nicht in sein Handwerk läuft, (geredet wird), und besonders am Sonntag, lange Zeit; und die Leute, die sich fast immer mit Rechnen und Zählen beschäftigen, entschlafen gern in der Kirche, und die, so gerne singen, viele Lieder auswendig können oder gar noch selber machen, sind oft geplagte Leute, wenn sie rechnen oder nach ihrem Hauswesen schauen sollten.

J. Diese Halbmenschen, von denen alle Ecken voll sind, sollten einen jeden verständigen Hausvater aufmerksam machen, bei der Auferziehung seiner Kinder auf der Hut zu sein, daß er auch ganze Menschen und nicht nur so halbe aus ihnen mache.

E. Es ist sicher, daß der Mensch keine größere Angelegenheit als diese haben kann.

J. Es ist das Gleichgewicht der menschlichen Kräfte und Ordnung in unserm Innersten, was uns sanft und still zu allem dem hinführt, was wir sein und tun sollen, und was auf Erden bei allen Menschen die Langeweile im Grunde heilet; aber viele Menschen geben sich in allerhand Liebhabereien, Kaprizen und Eigenheiten hinein und kommen dann aus dieser Ordnung.

Chr. Doch denke ich, seien die noch am allerwenigsten in der Ordnung, bei denen es allenthalben mangelt, und denen es an Kopf- und Herz- und Handarbeit zugleich fehlt.

E. Das mag auf eine Art wahr sein; aber für die lange Zeit hat es der, so gänzlich vernachlässigt ist, nicht am schlimmsten. Er kann endlich schlafen, wie die Wilden, und baden oder spazieren; aber der Mensch, der einen Teil seiner Kräfte stark anstrengt, macht dadurch die Empfindung aller andern Kräfte, die in ihm liegen, und auch derer, die er nicht übt, rege und kann sich gar nicht so leicht befriedigen und vor langer Zeit bewahren, wie der andere, der sich überall vernachlässiget; daher sind es just die Halbmenschen, die in einem Teil mehr sind als die andern, im andern aber nichts, welche am meisten lange Zeit haben.

J. Und so hängt eines am andern. Wenn der Mensch seinen Verstand nicht braucht, so kommt er meistens mit der Handarbeit auch zu kurz und wird dann maßleidig (erlegen)[16] und nachlässig in seiner Arbeit; und der, so nur den Kopf brauchen und allerlei fremden Sachen nachsinnen will, kommt mit seinem Kopf und mit seinem Nachsinnen aus dieser Welt, in der man wirklich fast alles mit den Händen machen muß, in eine andere, wo er nicht daheim ist, und wenn er dann in unserer etwas vornimmt und angreift, so gerät's ihm nicht, und dann wird ihm sein Spintisieren endlich zur Last. Ich habe Leute gekannt, die Jahr und Tag ob den Büchern saßen, und auf einmal alle beiseits legten und beim Karst und der Schaufel die Freude und Gemütsruhe wieder suchten und fanden, die sie über den Büchern verloren; andere, die in ihrem Leben unaufhörlich mit Händen und Füßen gearbeitet, sah ich auf einmal ob allen Arbeiten erlägen[16] werden und zu den Büchern und Zeitungen ihre Zuflucht nehmen; wieder andere sah ich lange Zeit das Herz allenthalben zuvorderst tragen und ob einem jeden Blümchen oder Würmchen ihre hellen Tränen vergießen; aber auch von diesen ist es den meisten, die ich kannte, schon erleidet[17]. Einige sind von ihnen so hartherzig worden, als sie vorher weichmütig waren; aus andern gab es trübsinnige, unbrauchbare Menschen; wieder andere sind in Krank- und Schwachheiten gefallen, die ihnen vor der Zeit das Leben kosten mögen. Diese Krankheiten aber sind nichts als Zerstörungen der Natur, die, so wie sie nicht will, daß der Mensch allein vom Brot lebe, eben so wenig will, daß er allein vom Herzen lebe, sondern von allem, was in ihm und um ihn und an ihm ist; oder von einem jeden Wort, das aus dem Mund Gottes für ihn ausging. Und daß diese Meinung wahr sei, zeiget uns unsere Natur, die wir nicht verleugnen können, indem sie allen Menschen, die nicht in dieser Ordnung leben, lange Weile machet.

E. Ordnung überhaupt ist das Gegenteil der langen Zeit. Und unsere lieben Alten brauchten dieses Hausmittel für gut.

Chr. Es ist wahr, sie waren sehr steif in ihrer Ordnung, und hatten beinahe alle Stunden des Tages abgeteilt, und sie bildeten sich in ihrer Wohnstube zu dieser Ordnung.

J. Die Wohnstube ist gewiß der Ort, wo sich der Mensch eigentlich ausbilden muß, wenn er sich vor langer Weile sichern will. Denn meistens sind die Gegenstände der Wohnstubenarbeit so gemischt, daß sie Kopf und Herz und Hand zugleich mit einander und durch einander beschäftigen; selten ist gar große und lang ununterbrochene Einförmigkeit da; und der Mensch wird in ihr gewiß immer brauchbarer, als bei allem, was man allein gekünstelt und abgesondert von den Seinen bei Leuten lernt, denen ihre eigene Wohnstube selber zur Last ist, wenn sie eine haben.

V. Aus dem „Schweizerblatt" (1782).

1. Von der Erziehung.

I. Zu leben, in seinem Stand glücklich zu sein und in seinem Kreis nützlich zu werden, ist die Bestimmung des Menschen, ist das Ziel der Auferziehung der Kinder.

Desnahen ist der sorgfältige Gebrauch der Mittel und Wege, durch welche ein jedes Kind in seiner Lage natürlich und leicht zu den Fertigkeiten, Gesinnungen, Urteilen und Anhänglichkeiten gebracht werden kann, durch welche es in seinem Stand glücklich und in seiner Lage ein nützliches Mitglied der Gesellschaft wird, das Fundament einer jeden guten Auferziehung. Und daher fließet wieder, daß, so ungleich die Lagen der Menschen, so ungleich ihre Bedürfnisse, ihre Sitten und ihre Anhänglichkeiten sind, so ungleich sind auch für einen jeden Menschen die Mittel und Wege, ihn zu denjenigen Gesinnungen und Fertigkeiten zu bilden, durch deren Ausbildung er wahrscheinlich in seiner Lage ein beruhigter und glücklicher Mensch werden wird. Desnahen sind die allgemeinen Erziehungsregeln, die auf alle Klima, auf alle Regierungsformen, auf alle Berufsarten passen, samt und sonders genau so viel, als gleichartige Sonntagspredigten, die so oft und viel ganze Gemeinden erbauen, und hingegen so selten einem einzelnen Menschen auf den rechten Weg helfen.

Indessen ist es gut in der Welt, daß, währenddem die Lehrer der Menschen von ihren Höhen herab dem Volk mit Unbestimmtheit erzählen, was recht ist, oft Weiber in länd-

lichen Hütten mit aller Bestimmtheit tun und ausführen, was jene allemal in Tag hinein schwätzen, wenn sie von etwas reden, das sie nicht selbst ausüben. Und es ist besonders im Fach der Auferziehung gut, daß die Hausumstände der gemeinen Leute, folglich der meisten Menschen, so sind, daß fast allenthalben die Eltern wie notwendig, natürlich und von selbst darauf fallen müssen, worauf es in ihrer Lage und unter ihren Umständen eigentlich ankomme, ihre Kinder recht zu erziehen. . . .

Preise niemand selig, eh er tot ist, sagten die Alten; und ich sage nach ihnen: Lobe keines Menschen Weisheit und Tugend, bis du siehest, wie er für seine Kinder gesorget, und wie diese der Sorgfalt ihres Vaters für sie entsprochen. Der Eifer, seine Vaterpflicht zu erfüllen, ist der Mittelpunkt der menschlichen Tugend, und die Klugheit im Gebrauch der schicklichen Mittel zu diesem Endzweck ist der Probstein der echten menschlichen Weisheit in ihrem wichtigsten Fach.

Und nun, ihr Menschen, ihr wisset, die Erfahrung ist das Siegel der Wahrheit; sie sei euch in diesem wichtigen Gegenstand der Leitstern, dem ihr folget. Darum ersehet euch, erforschet und suchet unter den Menschen diejenigen, so ihre Haushaltungen und Gewerbe am besten in Ordnung halten; denn sie sind es, welche für ihre Lage und Bestimmung am besten auferzogen worden. Suchet die Edelsitze, die Bürgerhäuser und die Bauernhütten, deren gleicher Wohlstand Jahrhunderte dauerte; denn da sind die Grundsätze der wahren Auferziehung der Menschen seit Jahrhunderten ausgeübt worden. Und wenn ihr finden werdet, was ich gefunden, so werdet ihr sehen, daß die Hausordnung aller dieser Leute, so ungleich ihr Stand, dennoch in ihrem Wesen völlig übereinstimmt; ihr werdet sie allenthalben sehr einfach finden und allenthalben sehen, daß Weib und Mann von Vater und Großvater Sitten und Weisen gelernt haben, auf deren Befolgung das Glück ihrer Haushaltung in spätern Jahrhunderten beruhen wird, wie es in

frühern Jahrhunderten darauf gegründet worden. Ihr werdet finden, daß die Zugabe der Schulkunst und Methodenführung, welche diese Leute außer ihrer väterlichen Wohnung genossen, gar nicht dasjenige war, was eigentlich die Anlagen, Sitten und Gesinnungen und Fertigkeiten gebildet, wodurch das Glück dieser Häuser jemals gegründet worden, wodurch es in Zukunft vor seinen wesentlichsten Gefahren sicher gestellt wird. . . .

Der Mensch, wenn er werden soll, was er sein muß, muß als Kind sein und als Kind tun, was ihn als Kind glücklich macht. Er muß als Kind alles, aber nicht mehr sein, als er sein kann, ohne sich in dem zu verderben, was er in seiner Lage und in seinem Stand als Mann werden wird. Das ist in meinen Augen das erste Grundgesetz einer guten Auferziehung, und es muß in allen Lagen im ausgedehntesten Sinn das erste und große Augenmerk des Erziehers und Vaters sein, wenn er sein Kind zum Ziel eines beruhigten häuslichen Lebens zu bringen im Sinn hat.

In diesem Gesichtspunkt ist es, liebe Leutchens der neuen Welt, daß ich trotz allen Weisheitslaternen unsrer Zeit den einfachen Gang der Auferziehung unsrer Alten verehre. . . . Das große Geheimnis der Erziehung unserer Alten, durch welches sie die Klippen der neuern Kunstwerke so natürlich vermieden, bestund darin, daß sie in allen Lagen immer so geschwind als möglich Hülfe von ihren Kindern in ihren Haushaltungen zu erzielen suchten. Dieser Endzweck leitete sie unendlich leichter auf die Hauptgesichtspunkte der wahren Auferziehung des Menschen, als uns unsere neuen Theorien, welche den Hauptgesichtspunkt des Gegenstands, den ersten Hausendzweck des einzelnen Menschen, immer mehr von dem Erziehungston der Menschen entfernen.

Und wenn ich mich an die verehrenswürdigsten Überreste der bessern Erziehungszeit unserer Alten hinwende und diejenigen Menschen ins Aug fasse, die durch ihr Leben, durch ihre Hausordnung und durch auffallend weises Verhalten

in ihrer Lage und in ihrem Beruf beweisen, daß sie wohl erzogen worden, so finde ich an ihnen fast allenthalben Leute, die in das, was ich eben sagte, mit warmem Herzen einstimmen. Und wenn ich dann genau und eigentlich nachforsche, was die bestimmten Ursachen ihrer vorzüglichsten Ausbildung für ihren Hauswohlstand gewesen, so finde ich sie niemals in der Führung ihrer akademischen Jahre, niemals in den Systemen ihrer wissenschaftlichen Lehre, sondern immer in ihrer häuslichen Lage, in den Umständen, Gesinnungen und Sitten ihrer Eltern und Verwandten, und tausendmal in Sachen, die unser jetziges Zeitalter als höchst unbedeutende Kleinigkeiten beinahe keiner Aufmerksamkeit würdiget. . . .

Und wenn ich weiter nachforsche, wie es doch komme, daß die vorzüglichsten Haushalter und die edelsten Menschen gemeiniglich durch solche dem Erziehungston unsrer Zeit so sehr entgegenstehende Umstände gebildet worden sind, so finde ich, daß weitaus die mehrern Gewerbe, Unterhaltungsweisen und Lebensbestimmungen der Menschen von einer Natur seien, daß sie, wenn ihnen genug getan werden muß, den Menschen beinahe ganz erfüllen und ihn so zu reden mit Leib und Seel einnehmen müssen, und daß desnahen fast in allen Ständen das Festhalten in der Lehr- und Arbeitsstube bei der Auferziehung der Kinder den Ausschlag gibt.

Nach den Erziehungsmanieren unserer Zeit hingegen weiß man allenthalben nicht genug Nebensachen zuzubringen und einzuschalten, um die guten Kinder recht lang in der Freiheit, das heißt, ungeübt von dem armen Lebenskarren, in welchen man dieselben am Ende doch einspannen muß, laufen zu lassen. Um aber das Leere dieser auffallenden Versäumnis in den wesentlichsten Bedürfnissen wahrer menschlicher Weisheit dem Anschein nach auszufüllen, bewegt man jetzt Süden und Norden, um Spiele zu erfinden, die Kinder auf das aufmerksam zu machen, was man sie in Osten und Westen lehren will. Aber es ist ein altes

Wort: Wer gern weit ins Ferne gucket, der fällt leicht in der Nähe die Steg herunter. Unsere Alten spielten nach der Arbeit, und das mag wirklich besser sein, als wenn man vor ihr und mit ihr spielt. Sie wußten von allen unsern tausend Künsten, die Kinder aufmerksam zu machen, kein Wort; sie machten sie halt frühe allerlei tun, und dadurch wurden sie natürlich und ohne alle Kunst aufmerksam auf das, was man sie hernach lehrte. Wer täglich viel und allerlei machen und recht machen muß, der wird gewiß auch zur Aufmerksamkeit gebildet, und wo die Aufmerksamkeit beim Arbeiten gebildet worden, da ist sie dann ja beim Lehren schon da und leicht zu brauchen. Wir aber kehren die Methode freilich jetzt ganz um und wollen bei unsern Kindern ihre Aufmerksamkeit auf fremde und künstliche Dinge heften, eh ihr Kopf von Vater und Mutter durch häusliche Arbeit und häusliche Aufmerksamkeit in Ordnung gebracht und zur allgemeinern künstlichen Aufmerksamkeit in Lehr- und Schulsachen vorbereitet worden. . . .

Holde Einfalt, bester Segen,
Den der Himmel Herzen gibt,
Vor der Menge krummer Wegen
Schützest du den, der dich liebt —

aber nicht den, der dich lobt.

Aber es fehlt an der Hauptsache. Einfalt ohne Tugend und Unschuld ist bloß Affenarbeit, und das Rechttun der Eltern, ihre Unschuld, ihre Liebe, ihr Treu in Worten und Werken, kurz ihre innere, häusliche Weisheit und Tugend ist das wahre Fundament der echten Einfalt in der Auferziehung der Kinder. Wer in seinem Beruf früh und spät arbeitet und den Segen seines Fleißes, seiner Tugend und seiner Redlichkeit an der Seite eines frommen Weibs und herzlicher Kinder froh und heiter genießt, der wird in der Auferziehung derselben in dem Wesentlichen der Sach nicht leicht auf Abwege hineingehen.

Daher komme ich in allem, was ich über diesen Gegenstand sage, immer dahin zurück: nicht Anstalten, Haus- und

Schullehrer zu bilden, sondern das Anbahnen und Festhalten alles dessen, was die Einwohner der Staaten und des Lands zu braven Leuten, zu verständigen Hausvätern und zu glücklichen gesegneten Bürgern macht, das ist es, worauf ein Fürst im großen die Hoffnung der wahrhaft guten Auferziehung der Kinder seines Reichs bauen muß. Auf eben diese Art halte ich dafür, die Glückseligkeit Europas hange nicht von den steigenden Erkenntnisbranchen, die wir Philosophie nennen, die aber unter dem armen Volk so selten jemand zu seinem Recht oder zu Brot verhelfen, ab, sondern vielmehr davon, daß die Fürsten wieder Väter werden in ihren Häusern, und mit Herzensteilnehmung die ungleichen Bedürfnisse ihrer Kinder als ihre eigenen Angelegenheiten ansehen lernen.

II. Die ersten Bedürfnisse des Menschen sind körperlich und sinnlich, und die Befriedigung dieser sinnlichen und körperlichen Bedürfnisse ist das, was den ersten bildenden Eindruck auf das Kind des Menschen in seinem Dasein auf Erden macht, das heißt, sie ist die erste Grundlage seiner Auferziehung, und die erste Entwicklung seiner Kräfte und Anlage beruhet auf ihr.

Abhänglich und unbehülflich mehr als kein Geschöpf der Erden fühlt das Kind des Menschen an der Brust seiner Mutter und auf dem Schoß seiner Amme die ersten Eindrücke der Sittlichkeit im dunkeln Empfinden der Liebe und des Danks, welche beim armen Menschen fast immer durch das Gefühl seiner Schwäche und seines fortdauernden Bedürfnisses am reinsten erhalten werden. Diese sinnlichen und körperlichen Bedürfnisse führen das Kind dann nach und nach zu jeder Entwicklung der Anlagen seines Geistes und seines Körpers. Hungernd streckt es seine Hand nach Brot aus, und es schreitet nach dem Ort, wo seine Milch steht; es lernt die Liebe derer gewinnen, von denen es Hülfe will; sein Auge forschet in deinem, was dein Herz für es oder wider es denke; es kennt die Töne deiner Liebe, deiner Freude und deines Zorns, weil es dich braucht und

um seiner Bedürfnisse willen auf dich achten muß. So sind seine körperlichen Bedürfnisse Grundlage der Entwicklung seiner Kräfte; sie führen ihn einfach und gerade zu dem gedoppelten Fundament aller wahren menschlichen Weisheit und Tugend, nämlich zum Dank und zur Liebe, welche der Grund aller menschlichen Sittlichkeit ist, und zum eignen Nachstreben nach Brot, das ist zur Arbeit, welche die Sittlichkeit und Tugend der Menschen auf Erden sicher stellt.

Die Natur entwickelt also die Anlagen der Menschheit durch die Aufmerksamkeit des Kinds auf die Befriedigung seiner körperlichen Bedürfnisse; und die Nahrungs-Aufmerksamkeit des Menschen in seinen ältern Jahren ist nichts anders, als der gerade Fortgang der einfachen Bahn, in welcher die Natur einen jeden Menschen an Ort und Stelle für seine Lage und Umstände vorzüglich entwickelt und ausbildet, so wie der Vorschritt der Sittlichkeit des Menschen nichts anders ist, als die Ausdehnung, die nähere Entwicklung, die Erheiterung und Bestimmung der Empfindungen des Dankes und der Liebe, welche der befriedigte, erquickte und geliebkosete Säugling schon fühlet. Desnahen meine ganze Meinung in Absicht auf die Auferziehung des Menschen nur dahin gehet, daß man die Kinder mit Sorgfalt auf diesem einfachen Weg lasse, und trachte, durch Arbeit und Dankbarkeit die Sitten, die Gewohnheiten und Fertigkeiten in ihnen zu entwickeln, welche ein jedes in seiner Lage notwendig hat. . . .

Darum beruhet der ganze Erfolg der menschlichen Erziehung darauf, daß ein jedes Kind vorzüglich seinen äußerlichen und körperlichen Bedürfnissen genug zu tun lernt. Und laß es dich nicht irren, du eitler, immer voreilender Mensch, daß deine erste Sorgfalt für deine Kinder lange bloß ihre Sinne und ihre körperlichen Bedürfnisse zum Ziel haben muß; besorge ihren Körper so lange vorzüglich, als sich die Bedürfnisse ihres Körpers vorzüglich auszeichnen. Die Natur hat die höhern Anlagen des Menschen wie mit

einer Schale umhüllet; zerschlägst du diese Schale, ehe sie sich von sich selbst öffnet, so enthüllest du eine unreife Perle und zernichtest den Schatz des Lebens, den du deinem Kind hättest erhalten sollen. Weisheit und Tugend ist das späte Ziel des reifenden Alters, und die Pflichten der Religion sind nicht die Speisen des Säuglings, und ihre Opfer nicht ein Spielwerk der Kinder.

Die voreilende Entwicklung des Kopfs und des Herzens zernichtet die wahren Kräfte des Menschen und macht aus deinen Kindern, was du selbst bist, wenn du vor unzeitigen Gelüsten die unreifen Früchte deines besten Baums abpflückest und frissest. Und ebenso ist im allgemeinen die Entwicklung des Kopfs und des Herzens auf einen Punkt und nach einer Richtung, die am End den Menschen nicht befriediget, sondern ihm nur Mühe macht und Unruhe, nichts wert. Wenn die Kinder um mich her um Brot schreien und an meiner Seite zu Tagdieben werden, und ich indessen algebraische Kalkuls auflöse oder die allgemeinen Bedürfnisse des Reichs, die ohne mein Zutun befriediget werden, berechne, oder auch von Dingen der Ewigkeit träume, so versäume ich den ersten Dienst, den der Mensch seinem Schöpfer, der Bürger seinem Vaterland und ein Vater seinem Kind schuldig; denn dieser ist unzweideutig, daß er ein guter Haushalter werde und Weib und Kind bei ihm wohl versorget sei. Aber freilich ist auch wahr, daß die meisten Menschen unsrer Zeit nicht selber dran schuldig, daß sie dieses nicht sind; denn brave Hausväter und brave Hausmütter werden im allgemeinen fast nur diejenigen Menschen, die in ihrer Jugend für ihre Individuallage und eigentlich zum Broterwerben angezogen worden. Daher ist die feste Aufmerksamkeit auf eines jeden Kindes Individuallage eine der ersten und wesentlichsten Erziehungsregeln; auch führen alle allgemeineren Erziehungsgrundsätze, die nicht einen bestimmten einzelnen Menschen, sondern unser ganzes Geschlecht im Aug haben, so leicht irr.

Der Mensch ist überhaupt sehr unfähig, allgemeine große Gesichtspunkte zu umfassen, und hingegen sehr geschickt, einen bestimmten einzelnen Gegenstand richtig ins Aug zu fassen und sich ganz in denselben hineinzuarbeiten; und man findet eher tausend Menschen, die im Stand sind, aus der Beobachtung ihrer eignen Kinder sich richtige Erziehungsgrundsätze für sie zu abstrahieren, als einen einzigen, der durch Nachdenken über die Natur und die allgemeinen Bedürfnisse des Menschen sich fähig macht, in einem besondern Fall ein einzelnes Kind den Bedürfnissen seiner bestimmten Lage gemäß zu erziehen. Du bist der und der, und du mußt das und das und so und so werden, sagten die Alten, und hatten dann fest im Aug, was sie wollten, was sie könnten und was sein müsse, und ihre Kinder gerieten gemeiniglich wohl in diesem engen Gleis. Der Mensch kann tausenderlei werden, und das Kind muß zu allem vorbereitet werden, sagen wir Jungen, und träumen uns Bilder von der Menschheit, die wir nicht kennen, und geben indessen auf den Buben nicht Achtung, den du Hans heißt, und der Bub wird nichts nutz, weil wir, umnebelt von den Träumen der Menschheit, den Hans vergessen, in welchem der Mensch, den wir erziehen wollten, aufgewachsen.

Wahre menschliche Erziehungsregeln müssen nicht nur an sich wahr sein, sondern auch in Absicht auf die Personen, von welchen man die Ausführung derselben erwarten muß; und in dieser Absicht ist der Grundsatz, die erste Entwicklung der menschlichen Kräfte auf häusliche Arbeitsamkeit zu gründen, auffallend wahr, da Vater und Mutter, welche im allgemeinen die einzigen Erzieher der Menschheit sind und sein sollen, immer durch tausend Umstände in ihren Haushaltungen auf diesen Grundsatz geführt und zu demselben gebildet werden.

Aber auch unabhängend von diesem, und unabhängend von der Schwäche und Eingeschränktheit derjenigen Personen, in deren Hand im allgemeinen die Auferziehung der Kinder lieget, sind die Nahrungsgesichtspunkte und die Arbeitsam-

keit an sich selbst das sicherste Fundament einer jeden guten Auferziehung. Die Aufmerksamkeit des Kinds zu heften, seine Beurteilungsfähigkeit zu schärfen und zu üben und sein Herz zu edlen Gesinnungen zu erheben, ist, glaube ich, unzweideutig das Wesentliche aller Erziehungsendzwecke, und die Übung der jugendlichen Arbeitsamkeit in häuslichen Gegenständen ist ganz gewiß zu Erzielung dieser drei verschiedenen Gesichtspunkte vorzüglich geschickt.

Arbeit überhaupt ist die sicherste Übung der Aufmerksamkeit, weil das Rechtmachen der Arbeit ohne anhaltende Aufmerksamkeit nicht möglich; und das Verschiedene und Ungleiche, welches die häuslichen Arbeiten, deren Kinder fähig sind, ihnen anbieten, bildet ihre Fähigkeit, mehrere und ungleiche Gegenstände auf einmal festzuhalten. Und ebenso übt der Mensch im Ganzen seine Beurteilungskraft nie richtiger, als wenn er früh zu vielen Arten Geschäften gebraucht wird; denn alle Arten von Arbeiten und Geschäften müssen immer unter Umständen und Verhältnissen angegriffen und ausgeführt werden, in welchen der Mangel einer richtigen Beurteilungskraft gemeiniglich stündlich und augenblicklich auffällt. Und in Beziehung der allgemeinen Veredlung des Herzens und Anbahnung aller häuslichen und bürgerlichen Tugend ist die Übung des kindlichen Gehorsams, der bereitwilligen Gefälligkeit gegen Eltern, Verwandte und Hausgenossen so auffallend am sichersten durch frühe Übung in häuslichen Geschäften und kindlicher Teilnehmung an häuslichen Angelegenheiten zu erzielen, daß ich den Mangel der diesfälligen Übung für Kinder durch keine andre Erkenntnisart ersetzbar glaube.

Und überhaupt ist Buch- und Kunstführung in keiner Absicht Ersatz der häuslichen Bildung; die beste Geschichte, das rührendste Tableau im Buch ist für das Kind so zu sagen wie ein Traumgesicht, ohne Zusammenhang, ohne Übereinstimmung, ohne innere Wahrheit; aber das, so in der Wohnstübe vor den Augen des Kinds vorgeht, ist natürlich in seinem Kopf mit tausend vorhergegangenen

ähnlichen Bildern aus gleichem Fach verbunden, und hat also für das Kind innere Wahrheit, daher dasselbe durch den Umgang mit Hausgenossen und Nachbarn äußerst leicht, und hingegen durch Bücher und künstliche Lehrmethoden äußerst schwer zu richtiger Menschenerkenntnis und zu einem nicht voreilenden Beobachtungsgeist gebildet werden kann. Und nun, ihr Menschen, ist es euch ein Geringes, den Beobachtungsgeist eurer Kinder irr lenken zu lassen? Alle menschliche Philosophie ist das Resultat richtiger Erfahrungen, und diese sind die Folgen eines festen, nicht schwankenden und nicht irr geleiteten Beobachtungsgeists. So vielseitig ist der Nachteil der ersten Bildung der menschlichen Kräfte durch bloße wörtliche Lehre gegen die erste Ausbildung derselben durch häusliche Arbeitsamkeit.

Man lasse sich doch nicht immer von leeren Träumen blenden; man halte sich fest am letzten Endzweck alles menschlichen Lernens, nämlich am Verstehen und Können der Sachen, die einen jeden Menschen in seiner Lage befriedigen; man fasse im Ernst ins Aug, was das Wesentliche unsrer Berufe, Bestimmungen und Plätze, auf deren guter Ausfüllung das Glück und die Ruhe unsrer Tage ankommt, sei. Wie oft ist es unbesiegliche Geduld im langsamen Leiern an einem einförmigen Rad, wie oft ist es festes Aufsehen auf tausenderlei kleine Dinge, was unsere Häuser in ihrem Wesen beruhigt; und wie allgemein sind die Tänzersprünge und der Genieflug, zu dem wir unsre Kinder emporheben, der Ruin aller häuslichen Ruhe und Glückseligkeit! Und doch träumen wir fort, und versäumen täglich mehr, unsere Kinder zu diesem genauen Anschauen alles dessen, was man tut, zu dieser unbesieglichen Geduld in allem, was sein muß, und zu der festesten Ordnung, die das Glück ihres Lebens ausmacht, zu bilden.

Der Mensch ist so wenig zum Schwatzen bestimmt, und hat so viel Brot nötig, welches er nicht ohne Arbeit findet, daß es unbegreiflich ist, daß man ihn mit so viel Kraft

zum ersten anzieht und das zweite so auffallend vernachlässiget. Und das ökonomische Wohl des Menschen gründet sich nicht auf blindes Glück, sondern auf eine Auferziehung, die ihn stimmet, weise zu leben in seinem Kreis; und diese Weisheit des Menschen, die auf seine Kindeskinder ruhiges Brot herabbringt, ist das stille Resultat der Erfahrungen des Lebens und der gebildeten Überwindungskraft in allen Pflichten, deren Erfüllung des Menschen häuslichen Wohlstand befördert; und diese allen Menschen in ihren so ungleichen Lagen gleich nötige Überwindungskraft bildet sich wieder leicht und natürlich durch die frühe Angewöhnung des Kinds an die Arbeiten, die seinem Haus Brot geben, und sie macht Menschen aus Kindern, die dann im Alter allenthalben, wo man sie hinstellt, zu Haus sind; da hingegen die Knaben, die immer nur mit Worten gelehrt werden, immer im reifen Alter nirgends bei Haus sind. Ach, das Voreilen ihrer Erkenntnisse und das unzeitige Hinlenken ihres Wissens zu allgemeinen Grundsätzen vor ihren Erfahrungen ist wie das Brüten der Henne, die keine Eier unter sich hat. Wer viel arbeitet und viel erfährt und dadurch in den Sachen, mit denen er am meisten beschäftiget ist, auf allgemeine Regeln und Grundsätze fällt, der geht in seinem Weg sicherer, hat im Lauf seines Lebens das, was er braucht, wo und wann er's braucht, bei sich, und macht die Anwendung davon, wenn der Fall kommt; wer aber sich frühe den Kopf mit allgemeinen Regeln und Grundsätzen füllen läßt, die Resultate von Erfahrungen sind, die er nicht hatte, und von Lebensläufen, die den seinigen gar nicht gleich sahen, und dann diese Grundsätze doch anwenden will, ob er gleich die Sachen, von denen sie abstrahiert worden, nicht kennt, dessen Weltweisheit wird gleich dem lustigen Kindergeschwätz der städtischen Knaben, die auf ihren Spaziergängen mit den Bauern, die Stroh führen, von ihrem schönen Heuwagen reden.

Allgemeine Regeln, ehe der Kopf des Menschen zur Beobachtung des Einzelnen, zur Sonderung der Geschlechter

und Arten, zur Erforschung des Details und zur Bemerkung der ungleichen Seiten, die eine jede Sache hat, wohl angeführt ist, führen die Menschen immer von dem echten Wahrheitssinn und von allem Fundament echter philosophischer Kenntnis ab. Lerne dein Handwerk, und dann, wenn du es kannst, darfst du auch davon reden: so sprachen die Alten. Wir aber lehren unsre Kinder prophezeien, ehe sie buchstabieren, schwatzen, ehe sie arbeiten, und raten, ehe sie ausmessen. Lustig ist's dann freilich, wenn sie ihre Künste spiegeln; aber traurig hingegen, wenn sie im Alter um dieser ihrer Knabenfreuden willen hungern müssen.

Im gemeinen Leben und in den niedern Ständen gehet zwar das Ding gottlob für sie noch immer auf die alte Manier. Bei Handwerkern und bei allen Berufen, wo man nur die Arbeit und nicht das Geschwätz und das Figurieren zahlt, lehrt man auch jetzt noch die Knaben nicht vom Handwerk sprechen, bis sie das Handwerk können. Der Altmeister und die Gesellen würden den Jungen, der in der Lehrzeit, anstatt zu arbeiten, räsonnieren wollte, mit dem Ellbogen auf die Finger und auf den Rücken lehren, er müsse den Handwerksverstand mit Arbeiten und nicht mit Schwatzen erkaufen. Und der Altmeister und die Gesellen haben wahrlich in allen Fächern des menschlichen Lebens recht. Die Erkenntnis der wohltätigen, brauchbaren Wahrheit, die das Glück des Menschen in seinen ersten Bedürfnissen bildet und ihn zu einem reinen häuslichen Sinn emporhebt, wird bei allen Menschen durch die Arbeit ihrer jugendlichen Jahre entwickelt. Ich weiß zwar wohl, daß Hausarbeit in den Augen unsres Zeitalters ein zu verächtliches Ding ist, um auf dieselbe die bessere Auferziehung des Bürgers zu bauen. Die Knaben in unsern Schulen bekommen große Begriffe von der Bestimmung des Menschen, von den Rechten des Bürgers, von der Liebe zum Vaterland u. s. w. Parturiunt montes, nascitur mus[1]. Was ist das alles im Bubenmund, und in unserm Zeitalter, und im Verderben unsres häuslichen Lebens? Lehr deinen

Knaben Vater und Mutter folgen, arbeiten, zu dem Seinen schauen, auf Gott hoffen und in Demut einherwandeln, so hast du den Bürger gebildet, der das tut, wovon unsre Knaben jetzt sprechen, und den Weisen, der in Befolgung der wichtigsten Wahrheiten glücklich ist, und den Hausvater, der seine Kinder mit dem nährt und ruhig setzt, mit dem die Schwätzer unsrer Tage ihren Kindern von allen fünf Sinnen nur die Ohren befriedigen. Und du wirst hierdurch auch den Vorschritt der Worterkenntnisse des Zeitalters nicht hemmen; denn Menschen, bei denen die Fundamente ihrer Kenntnisse auf einen solchen Fuß gelegt sind, werden in jedem Fach, auf welches sie sich werfen werden, große Schritte tun.

III. Die zufriedene Gleichmütigkeit des Lebens, der heitere, von eiteln Wünschen leere Blick des Menschen, sein frohes Hinwallen in den Schranken seines Stands und die Mäßigung der Leidenschaften, die den Menschen in jedem Lauf seines Lebens verwirren, hemmen und unglücklich machen: zu allem diesem bildest du ihn durch nichts reiner und sicherer, als wenn du ihn frühe im Genuß häuslicher Freuden und in den Schranken häuslicher Pflichten seine Größe, seine Tugend, seine Weisheit und sein Glück suchen und finden lehrst. Der gesunde Verstand, der dem Menschen in allen Lagen, Verhältnissen und Umständen so unumgänglich nötig ist, wird auf keine Weise einfacher und sicherer entwickelt, und auf keine Art ordentlicher, genauer und zweckmäßiger gestimmt, als wenn er nach den Bedürfnissen der häuslichen Lagen entwickelt wird; denn er wird auf diese Art auf das Brauchbare, auf das Nahe, auf das Notwendige, auf das Nützliche hingelenkt.

Und nirgends, nirgends, auf Gottes Boden nirgends wird der einfache, jede einzelne Sache festhaltende und ganz vollendende, unzerstreute Sinn, und das gleichmütige Ausharren der notwendigen Arbeit, und das Siegel der menschlichen Weisheit und Größe, die Geduld, seinen Mitmenschen

zu tragen und ihn trotz allen Fehlern, die er hat, und allen Hindernissen, die im Weg sind, zu brauchen und zu lenken zu seinem Ziel; nirgends, nirgends wird überhaupt die Festigkeit des menschlichen Charakters und die Einheit, die ihn bestimmt, ausbildet und brauchbar macht, so gut gesichert und gebildet, als durch den Zwang der häuslichen Gesichtspunkte und der ganzen häuslichen Ordnung. Darum werden überhaupt die Menschen, die in Unternehmungen eines tätigen Lebens mit großem Erfolg handeln, so selten diejenigen sein, die in ihrer Jugend eine gar künstliche Erziehung genossen; und selbst in den Wissenschaften, zu welchen der Mensch am wenigsten durch häusliche Endzwecke gebildet zu werden scheint, findet man dennoch in allen Fächern die größten Männer aus Häusern entspringen oder so zu sagen aus Löchern herauskriechen, wo ihre Bildung nichts weniger als künstlich war; man sieht in allen Fächern der Wissenschaften sich Männer hervortun, die in ihrer Jugend völlig nur für ihre häusliche Lage gebildet, und erst mit reifendem Körper und reifendem Kopf sich auf wissenschaftliche Kenntnisse geworfen.

Der Mensch muß in allen Fächern des Lebens an Leib und Seel gesund sein, wenn er irgend worin was Rechtes werden will; er muß in allen Fächern des menschlichen Lebens an Leib und Seel gesund sein, wenn er nicht unglücklich (werden) und durch sein Unglück sich in Gefahr gesetzt sehen soll, mit tausend oft unbesieglichen Hindernissen gegen den Vorschritt in den Kenntnissen seines Stands, seines Berufs und seiner Liebhabereien zu kämpfen; und ewig wird die Bildung des Menschen zu häuslicher Weisheit die erste Grundlage seiner sittlichen und körperlichen Gesundheit, und folglich das Fundament alles dessen sein, was durch die Erhaltung dieser gedoppelten Gesundheit Gutes für ihn bewirkt wird; und hingegen umgekehrt: ewig wird der Mangel an Bildung des Menschen zu häuslicher Weisheit die erste Grundursache alles des Unglücks und Elends sein, welches durch die allgemeine Zerrüttung dieser

gedoppelten Gesundheit des Menschen über sein armes Geschlecht gebracht wird. . . . Dieser Mangel der Bildung häuslicher Weisheit aber ist in allen Fächern der menschlichen Kenntnisse und Berufe durch keinen Gegensatz irgend einer wissenschaftlichen Führung zu ersetzen. Häusliche Weisheit ist in der Bildung des Menschen wie der Stamm am Baum: auf ihn müssen alle Zweige menschlicher Kenntnisse, Wissenschaften und Lebensbestimmungen wie aufgepfropft und eingeimpfet werden; aber wo dieser Stamm selbst serbet[2] und schwach ist, da sterben die eingepfropften Reiser, und die eingeimpften Schosse verwelken. . . .

Wer nicht in seiner Jugend in den festen Schranken eines ordentlichen Hauses gewandelt, und nicht von seinen Eltern zu seinem Nahrungserwerb sorgfältig angeführt, vorbereitet und ausgebildet worden, der wird sich mit allem Guten und allen Anlagen, die er haben mag, auf einen mißlichen Fuß in diese arme Welt hinein geworfen sehen. Das ist so wahr und so allgemein anerkannt, daß man es selbst in Sprüchwörtern als die unwidersprechliche Meinung des Volks ausgedrückt findet. Wenn die Alten einen Menschen des gänzlichen Mangels an verständiger Handlungsart in seinen wichtigsten Verhältnissen und einer für seine wichtigsten Bedürfnisse gänzlich fehlgeschlagenen Bildung des Kopfs und des Herzens beschuldigen wollten, so sagten sie von ihm: „Er weiß nicht, wo das Brot herkommt.“ Und eben dieses: „Er weiß nicht, wo das Brot herkommt,“ ist der eigentliche Mittelpunkt der Erziehungsfehler der Zeit, den ich rüge. Was hat der Mensch von allem seinem Wissen, wenn er nicht weiß, wo das Brot herkommt? Seiner häuslichen Lage genug zu tun und sich und die Seinen in seinem Stand unabhängend von fremder Gnade und ungekränkt von Kummer und Leiden erhalten zu können, ist die erste Bestimmung des Manns der Erde, für den Gott ein Weib schuf. Aber die Erziehung der Zeit führet unsre Kinder täglich weiter weg von der einfachen Bildung zu dieser ihrer ersten Bestimmung. Und dennoch

sind die Gegenstände der Nahrung die ersten Gegenstände der wahren menschlichen Weisheit; und das erste Ziel der höhern Kräfte des Hausvaters ist natürlich und billig die Erhöhung und Sicherstellung der Nahrungsquellen seines Hauses; und die wahre Weisheit in der Erhöhung der Nahrungsquellen führt am natürlichsten zur Ausbreitung der vorzüglichsten, ersten und wichtigsten Erleuchtung des bürgerlichen Stands, und zu immer größerer Ausbreitung der allgemeinen Verbindungen und gegenseitigen Abhänglichkeiten der Menschen, welche am einfachsten und sichersten den Geist der Menschlichkeit und Liebe bildet, der das Glück unsres Geschlechts ist.

2. Etwas über die Religion.

Der Mensch glaubt um seiner selbst willen an Gott; denn was macht das Gott, wenn der Mensch nicht an ihn glaubt, und was irret es ihn, wenn er wie ein Vieh lebt auf Erden? Siehe, der Herr zernichtet Welten und löschet Sonnen aus am weiten Himmel. Darum, was liegt ihm am nichtigen Dienst der eitlen Kinder der Menschen? Aber der Mensch erntet den Segen des Herrn. Der Sterbliche liegt im Schoß der Güte des Allmächtigen. Darum ist Liebe Gottes auf Erden, und die Liebe Gottes ist der Glaube der Menschen.

So wie der Säugling an der Brust seiner Mutter im Genuß seiner Wonne ihr seinen Glauben emporlächelt, also opfert der Mensch der Erde seinen Glauben dem Allmächtigen. Aber das lachende Antlitz der Unschuld ist minder heiter, wenn des Menschen Kind jetzt redet und den Dank seines Herzens mit Worten ausspricht; und der Glaube des Menschen an Gott verliert, sobald sie viel von ihm reden. Und was will doch der Sterbliche von Gott reden, was will er von ihm sagen, als: Er ist gut, er ist Vater, und Dank und Dank? Was weiß der Mensch mehr von Gott, und was kann er mehr von ihm reden? Daß doch die Erde ihre

Stimme vereinigte und nur sagte: Er ist gut, und er ist Vater, und Dank und Dank! und dann schwiege und anbetete und glaubte und hoffte auf seine ewige Güte und auf Licht jenseits des Grabes.

Aber der Mensch der Erde ist an's Sichtbare verwöhnt, und genüget sich nicht am Unsichtbaren. Er betet die Fußstapfen des Ewigen im Staub und die Spuren seiner Güte und seines Zorns an, als ob sie Gott selber wären. Der Mensch macht das Bild seines Retters zum Bild seines Engels, und malet sein feindliches Schicksal mit Zügen von Menschen, die er haßt, und mit Klauen von Tieren, die er verachtet.

Aber der Mensch ist beim Aufgang der Sonne und bei ihrem Niedergang, im kalten Norden und im heißen Mittag so ungleich, als die Pflanzen des Bodens unter diesem Himmel. Die Sonne verändert ihn unter den Zonen und Polen wie das Kraut des Felds. Die Geschlechter der Menschen arten unter einem fremden Himmel aus wie die Pflanzen und Tiere. Und der Glaube des Menschen an Gott ist auf Erden so ungleich, als die Luft und die Nahrung ihrer Geschlechter. Denn die Spuren der Güte des Herrn und die Pfade der Allmacht im Staub sind in jedem Himmelsstrich anders; darum ist auch in jedem Himmelsstrich das Bild des Ewigen ungleich. Aber es ist nicht an dir, Mensch unter den bessern Zonen, das Bild des Gottes, den deine Brüder, deren Scheitel die nähere Sonne verbrennt und deren Hirnschale der kalte Nord platt drückt, anbeten, zu verspotten. Der Herr im Himmel verzeihet der armen Raupe gar gern, daß sie die Staude, die sie nähret und schützet und erhält, verehret. Irrtum im Dienst des Herrn ist das Schicksal des Menschen im Staub. Oder wer dienet ihm ganz den reinen Dienst des Unsichtbaren? Wessen Seele ist leer von irgend einem Bildnis im Dienst, den es dem Ewigen weihet? Danke, Raupe an deiner Pflanze, nur Gott, und verehre sein Bild in der Fülle seiner Güte, in welcher du lebest, schwebest und bist. Aber wenn du, dankende Raupe, die Rose nagst, und

dein Bruder die Blätter des Birnbaums oder die Schößlinge des Weidstocks oder das niedere Gras des Felds, und er dann seinen Gott auf den Blättern des Birnbaumes, auf den Schößlingen des Weidstocks und im niedern Gras des Bodens findet und anbetet, so zürne nicht, Raupe, der Rose! Dein Bruder hat so gut recht als du, und sein Gottesdienst gilt so viel, als der deine. Mensch, warum hassest denn deinen Bruder, der Gott nicht dienet, wie du? Wenn dich deine Leidenschaften plagen, du Armer, so laß dich heilen und brauche nicht den Namen deines Gottes, wenn du in deinem Unsinn wider deinen Bruder rasest; er und du sehen die Fußstapfen des Herrn ungleich gebildet. O ihr Menschen! So ungleich ihr dem Herrn dienet, so dienet ihr ihm immer recht, wenn ihr Kinder bleibet eures Vaters, und einander liebet, und einander helfet, den ungleichen Dienst eures Gottes in der allgemeinen Übereinstimmung eurer Menschenliebe zu heiligen.

Ihr Menschen, warum dienet ihr Gott, und warum fallet ihr nieder vor seinen Gesandten und vor seinen Engeln, als nur, daß ihr euch selber heiliget und reiniget von der Gewalt der Leidenschaften und Sünden, denen alle Menschheit in dem Maß unterworfen ist, als sie Gott nicht fürchten und ihm nicht dienen? Also ist dein Gottesdienst, Mensch, Hut über dich selber und Schutzwehr gegen deine Gefahren. Dein Gottesdienst, o Mensch, ist dein eigener Dienst. Und darum, o Sterblicher, ist dein Gottesdienst für dich immer nur in dem Grad wahr, als er dir nutzet. Deine Heiligung, Mensch, die Minderung deiner Sünde ist der Zweck deines Diensts. Und das Bild deines Gottes und die wörtliche Lehre deiner Priester sind immer nur Mittel zu diesem Endzweck.

Dein Gott und dein Erlöser, o Mensch, will dich durch Überwindung deiner Leidenschaften zur echten Weisheit des Lebens, und durch die Weisheit des Lebens zum wahren Dienst des Unsichtbaren emporheben. Und in eben dem Maß, in welchem du dich zum wahren Dienst des Unsicht=

baren bildest, in eben dem Maß wirst du dich über den Staub der Fußstapfen des Herrn, welchen die Kinder der Menschen verehren, emporheben. Aber wenn du auch zu unterst an den Stufen des Tempels der Weisheit stehest, o Mensch, so höre es dennoch: Für Menschen ist die Liebe der einige wahre Gottesdienst; aus ihr allein quillt der wahre Glaube der Menschen. Sie allein führet den Menschen zum Leben. Wo sie nicht ist, da ist Tod und Verderben auf Erden. Der Mensch ohne Liebe ist ohne Hoffnung, und der Elende, den Neid und Haß und Zorn überwältigen, den verfolget Entsetzen. Des Menschen beste Kräfte ersterben, wenn er seinen Bruder nicht liebet, und er liebt seinen Bruder nicht, wenn er Gottes nicht achtet.

Darum erkenne, o Mensch: Gottesvergessenheit ist die Quelle des Todes und der Entkräftung des Menschen.

Wenn du Gottes vergissest, vergissest du deiner selber; denn die Liebe Gottes ist dein Leben, o Sterblicher, sie ist das Band der Kräfte deines Kopfs und deines Herzens, und die Auflösung dieses heiligen Bands deiner Kräfte ist die Quelle ihrer Zerrüttung, und ihre Zerrüttung gebieret die Sünde, die dich tötet, o Mensch. Darum hüte der Quelle deines Lebens und des Bands deiner edelsten Kräfte, und liebe Gott!

Siehe dich um, o Sterblicher, und betrachte, was der Mensch ist, der Gott nicht liebet. Setz ihn auf die Throne der Erde, gib ihm Gewalt über die Kinder der Menschen, laß ihn die Meere der Erde beherrschen, und gib ihre weiten Ufer alle unter seinen Szepter; aber laß den Mann ohne Liebe Gottes: du wirst den frommen Bettler seines Reichs glücklicher finden als ihn. Mach ihn noch höher, gib ihm Engelsverstand und überirdische Klugheit, befestige seine Gewalt, daß er unerschüttert herrsche, und laß ihn glücklich sein und seinen Willen auf der ganzen Erde keinen Widerstand leiden; aber denk ihn unbefestiget von der Liebe Gottes, so wirst du, wenn du deine Seele heiter und deine Tage ruhig wünschest, nicht wünschen zu sein, was er ist. Gib

ihm sogar ein Herz voll Unschuld und Liebe; aber laß ihn Gottes vergessen: er wird sein Herz verlieren, und sich selbst in seinem eigenen Gram verzehren.

Der Mensch auf dem Thron hat, wie der Mensch in der Strohhütte, Gottes nötig, und auf Thronen und in strohenen Hütten wird das Kind der Erden, das Gottes vergißt, zum verlornen, verworfenen Geschöpf der Erde. Es wird sich selber zur Last, es wird sich selber zerstören. Unter allem, was atmet auf Erden, wird kein Geschöpf sich selber zur Last; unter allem, was lebet, zerstöret kein Geschöpf sich selbst seine Eingeweide; nur der Mensch, der Gottes vergißt, nur er wird sich selber zur Last, nur er zerstöret sich selber. Oder siehe dich um und forsche: Wo grämt sich ein Vieh auf den Tod? Wo wütet ein Tier in sich selber, daß seine Säfte vertrocknen und sein Gehirn aufgelöst wird? Oder erschöpft sich auch ein Hund im Nachjagen der Wollust, daß er sich selber zur Last wird? Nur der Mensch, wenn er Gottes nicht achtet, zerstöret seine Eingeweide und reibet sich auf. Die Bande des Lebens sind Bande der Tugend, und sie zerreißen, wo der Mensch Gottes nicht achtet.

Siehe die Blüte der gottesvergessenen Jugend! Die Stunde ihrer Schönheit gehet vorüber, wie die Leuchte des Wetters. Hell ist der Blitzglanz im Dunkeln des Wetters; aber schnell folget der Donner vom Himmel, und der tötende Strahl, und der Früchte und Blüten zerschlagende Hagel: so zerschläget die Gottesvergessenheit die Blüte der Jugend. Harm runzelt die Stirn der Jungfrau, ehe sie ein Weib ist, und der gierige Jüngling ist erschöpft, ehe er die Zeichen des Manns trägt. Ja sie welket, die Blüte der Menschheit, die Gottes nicht achtet, sie welket und stirbt wie die Blüten des Frühlings, die vom Nebel ersticken und von tötenden Mittagswinden versengt abfallen. Und wenn er auch in der Blüte nicht stürbe, der Jüngling, der Gottes vergißt, sondern, wie's unter hunderten einem gelingt, doch Mann würde und Greis, so gewinnet der Gottesvergessene mehr Leiden und Plage, als Jahre und Tage.

Der Mann, der im Anblick des Weibs nicht den Engel des Herrn verehret, dessen Hand ihn zur Anbetung des Allmächtigen führet; der Mann, der im Bild der Unschuld des Säuglings nicht Gott findet[2], dieser Mann findet nicht Frieden beim Aufgang der Sonne und nicht bei ihrem Niedergang, er findet nicht Frieden in der Freude der Ernte, nicht in den Reihen[3] des Frühlings und nicht in den Tränen des Bettlers. Das Leben dieses Manns ist das Leben des unsteten Treibsands von seichtem Strom der Untiefen bewegt: der nichtige Sand schwillet zu Bergen und vergehet wieder, wie wenn er nicht da war; auf ihm scheitert der Schiffer, und wer ihm nahet, sinket in den Abgrund. Das ist das Bild des Lebens der Menschen, die Gottes nicht achten; und das Bild seines grauen Alters erreget Entsetzen. Wenn ihn jetzt in der Mitternachtstunde der Schlaf fliehet, wenn die gierige Brut, die er ohne Gott erzogen, nun auf seinen Tod und auf seinen Raub lauert, wenn seine Kinder jetzt seines Alters und seiner Erschöpfung spotten, und er da sitzt, an das Nichts der Erde gekettet, und hinter ihm und vor ihm sonst nichts hat, dann siehest du, o Mensch, was der Sterbliche ohne Gott ist; er hat nichts auf Erden, weil er nichts hoffet im Himmel.

Aber wer Gott fürchtet, hat alles auf Erden, weil er alles hofft im Himmel. Ihm scheinet die Sonne; ihm wölbt sich der sternenvolle Himmel; ihm duftet die Blüte des Morgens; sein ist die Pracht des Tages, sein die Milde des Abends, und sein die Erquickung der göttlichen Gaben der Nacht. Das Aug des Jünglings lachet Wonne, die Stirn des Manns ist heiterer Ernst, und die milden Falten des Greisen verbürgen die Ruhe der nahenden Stunde seines Todes. Unverführt wallet das sanfte Mädchen, von der Furcht Gottes beschützt, die bildenden Tage seines Frühlings, und enthüllet sich unverdorben, wie im Schoß der schützenden Knospe die schöne Rose sich unverdorben enthüllet. Bescheidenheit und Stille ist die Zierde des Weibs, das Gott fürchtet, und die Arbeit des Hauses ist Wonne in der Hand der Frau,

die an Gott denkt, wenn sie für ihren Mann und für ihre Kinder arbeitet.

Der Segen des Lebens ist dein Teil, o Mensch, wenn du Gott fürchtest, und in der Stunde des Todes siehest du Himmel und Erde für dich geschaffen. Wenn du die Erde verlässest, so hast du ihrer satt, und deine Kinder sind, sie nach dir zu geniessen, gebildet; du aber gehest ruhig und heiter ins Tal der Schatten: du kennest Gott und trauest auf deine Tugend, die du durch Gottes Erkenntnis erhalten.

VI. Aus „Meine Nachforschungen über den Gang der Natur in der Entwicklung des Menschengeschlechts“ (1797).

1. Religion.

Das kühnste Wagstück deiner Natur, o unbegreiflicher Mensch, die Erhebung deines Ahndungsvermögens über die Grenzen alles hier möglichen Forschens und Wissens, auch dieses ist in seinem Ursprung ein Kind deiner tierischen Neigung zur Behaglichkeit. Kronen und Szepter, den Göttern gleich werden, sitzen auf Thronen, weder hungern noch dürsten, weder Frost noch Hitze dulden, mit erwünschten Leuten schmausen, alle diese Bilder zeigen, daß sie aus dem Hirn deiner nach Harmlosigkeit schmachtenden Natur entsprungen sind.

Aber sei mir auch in aller Schwäche deines Ursprungs, sei mir auch im Lallen deiner kindlichen Selbstsucht ehrwürdig, göttliche, weit angebetete Mutter meines Geschlechts. Wenn ich dich in der Hülle deines Entstehens für tierisch erkläre, so setze ich das Ziel deiner Vollendung gar nicht in die Grenzen der Hülle deines Entstehens. Ich achte das Innere deines Wesens für göttlich, wie das innere Wesen meiner Natur; aber wie dieses in meinem tierischen Leib ruhet und aus dem Moder seines Todes entkeimt, so entkeimst und wallest auch du in meinem tierischen Leib und in dem Moder seines Todes.

Wenn der Mensch einen Baum oder eine Blume pflanzet, so gräbt er die Erde um, er legt Mist an die Wurzeln und

deckt sie wieder mit Erde. Was tut er mit allem diesem für das innere Wesen des Baums und der Blume? Der Stoff, durch den sich jeder Keim entwickelt, ist in der ganzen Natur unendlich geringer an Wert, als der Keim selber. Darum seid meine Richter, ihr freundlich Guten, die ihr in der Weihe des himmlischen Funkens göttlicher lebet, als unser Geschlecht; seid meine Richter: verdunkle ich damit der Sonne Licht, wenn ich sage, alle Wärme der Erde entkeimt aus dem Boden dieser Erde? Oder wenn ich sage, der Säugling müsse nach tierischen Gesetzen entwöhnt werden, behaupte ich damit, es gebe gar kein sittliches Gesetz in meiner Natur?

Nenne es Abtötung, nenne es Wiedergeburt, dieses kühne Wagstück deiner Natur, diesen salto mortale außer dich selbst, insofern du nur sinnliche Natur bist: es ist die höchste Anstrengung deines ganzen Wesens, den Geist herrschen zu machen über das Fleisch; eine in meiner Natur lebende bessere Kraft, die selbst mein tierisches Wesen entflammt gegen mich selbst, und meine Hand aufhebt zu einem unbegreiflichen Kampf.

Der Mensch findet in seiner Natur keine Beruhigung, bis er das Recht seiner tierischen Sinnlichkeit in sich selbst verdammt hat gegen sich selbst und gegen sein ganzes Geschlecht. Aber er scheint die Kraft nicht zu besitzen, diesem Bedürfnis seines Wesens ein Genüge zu leisten. Die ganze Macht seiner ganzen tierischen Natur sträubt sich gegen diesen ihr so schrecklichen Schritt. Aber er setzt die Kraft seines Willens der Macht seiner Natur entgegen. Er will einen Gott fürchten, damit er recht tun könne; er will einen Gott fürchten, damit der Tiersinn seiner Natur, den er an sich selber verachtet, ihn nicht länger in seinem Innersten entwürdige. Er fühlt, was er in dieser Rücksicht kann, und macht sich nun das, was er kann, zum Gesetz dessen, was er soll. Diesem Gesetz, das er sich selber gibt, unterworfen, unterscheidet er sich vor allen Wesen, die wir kennen[1]. Ihm allein mangelt die Schuldlosigkeit des In-

stinkts, durch dessen Genuß das Vieh beruhiget auf dem Punkt bleibt, den dieser ihm anweist. Er allein vermag es nicht, auf diesem Punkt stehen zu bleiben; er muß sich entweder über denselben erheben, oder unter denselben versinken. Er hat eine Kraft, getrennt vom Instinkt, Überlegung und Gedanken in sich selbst walten[2] zu lassen auch gegen den Instinkt.

Er hat eine Kraft, in sich selbst den Gedanken herrschen zu lassen über den Instinkt. Er kann aber im Gebrauch dieser Kraft von dem gedoppelten Gesichtspunkt, entweder dessen, was er soll, oder dessen, was er gelüstet, ausgehen. Wenn er im Gebrauch derselben von dem letzten ausgeht, so führt sie ihn dahin, ohne alle Aufmerksamkeit auf den Trug und das Unrecht seiner tierischen Natur zu handeln; sie führt ihn auf die Höhe des Tempels, zeigt ihm alle Reiche der Welt, und lispelt ihm zu: Das alles ist dein, wenn du nur willst. Dann lebt der Mensch im Glauben an das Wort seiner tierischen Selbstsucht, unter seinem Geschlecht ein Verderber. Sein Auge glühet gegen den Mann, der sein will, was er ist; auf seiner Lippe ist Hohn gegen die Wahrheit und gegen das Recht seines Geschlechts; er liebt die Trägheit, die Gewalttätigkeit, die Galeeren, die Monopole, die Chikane, den Eigensinn und die gesellschaftliche Kraft des Eigensinns, die willkürliche Gewalt. Wenn er aber im Gebrauch dieser Kraft von dem ausgeht, was er soll, so führt sie ihn zu einer Gemütsstimmung, in der der Trug und das Unrecht, die Trägheit, die Gewalttätigkeit, die Galeeren, die Chikane, die Monopole, der Eigensinn und die willkürliche Gewalt von ihm verachtet werden; in der er tief fühlend, mit der ganzen Fülle seines Wesens strebend nach dem Besten, Edelsten, das er zu erkennen vermag, nur innere Vollkommenheit sucht und nichts anders.

Und es ist in der Weihe dieses Strebens, daß er seine Traumkraft über die Grenzen der sinnlichen Wahrnehmung erhebe, damit er finde das Bild eines Gottes, das ihm Kraft gebe gegen den Tiersinn seiner Natur. Sollte der

Mensch dieses nicht tun, sollte er die Handbietung seiner sinnlichen Natur, sollte er sein Ahndungsvermögen über die Grenzen alles hier möglichen Wissens nicht benutzen? Sollte er der Wahrheit um der Wahrheit, und dem Recht um des Rechts willen getreu sein? Fordre das nicht von ihm, bis er's kann, und denke nicht, daß er's könne, so lange er ein Tier ist, und ebenso wenig, daß er anders als tierisch dahin gebracht werden könne, ein Mensch sein zu wollen.

Störe also das Werk deiner Natur, die tierische Einlenkung in das Gebiet der Sittlichkeit nicht durch die Anmaßungen deines Tiersinns selber. Hätte der Mensch die sinnliche, tierische Ahndung einer Hoffnung über das Grab nicht, so wäre Recht und Wahrheit von der Erde verbannt, es würde sich's dem tierischen Menschen um der Seifenblase einer nichtigen Meinung willen nicht lohnen, sich aus Wahrheit und Recht, wie er solche in diesem Zustand zu erkennen vermöchte, vieles zu machen.

Also sei mir heilig, kühnstes Wagestück meiner Natur, Erhebung meiner Traumkraft über ihre tierischen Grenzen: du erhältst die Schamröte im Leib meines Todes; du erzeugest die Tränen des reuenden Sünders, des kämpfenden Beters mächtige Kraft, des hohen Dulders sich opfernden Sinn, der Demut nie ermüdete Weisheit und der Selbstverleugnung menschenändernde Tugend.

Holde Mutter meines Geschlechts, wenn der Schwindelgeist meiner Natur sich in seinem Wissen und Nichtwissen blähet, ich kniee vor deinem Altar, und der Dunst meines Kopfs weichet vor meiner Ahndung, wenn die bleierne Last meines nichtigen Daseins mich Himmel und Erde und mich selber vergessen macht. Ich kniee vor deinem Altar und vergesse Himmel und Erde und mich selber nicht mehr. Wenn das Joch des Eigentums meinen Nacken beugt, und ich im Wühlen seines Kots gegen die Wahrheit kalt und gegen das Recht hart werde; wenn auch die Liebe durch mein Lechzen nach eigner Behaglichkeit dahingeht, und mir

jetzt sogar auch die armselige Kraft des tierischen Wohlwollens in meinem Innersten mangelt; wenn nun mein Auge zum Schutz meiner Höhle glühet wie das Auge des Tigers; wenn im Sinnengenuß der Eitelkeit mir der Atem fast still steht vor dem tiefen Gefühl der Ehre, und ich im Besitz der Macht die Menschen, die mich umschwärmen, wie das Licht trauliche Mücken, verbrenne; kurz, wenn ich in den Verirrungen des Wissens, der Macht, der Ehre und selber der Liebe auch den letzten Funken der Menschlichkeit in meinem Innersten verloren, wenn Nacht und Tod mich umgibt und selber das Leben keinen Wert für mich hat, weil ich seiner nicht wert bin: was ist Wahrheit und was ist Recht für mich in diesem Zustand? Es sind Worte, die noch im Trugsinn meines Tiersinns glänzen, wie die Sterne am Himmel; aber sie leiten weder mein Gehen noch mein Stehen, weder mein Liegen noch mein Aufstehen. Ohne der Gottesfurcht sinnliche Handbietung ist Wahrheit und Recht meinem Geschlecht nur Täuschung und Schein. Entwürdige ich damit das Heiligtum meiner Natur? Ich meine nein! Wie bei der Treue und dem frommen Gehorsam die Früchte der Gottesfurcht nicht mehr an dem Stamm, dem sie entkeimen, angeheftet bleiben; Engel tragen sie dann in heiligen Händen.

Alles Äußere der Religion ist innigst mit meiner tierischen Natur verwoben. Ihr Wesen allein ist göttlich; ihr Äußeres ist nur gottesdienstlich. Ihr Wesen aber ist nichts anders als das innere Urteil meiner selbst von der Wahrheit und dem Wesen meiner selbst; es ist nichts anders als der göttliche Funken meiner Natur und meiner Kraft, mich selbst in mir selbst zu richten, zu verdammen und loszusprechen.

Das Äußere der Religion ist jede in die Sinne fallende Wartung und Pflege dieses Funkens. Die Wahrheit der Religion ist die Übereinstimmung dieser Wartung mit ihrem Wesen; Offenbarung: jede Führung zu irgend einer Wartung dieses Funkens, die sich meiner Vorstellungskraft als von

höhern Wesen herrührend dargetan hat; Glaube: eine auf reiner Neigung zu innerer Vervollkommnung ruhende Vorliebe für die Wahrheit von Geschichten, Meinungen und Lebensregeln, die sich meiner Vorstellungskraft als von höhern Wesen herrührend dargetan haben; Andacht: jede an solche Geschichten, Meinungen, Lebensregeln angekettete Erhebung meiner Seele, die zum Zweck hat, den Reiz meiner tierischen Sinnlichkeit durch die Kraft dieser Vorstellungen zu schwächen.

Alle äußern Folgen der Erhebung meiner Traumkraft über ihre tierischen Grenzen: Gebet, Andacht, Glauben u. s. w. sind an sich nicht göttlich, sondern nur gottesdienstlich und vermöge ihres Ursprungs mit sinnlichen Vorstellungen und tierischen Begierden innigst verwoben, also in ihrem Wesen allgemeine Nahrung meines tierischen Sinns und aller Verirrungen, zu welchen dieser Sinn uns alle hinführt. Deswegen auch die Erfahrungen aller Zeiten und aller Weltteile laut sagen, die Religionen geben dem Menschengeschlecht allgemein die verschobene Richtung, daß ihre Wirkungen, wie die Wirkungen des Eigentums, der Macht und der Ehre, in den Jahrbüchern der Welt fast immer nur als schaudernde Denkmäler unsres kalten, selbstsüchtigen und blutdürstigen Tiersinns und aller List, alles Betrugs und aller Windbeutelei derselben zum Vorschein kommen.

Es ist nicht anders möglich: wo immer dein Geist, ehe er vom innern Wesen der Religion geheiligt ist, an irgend einem Bild deiner Traumkraft verweilet, da findest du im Bild deines Gottes das Bild deiner selbst. Bist du dann dumm, dein Gott lohnt die Dummheit mit dem ewigen Leben, und den Menschenverstand mit der ewigen Verdammnis. Bist du ein Tyrann, dein Gott kennt keine Tugend als Untertänigkeit, und seine Engel bücken sich vor seinem Thron, wie deine Sklaven vor dir. . . .

2. „Was bin ich im sittlichen Zustande?“

Ich besitze eine Kraft in mir selbst, alle Dinge dieser Welt mir selbst, unabhängig von meiner tierischen Begierlichkeit und von meinen gesellschaftlichen Verhältnissen, gänzlich nur im Gesichtspunkt, was sie zu meiner innern Veredelung beitragen, vorzustellen und dieselben nur in diesem Gesichtspunkte zu verlangen oder zu verwerfen. Diese Kraft ist im Innersten meiner Natur selbständig; ihr Wesen ist auf keine Weise eine Folge irgend einer andern Kraft meiner Natur. Sie ist, weil ich bin, und ich bin, weil sie ist. Sie entspringt aus dem mir wesentlich einwohnenden Gefühl: ich vervollkommne mich selbst, wenn ich mir das, was ich soll, zum Gesetz dessen mache, was ich will.

Meine tierische Natur kennt diese Kraft nicht. Als tierisches Geschöpf vermag ich in mir selbst nichts gegen mein eigenes tierisches Wesen; als solches kann ich mir nicht vorstellen, daß ich mich durch irgend etwas auf Gefahr meines tierischen Wohlstandes und meiner tierischen Selbsterhaltung vervollkommnen kann. Als gesellschaftliches Geschöpf kann ich dieses ebenso wenig. Das gesellschaftliche Zugrundgehen als Volk ist das Schrecklichste, wogegen ich mich gesellschaftlich stemme, wie das tierische Zugrundgehen meiner Individualität das Schrecklichste ist, wogegen ich mich tierisch empöre.

Der Mensch bedarf der Sittlichkeit als gesellschaftliches Geschöpf so wenig, als er selbiger als tierisches Wesen fähig ist. Wir können im gesellschaftlichen Zustand ganz füglich ohne Sittlichkeit unter einander leben, einander Gutes tun, einander willfahren, Recht und Gerechtigkeit unter einander handhaben, ohne alle Sittlichkeit. Die Sittlichkeit ist ganz individuell, sie bestehet nicht unter zweien. Kein Mensch kann für mich fühlen: Ich bin. Kein Mensch kann für mich fühlen: Ich bin sittlich. Wir müssen gesellschaftlich ganz ohne Glauben an gegenseitige Sittlichkeit unter einander leben; aber mitten durch diesen Unglauben bildet sich ihr Bedürfnis in meinem

Innersten und erhebt mich zu dem Gefühl, daß es in meiner Hand ist, mich selbst zu einem edlern Geschöpf zu machen, als Natur und Geschlecht mich als bloß tierisches und gesellschaftliches Geschöpf zu machen im Stande sind.

Sinnengenuß, gesellschaftliches Recht und Sittlichkeit scheinen sich gegen einander zu verhalten, wie Kinderjahre, Jünglingsjahre und Männeralter.

Als Kind bin ich meiner tierischen Unverdorbenheit am meisten nahe, aber eben darum auch am meisten tierisch. Die Zwecke dieses Zustandes sind alle einfach; Sinnengenuß ist mein Alles. Aber ich vergehe durch den Irrtum meiner Lust, wie durch die Wahrheit meines Schmerzes.

Ich muß deswegen einer Kraft entgegenstreben, durch die ich die Übel beides, meiner Lust und meines Schmerzes, in meine Hand zu bringen vermag, und ich suche diese Kraft in dem Mittelzustand zwischen meiner Kinderlust und meinem Mannsrecht, in meinem Lehrlingsstand. In diesem Stande verliere ich allen Reiz meiner Kindertage, und genieße ebenso wenig die Freiheit und das Recht meines Mannesalters. Der Mann, dem mich mein Vater anvertraut, zwingt mich mit seinem Meisterrecht, dem Recht meiner Natur für einen Zweck zu entsagen, um den sich meine Selbstsucht im Grunde weniger bekümmert, als um den gegenwärtigen Augenblick. In meiner jetzigen Lage ist kein Recht. Ich bin jetzt ein Geschöpf des Verkommnisses[3] und des Vertrages; ich muß alles in dem Bezug des Verhältnisses gegen meinen Meister ins Auge fassen. Die Hoffnung meines künftigen Genusses von etwas, das man vielleicht aus mir macht und vielleicht auch nicht, diese Hoffnung muß in diesem Zeitpunkt der Ersatz der Freiheit und des Rechts sein, das ich in demselben beiderseits vermisse.

Es ist aber nicht möglich, daß der Traum dieser Hoffnung meine tierische Natur wirklich befriedigen kann; es strebt daher ein jeder Lehrling mit seiner ganzen Kraft, einer Lage los zu werden, die ihn vielmehr zu seiner Bestimmung als zu seinem Zwecke[4] hinführt. Das Glück und die Sicherheit

meines künftigen Lebens hängt aber ganz von der gegenseitigen Wahrheit und gegenseitigen Treue in diesem Verhältnis ab, und dieses fordert von meiner Seite standhafte Entsagung meiner Naturfreiheit und festen Gehorsam gegen alle Einschränkungen meiner Lehrlingsjahre.

Indessen geht diese Zeit wirklich vorüber; der Zustand meines Verkommnisses hat ein Ende, wie der des bloßen Sinnengenusses. Nun wirklich Meister, sehe ich jetzt alle Dinge in dem Gesichtspunkt ihres Einflusses auf mich selbst und auf den ganzen Zweck meines Lebens an, und es ist offenbar: Freiheit, Selbständigkeit und eigenes Recht ist für mein Dasein das ausschließende Eigentum dieses Zeitpunkts.

Die zwei vorhergehenden Arten, alle Dinge dieser Welt anzusehen, sind augenscheinlich Folgen meiner Unwissenheit, meiner Kraftlosigkeit und eines bestimmten Mangels an Selbständigkeit und eigenem Recht; sie gründen sich also in ihrem Wesen auf Schein und nicht auf Wahrheit, auf Mangel von Recht und nicht auf Recht; und dennoch ist es wahr, daß ich nur durch den Traum ihrer Täuschung und durch das Joch ihrer Rechtlosigkeit zu meiner jetzigen Meisterwahrheit und zu meinem jetzigen Meisterrecht zu gelangen vermochte. Ohne die Täuschung meiner Kinderjahre und ohne die Rechtlosigkeit meiner Lehrlingsjahre mangelte mir der Drang der Anstrengung und die Kraft der Treue, ohne die der Mensch zu keiner Selbständigkeit in der Wahrheit und in dem Recht sich zu erheben vermag.

Um zu diesen beiden Grundkräften meiner gesellschaftlichen und meiner sittlichen Ausbildung zu gelangen, mußte ich notwendig die Täuschung meiner Unwissenheit und die Hemmung meiner Rechtlosigkeit in diesem Zeitpunkt für Wahrheit und Recht ansehen; sonst lebte ich jetzt ungebildet und verwirrt, nicht Mann, nicht Kind, nicht Lehrling, nicht Meister; ich stürbe dahin wie eine Frucht, die der Wind in ihrer zarten Blüte verletzt. Da aber Zwang und Täuschung dieses Unglück in mir verhütet, so ist auch wahr,

daß die Eindrücke der Täuschung und der Rechtlosigkeit meiner Kinder- und Lehrlingsjahre nicht in mir verschwinden bis an mein Grab; deswegen auch meine Meisterwahrheit nie unabhängig von dieser Täuschung, folglich nie reine Wahrheit sein kann.

Alles, was von dem dreifachen Verhältnis des Kindes, des Lehrlings und des Mannes wahr ist, das ist es auch von den Verhältnissen meiner tierischen, meiner gesellschaftlichen und meiner sittlichen Natur. In meinem tierischen Zustande fasse ich ebenso alle Dinge nach dem einfachen Eindruck des Sinnengenusses ins Auge; ich vergehe wieder durch den Irrtum meiner Lust; wie durch die Wahrheit meines Schmerzes; ich muß wieder einer Kraft entgegenstreben, durch die ich die Übel beider, meiner Lust und meines Schmerzes in meine Hand zu bringen vermag; ich finde diese Kraft wieder in einem Mittelzustand zwischen meinem tierischen und meinem sittlichen Dasein: im gesellschaftlichen Zustande. Ich verliere in demselben wieder allen Reiz meiner tierischen Freiheit und genieße darin ebenso wenig die ganze Kraft der vollendeten Selbständigkeit, deren meine sittliche Natur fähig ist. Ich bin jetzt ein Geschöpf des Verkommnisses. Der Staat, in den mich mein Schicksal hineingeworfen, zwingt mich mit seinem Meisterrecht, dem Recht meiner Natur für einen Zweck zu entsagen, um den sich meine Selbstsucht ebenfalls weniger bekümmert, als um den gegenwärtigen Augenblick. Indessen hängt alle Sicherheit und alles Glück meines Lebens von der gegenseitigen Wahrheit und von der gegenseitigen Treue in dem Verhältnis zwischen mir und dem Staat ab, und dieser fordert von meiner Seite standhafte Entsagung meiner Naturfreiheit und feste Unterwerfung unter alle Beschränkungen meiner bürgerlichen Verhältnisse. Es sind auch hier, wie in den Lehrlingsjahren, täuschende Hoffnungen von Dingen, zu denen ich vielleicht zu gelangen vermag und vielleicht nicht, was mir in diesem Zustand Ersatz meines Naturrechts und meiner Naturfreiheit sein sollte. Ich lebe daher

wieder wesentlich unbefriediget in demselben und sehne mich, von einer Lage los zu werden, in der Recht und Gesetz mich, wie ein harter Meister den Lehrling, mehr zu meiner Bestimmung als zu meinem Zweck hinführt. Aber ich soll derselben so wenig los werden, als jener, bis ich in ihrem Erdulden zu einer höhern Selbständigkeit gereifet, bis ich, durch die Erfahrungen derselben von dem Trug und dem Unwert des tierischen Verderbens, auf welchem der gesellschaftliche Zustand ruhet, ganz überzeugt, dahin gelange, alle Dinge dieser Welt im Gesichtspunkte ihres Einflusses auf meine innere Veredelung ins Auge zu fassen. Wenn ich aber den Sinnengenuß meiner tierischen Natur und das Joch meines gesellschaftlichen Zustandes für täuschend und unrecht angesehen hätte, ehe ich durch ihre Erfahrungen zur Anerkennung des sittlichen Rechts gereifet wäre, so lebte ich wieder ungebildet und verwirrt, nicht Bürger, nicht Wilder, nicht glücklich, nicht sittlich, weder durch Sinnengenuß noch durch Weisheit befriedigt.

Wenn aber Zwang und Täuschung dieses Unglück in mir verhütet, so ist hinwieder gleich wahr, daß ihre Eindrücke nicht in mir verschwinden bis in mein Grab, daß ich also so lange nicht rein sittlich, das ist, ganz unabhängig von meiner tierischen Natur und von meinen gesellschaftlichen Verhältnissen, zu empfinden, zu denken und zu handeln vermag. Reine Sittlichkeit streitet gegen die Wahrheit meiner Natur, in welcher die tierischen, die gesellschaftlichen und die sittlichen Kräfte nicht getrennt, sondern innigst mit einander verwoben erscheinen. So wie ich die Folgen nicht tragen könnte, die es auf mich haben würde, wenn ich alle Dinge dieser Welt bloß als ein für mich selbst bestehendes Tier, oder bloß als ein in bürgerlichen Verhältnissen stehendes Wesen ins Auge fassen würde, ebenso wenig könnte ich die Folgen tragen, die es auf mich haben müßte, wenn ich selbige einzig und ausschließend in dem Gesichtspunkt, was sie zu meiner innern Veredlung beitragen, und von meiner tierischen Natur und von meinen gesellschaftlichen Ver-

hältnissen unabhängend ins Auge fassen wollte. Ein solches ins Auge fassen würde mich reizen, beides, die tierische und die gesellschaftliche Kraft meiner Natur sowie alle Formen des gesellschaftlichen Zustandes zu vernachlässigen, und so das Fundament des Mittelstandes zu untergraben, durch dessen Drang und Erfahrungen ich allein zur Anerkennung der wahren, [und] das Ganze meiner Natur und meiner Verhältnisse umfassenden und vervollkommnenden Sittlichkeit zu gelangen vermag. Der Anspruch an eine ganz reine Sittlichkeit würde mich dahin bringen, mich der verlornen Unschuld meiner Natur näher zu glauben, als ich im Verderben des gesellschaftlichen Zustandes ihr nahe sein kann; sie würde mich mitten in den Leiden und den Hemmungen meines tierischen Verderbens dennoch in den Traum der Unkunde des Übels einwiegen und zu aller Sorglosigkeit des Lebens hinlenken. Sorget nicht für euer Leben, würde mich eine solche Sittlichkeit lehren, noch was ihr essen oder was ihr trinken wollet. Sie würde die Bande des Eigentums wegwerfen: Verkaufe was du hast. . . . Die Bande des Bluts würden vor ihren Augen verschwinden: Weib, was gehest du mich an? Wer sind meine Brüder und meine Schwestern? Sie würde ihr Recht nur in der Kraft der Unschuld suchen: Habe ich unrecht geredet. . . . Sie würde unser ganzes Dasein an diese Unschuld anketten: Wenn ihr nicht werdet wie diese Kinder . . . Sie würde auf die Menschennatur bauen, als auf einen Felsen: Seid gerecht, würde sie sagen, und die Menschen werden es nicht ausstehen können, ungerecht zu sein, wenn sie sehen werden eure guten Werke. Sie würde gegen das Unrecht keine tierische Gewalt versuchen: Stecke dein Schwert in die Scheide. . . . Sie würde in Knechtsgestalt einhergehen: Die Füchse haben Gruben, und die Vögel haben Nester — aber sie fände nichts, wohin sie mit Sicherheit und Recht ihr Haupt hinlegen könnte.

Ganze Reinheit der Sittlichkeit muß notwendig auf den Punkt hinführen, von dem sie ausgeht, und dieser ist offen-

bar meine Unschuld, das ist, ich selbst ohne Kunde des Übels, des Lasters und der Gefahr. Tierisches Wohlwollen, sorgenlose Ruhe, Abscheu vor dem Blut, Glauben an das Lächeln der Menschen, diese Merkmale der Unverdorbenheit meiner Natur, sind auch die ersten Kennzeichen, an denen ich die Beschaffenheit meines Geistes, von welcher meine Sittlichkeit ausgeht, wie in ihrer Knospe, ehe sich noch ihre Blüte entfaltet, zu erkennen vermag. Und wenn ich dann diese Beschaffenheit meines Geistes wieder bis an die äußersten Grenzen meiner sittlichen Vollendung verfolge, so finde ich auf den äußersten Punkten, auf denen ich die Vollendung der gereiften Früchte der Sittlichkeit zu erkennen vermag, eben diese Heiterkeit einer unumwölkten Stirne, eben diesen Frieden der Seele, eben diesen Abscheu vor dem Blut und eben diese Neigung zum Glauben an das Lächeln der Menschen. Aber in der Mitte zwischen meiner tierischen Unschuld und meiner sittlichen Vollendung stehet eine Welt, die weder die Unschuld der unentwickelten Knospe, noch diejenige ihrer gereiften Früchte zu ertragen vermag; ein Geschlecht, das ebenso unvermögend ist, in der Unschuld seiner tierischen Natur sich zu beruhigen, als in vollendeter sittlicher Reinheit auf Erden zu leben.

Der Unschuld unbeflecktes Eigentum ist nicht das Teil des sterblichen Mannes; er hat sie beim ersten weinenden Laut an dem Schoß seiner Mutter verloren, und stirbt, ehe er sie in seiner Brust wiederhergestellt hat. Er sieht sie an den beiden Grenzen seines Daseins, und lebt in ihrer Mitte, umhergetrieben vom Sturm seiner Schuld. Also sieht ein Schiffer in Süden und Norden eine glänzende Stelle hinter den Wolken, indessen er auf seinem Schiff vom Sturm des Meeres und des Himmels bis zum Versinken herumgetrieben wird.

Könnte ich das Wesen meiner Schuld und meines Verderbens entwickeln, so würde ich das Wesen der Unschuld erkennen. In den Wolken, die den Himmel der Harmlosigkeit meines tierischen Wohlwollens umhüllen, entkeimet

das Verderben meiner schwachen Natur, das im ge-
lichen Zustand die letzten Spuren der geahndeten
der Unschuld zerrüttet; aber in eben demselben
meine Kraft, mich selbst wiederherzustellen aus
Verderben. Brennende Gebirge verwüsten die
liche Schönheit einer umherliegenden Gegend;
der grause Berg, seines Wütens müde, wieder
geht der Mensch aus seiner Höhle hervor und
sein Leben, sein verbranntes Haus wieder aufzuba
Feld und Flur von der grausen Verheerung zu
Also der Mensch, wenn er im schuldvollen Leben
schüttet siehet wie ein überworfenes Gebirg, so geht
seiner Höhle und verwendet sein Leben, sich selbst wi
reinigen von den greulichen Folgen seines tierischen
derbens. Da ist es, wo ich auf den Trümmern
selbst, meiner Natur wieder lächle und auf dem Sch
Ruinen mich selbst wieder aufbaue zu einem bessern
Wir kennen von der Sittlichkeit unserer Natur eig
wenig außer dieser Arbeit an unserm verschütteten
Im Leib dieses Todes wallet die Sittlichkeit nur um
von den Schatten, die ihren Ursprung umhüllen bis
Grab.

Die Sittlichkeit ist daher vermöge ihrer Natur
weniger als an reine Begriffe von Recht und Wahrheit
bunden. In seine Sphäre gebannt, kennt der Mensch
gemein nur die positiven Gegenstände, die ihm nach
unwillkürlichen Eindrücken seiner tierischen Anschauu
weise als wahr oder als falsch vorkommen; die Richtig
und Unrichtigkeit dieser Begriffe kann also unmöglich
Fundament meiner Sittlichkeit sein; im Gegenteil, es
immer unabhängig von dieser Richtigkeit oder Unrichtigk
jede Handlung sittlich, die ein ernstes Bestreben, von alle
Täuschung meiner tierischen Natur los zu werden, auf ei
solche Art zum Grund hat, daß dieselbige ohne die An
strengung eines treuen, den tierischen Trieben meiner Natur
entgegenstehenden Willens mir nicht möglich gewesen wär

Meine Sittlichkeit ist eigentlich nichts anders, als die Art und Weise, wie ich den reinen Willen, mich zu veredeln, oder in der gemeinen Sprache, recht zu tun, an das bestimmte Maß meiner Erkenntnis und an den bestimmten Zustand meiner Verhältnisse ankette, und als Vater, als Sohn, als Obrigkeit, als Untertan, als freier Mann, als Sklav, mir reine und aufrichtige Mühe gebe, in allen diesen Verhältnissen nicht sowohl meinen eigenen Nutzen und meine eigene Befriedigung als den Nutzen und die Befriedigung aller derjenigen zu suchen, denen ich nach meiner Überzeugung sowohl Obsorge, Pflege, Schutz und Recht, als auch Gehorsam, Treue, Dankbarkeit und Ergebenheit schuldig bin.

Je näher die Natur mein tierisches Dasein an einen sittlichen Gegenstand[5] ankettet, von je mehrern Punkten mich sein tierisches Wohl wie sein tierisches Weh berührt, je mehr finde ich in demselben Reize, Beweggründe und Mittel zur Sittlichkeit. Je mehr die Natur mein tierisches Dasein von einem sittlichen Gegenstand entfernt, je weniger solche Reize, Beweggründe und Mittel zur Sittlichkeit finde ich in demselben.

Daher die gesellschaftlichen Pflichten meine Sittlichkeit immer in dem Grad begünstigen, als sie von Gegenständen herrühren, die meiner Individualität tierisch nahe stehen. Und hinwieder reizen die gesellschaftlichen Pflichten meine Natur immer in dem Grad zur Unsittlichkeit, als die Beweggründe zu denselben von Gegenständen herrühren, die von meiner Individualität tierisch entfernt stehen. . . .

Je mehr daher eine Gesetzgebung in einem Lande die Bande des Bluts und die wohlwollenden Verhältnisse aller sich nahe stehenden Menschen verbindet[6] und aller physischen Gewalt das Übergewicht über das Recht erschweret, je mehr sie den Einfluß aller Staatshärte auf die Trennung sich nahe stehender Menschen vermindert, und je mehr die Begriffe der Zeit, die Ruhe der Umstände und die Mäßigung der öffentlichen Bedürfnisse eine Staatsverwaltung anspruchslos machen, desto mehr wird die Gemütsstimmung der

Bürger, die ihrer innern Veredlung wesentlich ist, in einem Lande begünstigt. Im Gegenteil: je anspruchvoller der Staat ist, je mehr er durch den Geist der Zeit und die Gewalt der Umstände genötigt ist, die Bande des Bluts und die wohlwollenden Verhältnisse aller sich nahe stehenden Menschen zu trennen, und den Bürger mit der ganzen Härte seiner Kraft fühlen zu machen, daß er um des Staats und nicht um seiner selbst willen in der Welt ist, und daß sein Recht gegen die Ansprüche irgend einer Art von Gewalthabern ohnmächtig ist, desto mehr wird die Gemütsstimmung der Bürger, die ihrer innern Veredlung wesentlich ist, durch die Staatsverwaltung untergraben. . . .

Nach gleichen Gesichtspunkten wirkt die Pflicht, die ich mir bloß durch mein Urteil, durch meine Meinung, durch meine Grundsätze auflege, auf die Entwicklung der ersten Grundlagen meiner Sittlichkeit nicht auf die nämliche Weise wie diejenige, die mir durch den Eindruck von Gegenständen, die meiner Individualität sinnlich und tierisch nahe stehen, ans Herz geht. . . . Selbst die Vorstellung meiner Vaterpflicht begünstigt die sinnlichen Grundlagen meiner Sittlichkeit nicht in dem Grad, wie das Lächeln oder die Tränen meines mir nahe stehenden Kindes; ebenso begünstigt die Teilnahme an Vaterlandsnot und Vaterlandsfreuden die Grundlage meiner Sittlichkeit mehr als irgend eine Vorstellung von meiner Vaterlandspflicht sie begünstigen konnte; keine auch noch so reinen Regierungsgrundsätze bewahren das menschliche Herz vor der gesellschaftlichen Verhärtung, wenn es nicht durch das sinnliche Nahestehen reiner gesellschaftlicher Freuden und drückender gesellschaftlicher Leiden menschlich erhalten wird.

Die gesellschaftlichen Pflichten begünstigen meine Sittlichkeit immer vorzüglich in dem Grad, als die Beweggründe zu denselben nicht bloß als Folge des Rechts und der Gewalt der gesellschaftlichen Verhältnisse, nicht bloß als König, Korporal, Schulze u. s. w., sondern vielmehr als Folge der einfachen wohlwollenden Verhältnisse meiner Natur als Mensch, der für mich nicht Korporal, nicht

Schulz und nicht König, sondern Mensch ist, auf mich wirken. Aber die selbstsüchtige Fratze der Staatskunst, die Staatsmännerkunst, setzt dieses alles aus den Augen und verengert dem Mann am Platz täglich den Spielraum, unter seinen Mitbürgern als Mensch gegen Mensch stehen zu können. . . .

Die Natur hat ihr Werk ganz getan, also tue auch du das deine. Erkenne dich selbst und baue das Werk deiner Veredlung auf inniges Bewußtsein deiner tierischen Natur, aber auch mit vollem Bewußtsein deiner innern Kraft, mitten in den Banden des Fleisches göttlich zu leben. Wer du auch bist, du wirst auf diesem Wege Mittel finden, deine Natur mit dir selbst in Übereinstimmung zu bringen. Willst du aber dein Werk nur halb tun, da die Natur das ihre ganz getan hat; willst du auf der Zwischenstufe deines tierischen und deines sittlichen Daseins, auf welcher die Vollendung deiner selbst nicht möglich ist, stehen bleiben: so verwundere dich dann nicht, daß du ein Schneider, ein Schuhmacher, ein Scherenschleifer und ein Fürst bleibst, und kein Mensch wirst; verwundere dich dann nicht, daß dein Leben ein Kampf ist ohne Sieg, und daß du nicht einmal das wirst, was die Natur ohne dein Zutun aus dir gemacht hat, sondern gar viel weniger: ein bürgerlicher Halbmensch.

3. Nochmals Religion.

Als reines Werk der Natur hat mein Geschlecht keine; tierische Unschuld opfert nicht, betet nicht, segnet und fluchet nicht. Als Werk meiner verdorbenen Natur ist die Religion Irrtum. Als Werk meines Geschlechts, als Werk des Staats ist sie Betrug. Nur als Werk meiner selbst ist sie Wahrheit.

Als Werk der Natur in ihrem ersten Verderben ist sie eine Gefährtin meiner Blindheit auf dieser Stufe meines

tierischen Daseins, meiner ängstlichen und immer betrogenen Selbstsucht in diesem Zustand. Als solches ist sie ganz Aberglauben. Ihr Gott ist die Natur selber, insofern sie schauerlich, unerklärlich und wunderbar vor meinen Augen steht. Meine Götter und meine Teufel sind in diesem Zustand meiner selbst Bilder der toten und schrecklichen Natur.

Als Werk meines Geschlechts ist sie ratgebend, helfend, kunsterfindend; als solches benutzt sie die Religion der Natur mit allem Verderben ihrer gesellschaftlichen Irrtümer und Ansprüche. Dadurch aber wird sie nach den Bedürfnissen, Umständen und Vorteilen eines jeden Staats leicht selbstsüchtig, feindselig, rachgierig, gewalttätig und betrügerisch. Ihre Götter sind alle eifrige Götter, und ihre Teufel alle eifrige Teufel. Je schauerlicher ein Naturgott, je größer ist er. Je eifriger ein Nationalgott, je größer ist er. Als Werk meines Geschlechts ist die Religion Dienerin der Verhältnisse, die ich selber erschaffen, Dienerin des Mittelpunkts dieser Verhältnisse: der Staatsmacht. Als solche ist sie Mutter königlicher Mönchsmummereien und mönchischer Königsmummereien; selten Dienerin des gesellschaftlichen Rechts, allgemein Hebamme des Unrechts der Macht; mit der Glorie des Heiligtums um das Gesicht der Selbstsucht, strahlt sie Bann und schwingt sie das Schwert über das Haupt derer, die dem Tiersinn ihrer Offenbarung unbedingten Gehorsam, das ist, göttliche Verehrung versagen. Sie ist wilde Natur im Treibhaus der Kunst, mit dem Zwang der Macht und der Kraft der Heuchelei in ihrer Hand.

Verwerfe ich damit die Religion, insofern sie ein Werk meines Geschlechts ist? So wenig als ich sie als Werk der Natur verwerfe. Als solches ist sie eine unausweichliche Folge meiner tierischen Beschränkung und der Eindrücke, die die Natur auf dieser Stufe meines Daseins auf mich machen muß; ich bin auf dieser Stufe meines Daseins keiner andern Religion fähig. Ebenso wenig bin ich als Werk meines

Geschlechts einer wahren Religion fähig. Aber ich bedarf als Werk der Natur und als Werk des Geschlechts sinnlicher, tierischer Beweggründe, Reize und Mittel, um zu der Gemütsstimmung zu gelangen, welche das Wesen der wahren Religion voraussetzt.

Als Werk der Natur finde ich diese sinnliche Einlenkung zur Religion in dem Irrtum des Aberglaubens; als Werk meines Geschlechts finde ich dieselbe in dem Hofbetrug des Eiferglaubens und der Staatsreligion, die in ihrem Wesen, als solche, nie keine wahre Religion sein kann. Also ist auf Irrtum gegründeter Aberglauben und auf Betrug gegründeter Eiferglauben dem Menschengeschlecht in verschiedenen Stufen seines Daseins dennoch wesentlich notwendig. Sie verleihen beide dem Keim der Sittlichkeit und der wahren Religion allgemein seine erste Nahrung. Wie der Mensch die Täuschung des Sinnengenusses und den Zwang der Lehrlingsjahre bedarf, also bedarf er auch die Täuschung des Aberglaubens und den Zwang des Eiferglaubens, bis Anstrengung, Treue und Gewalt über sich selbst ihm zur andern Natur geworden, und die gereiften Früchte seiner Sittlichkeit an dem Stamm, an dem sie entkeimten, keine Nahrung mehr finden und keine Nahrung mehr brauchen.

Ich erkenne also die Schonung der Nationalreligion als die Pflicht aller gesellschaftlich vereinigten Menschen; aber ich erkenne zugleich die Grenzen dieser Schonung. Der Mensch muß die Nationalreligion um der wahren Religion willen schonen. Er muß das Unrecht des Mittels um der Wichtigkeit des Zwecks willen tragen. Aber er darf nicht den Zweck zu Grund richten, damit sich das Mittel erhalte.

So wie ein Meister den Lehrling täuschen darf, damit er ein guter Meister werde, aber nicht damit er, durch seine Täuschung entkräftet, für sein Leben von dem Meister, der ihn also betrogen, abhänglich werde; hinwieder, wie der Staat die Naturfreiheit des Bürgers beschränken darf, da-

mit er ihn dadurch gesellschaftlich frei, aber nicht damit er ihn bürgerlich ehrlos und rechtlos machen könne: also darf die Nationalreligion den Menschen durch Zwang oder Täuschung zu der Gemütsstimmung hinlenken, die das Wesen der Religion ist; aber sie darf ihn nicht durch Zwang oder Täuschung von dieser Stimmung ablenken. Der Mensch muß also den Irrtum der Naturreligion und den Betrug der Staatsreligion respektieren, insoweit durch dieselbe diese Gemütsstimmung erzeugt und erhalten wird; er muß sie aber nicht respektieren, insofern das Gegenteil dadurch erzeugt wird

Die Natur führt den Menschen selber auf diesen Pfad; sie gab ihm eine Kraft, jede Religion in sich selbst zum Werk seiner selbst zu machen. Kennt er den Irrtum seiner Naturreligion und den Betrug seiner Staatsreligion nicht, so ist er insoweit unfähig, in irgend einer andern Form, als in dieser, die sinnliche Handbietung zu genießen, die das Gottesdienstliche der Religion dem Menschen in tausend Gestalten gegen die Quelle seiner Sinnlichkeit anbietet. Kennt er aber den Irrtum des Aberglaubens und den Betrug des Eiferglaubens oder der Staatsreligion, und sieht, daß selbige dem Wesen der wahren Religion oder der innern Veredlung seines Geschlechts wirklich im Wege steht, so darf er nicht nur sein Geschlecht auf das Verderben einer solchen Religionsform aufmerksam machen, sondern er ist es noch zu tun schuldig; freilich aber auf eine Weise, die dem Wesen der Religion nicht etwa mehr schadet, als der Irrtum, den er dem Volk aufdeckt. Indessen ist die Religion, insofern sie wirkliche und wahre Religion ist, wie die Sittlichkeit, gänzlich nur die Sache des einzelnen Menschen; ihre Wahrheit geht den Staat eigentlich nichts an, als nur insofern er schuldig ist, das Recht der Individuen, ihrer Überzeugung auf jeden Fall getreu zu sein, zu beschützen und zu erhalten.

Die Religionsvorkehrungen im Staat sind deswegen an sich selbst und in ihrem Wesen nicht Vorkehrungen des Staats, sondern Vorkehrungen der Individuen, die das

Recht, ihrer Überzeugung getreu zu sein, in demselben mit Freiheit ausüben sollen und wollen. Der rechtliche Staat oder das gesellschaftliche Recht begehrt auch nichts mehr, wohl aber das gesellschaftliche Unrecht, die willkürliche Gewalt. Diese gönnt dem Menschengeschlecht die Freiheit des Gewissens so wenig, als die Sicherheit des Brots und des Atems. Sie kann nicht; sie hat immer ein überwiegendes Interesse dafür, daß das Volk sich niemals von dem Geist der Barbarei entferne, in welchem es ihm allein möglich ist, die tierische Willkür der Macht als das Fundament irgend einer für das Menschengeschlecht schicklichen Regierungsform zu erkennen. Darum strebt sie auch allenthalben dahin, veraltete Religionsformen lange über die Zeit hinaus zu erhalten, in welcher diese Formen, mit dem ganzen Zustand der Völker harmonisch, wirklich geschickt waren, dieselben dem Wesen der Religion und ihrer innern Veredlung in dem Grad näher zu rücken, als sie selbige jetzt wieder von demselben entfernen.

Aber wenn dieses Näherrücken zur innern Veredlung der Völker von dem Aberglauben und dem Eiferglauben gehindert wird, so wird selbiges durch den Unglauben soviel als ganz unmöglich gemacht. Dieser ist gänzlicher Mangel des Gefühls, daß die Erkenntnis der Irrtümer meiner tierischen Natur und des Unrechts meiner gesellschaftlichen Verhärtung, sowie das Dasein psychologischer Mittel, diese Erkenntnis in mir lebendig zu erhalten, meinem Geschlecht wesentlich notwendig seien; er ist tiefes Versinken in sinnliche Gedankenlosigkeit, und führt daher das Menschengeschlecht noch weit mehr als der Aberglauben und der Eiferglauben von der Gemütsstimmung ab, die das Wesen der Sittlichkeit und der auf derselben ruhenden innern Veredlung unsres Geschlechts ausmacht. Er ist Sorglosigkeit des Naturstandes, mitten in dem verfeinerten Genuß aller gesellschaftlichen Verbrechen.

Es ist daher etwas ganz andres, wenn die tierische Unschuld nicht weiß, was Gott und was Sünde ist, als wenn

der gebildete Bürger es ausspricht: Es ist kein Gott. Die tierische Unschuld tut um ihrer Religionslosigkeit willen niemand nichts Böses und verliert um ihretwillen weder die Harmlosigkeit noch das Wohlwollen ihrer Natur. Aber der Bürger, der Gott leugnet, erklärt sich dadurch, daß er mitten in der bürgerlichen Gesellschaft die Freiheit seines Instinkts anspreche und diesen als den sichern Führer seines Lebens erkenne; damit aber stellt er jede Kraft, die die innere Veredlung seiner selbst sowie die Sicherheit seiner gesellschaftlichen Ausbildung möglich macht, in sich selbst still. Ein solcher Unglauben setzt eine Gemütsstimmung voraus, die für alle Empfänglichkeit von Wahrheit und Recht eben das ist, was ein Acker, in den weder Pflug noch Samen gekommen, für die Hoffnung der Ernte; sein Zustand schließt sogar die Möglichkeit derselben ganz aus. Aberglauben und Eiferglauben sind hingegen in dieser Rücksicht, was ein schlecht bearbeiteter und unordentlich angesäter Acker. Sein Zustand schließt die Möglichkeit der Ernte nicht aus, sie beschränkt nur die Hoffnung derselben.

Ganz anders ist der Fall, wenn der Aberglauben beim Unglauben im Dienste steht und bloß eine Staatsmanipulation zu Gunsten der Macht wider das Volk ist. Ein solcher Aberglauben ist dann freilich nicht mehr bloß einem schlecht bearbeiteten, er ist einem Acker zu vergleichen, über den der Satan in einer Fürstenstunde Nesseln und Schierling gesäet. Ein solcher manipulierter Aberglauben ist dann freilich das non plus ultra alles kirchlichen Verderbens.

Die Religion muß die Sache der Sittlichkeit sein; als Sache der Macht ist sie in ihrem Wesen nicht Religion, und das Finanzgeschrei der durch ihre philosophischen Irrtümer und durch ihre politischen Gewalttätigkeiten bankerott gewordenen Staatskünstler, daß wir wieder zur Religiosität zurückgestimmt werden müssen, dieses Finanzgeschrei einer Staatskunst, die, nachdem sie das Menschengeschlecht auf das Äußerste gebracht hat, sich nun auch selber auf diesem Äußersten findet, wird uns, so wie es ist, weder zur Re-

ligion noch zur Sittlichkeit noch irgend wohin bringen. Wir sind durch die Gewaltsamkeit und das Naturleben ihrer Selbstsucht selber aller Empfänglichkeit für ihre Großmütterkünste beraubt worden, und wären nun, wenn wir auch wollten, nicht mehr im Stande, an diesem Seil, das sie uns selber verächtlich gemacht haben, für sie forthin zu tanzen und für sie forthin Brot zu verdienen.

Ich lenke wieder in meine Bahn. Als Werk der Natur in ihrer Unschuld kenne ich Gott nicht. Als Werk der Natur in ihrem Verderben diene ich ihm, berauscht von meiner sinnlichen Natur, in seiner Furcht und in seinem Dienst. Als Werk meines Geschlechts eifere ich für das Gesetz meines Gottes, wie ein tapferer, aber die Welt nur in seinen Mauern kennender Schildbürger für das Recht seiner Munizipalität. Als Werk meiner selbst ist meine Religion ebenso unberauscht von meiner Sinnlichkeit, als frei von jeder Schildbürgerhärte; als solches strebe ich in der vollen Kraft meines sittlichen Wesens nach dem Edelsten, das ich zu erkennen vermag.

Als Werk der Natur, oder vielmehr als Werk meines tierischen Verderbens, führt mich die Religion zum Beten, zum Singen, zum Opfern, zum Zaubern und zum Fluchen. Als Werk meines Geschlechts, oder meines gesellschaftlichen Verderbens, führt sie mich gegen die Ungläubigen in Streit. Als Werk meiner selbst führt sie mich zur innern Veredlung meiner selbst. Die Religion ist mir selbst ein Werk der Natur, ein Werk des Geschlechts und ein Werk meiner selbst, so wie ich in mir selbst ein Werk der Natur, ein Werk des Geschlechts, oder ein Werk meiner selbst bin. Göttlich ist die Religion einem jeden Menschen nur insoweit, als sie in ihm selbst ein Werk seiner selbst ist; insoweit sie in ihm ein Werk seines tierischen und seines gesellschaftlichen Verderbens, insoweit ist sie nur gottesdienstlich, und insoweit mit sinnlichen Neigungen und tierischen Begierden innigst verwoben.

Die beste Religion für das Menschengeschlecht ist daher diejenige, die in ihrem Wesen am meisten göttlich, in ihrer Form aber am wenigsten und doch genugsam gottesdienstlich ist, um meinem Geschlecht in jedem Grad der Kultur, auf dem es stehen mag, dennoch durch ihre Sinnlichkeit Handbietung zu leisten gegen den Tiersinn seiner Natur. Das ist ein aufrichtiges Opfer auf den Altar Jesu Christi; aber ich muß ihm beifügen: Der Irrtum und das Unrecht der Juden und der Griechen mußten der Lehre Jesu Christi vorhergehen, um die Menschen für sie empfänglich zu machen.

Das Christentum ist ganz Sittlichkeit, darum auch ganz die Sache der Individualität des einzelnen Menschen. Es ist auf keine Weise das Werk meines Geschlechts, auf keine Weise eine Staatsreligion oder ein Staatsmittel zu irgend einem Gewaltszweck. Wenn es das wäre, so müßte es in Eiferglauben ausarten, und blind werden gegen alles Unrecht des Staats und gegen allen Betrug derer, die es für ihren Vorteil achten, die bürgerlichen und religiösen Irrtümer der Völker bis in alle Ewigkeit aufrecht zu erhalten. Darum haben wir auch noch kein Christentum und sollen als Nationen keins haben. Die Nationalreligionen, die den Fischerring und das Kreuz zu ihrer Staats- und zu ihrer Standesfarbe erwählt haben, diese Christentümer sind nicht die Lehre Jesu. Alles Äußere des Christentums, Hostie, Taufe, Priesterweihe, Prozessionen, Gelübde, sind, wie das Kreuz und der Fischerring, Folgen der Religion, insofern sie nur ein Werk der Natur und ein Werk des Geschlechts ist. Das wirkliche Christentum scheint immer noch durch eben das Unrecht und durch eben die Irrtümer verdrängt zu werden, die ihm bei seinem Ursprung im Wege stunden. Es scheint, die Welt sei durch die Nationalunchristlichkeiten unserer Nationalchristentümer auf eben den Punkt gekommen, auf den sie durch die Nationalausartung der Juden und Griechen gebracht worden ist, ehe ein Galiläer den Versuch wagen konnte, die Masse der gesellschaftlichen Menschheit bald allgemein aus dem Kreis ihrer gesellschaftlichen Ver-

hältnisse herauszuführen und mit stoischer Kraft der innern Selbständigkeit durch den Glauben an ihn näher zu bringen. Glauben vermag es — aber nun nicht mehr: wir haben keine andere Hoffnung als auf Wahrheit und Recht.

4. Beschluß[7].

Tausende gehen, als Werk der Natur, im Verderben des Sinnengenusses dahin, und wollen nichts mehr. Zehntausende erliegen unter der Last ihrer Nadel, ihres Hammers, ihrer Elle und ihrer Krone, und wollen nichts mehr.

Ich kenne einen Menschen, der mehr wollte; in ihm lag die Wonne der Unschuld, und ein Glauben an die Menschen, den wenige Sterbliche kennen; sein Herz war zur Freundschaft geschaffen, Liebe war seine Natur und Treu seine innigste Neigung.

Aber er war kein Werk der Welt, er paßte in keine Ecke derselben. Und die Welt, die ihn also fand, und nicht fragte, ob durch seine Schuld oder durch die eines andern, zerschlug ihn mit ihrem eisernen Hammer, wie die Maurer einen unbrauchbaren Stein zum Lückenfüllen zwischen den schlechtesten Brocken.

Noch zerschagen glaubte er an das Menschengeschlecht mehr als an sich selber, setzte sich einen Zweck vor, und lernte unter blutigem Leiden für diesen Zweck, was wenige Sterbliche können.

Allgemein brauchbar konnte er nicht mehr werden, und er wollte es auch nicht; aber für seinen Zweck wurde er es mehr als irgend einer. Er erwartete jetzt Gerechtigkeit von dem Geschlecht, daß er noch immer harmlos liebte. Er erhielt sie nicht. Leute, die sich zu seinen Richtern aufwarfen, ohne ein einziges Verhör, beharrten auf dem Zeugnis, er sei allgemein und unbedingt unbrauchbar.

Das war das Sandkorn auf der stehenden Wage seines Elends.

Er ist nicht mehr, du kennst ihn nicht mehr; was von ihm übrig ist, sind zerrüttete Spuren seines zertretenen Daseins. Er fiel: so fällt eine Frucht, wenn der Nordwind sie in ihrer Blüte verletzt und nagende Würmer ihre Eingeweide zerfressen, unreif vom Baum.

Wanderer, weihe ihr eine Zähre; sie neigte noch im Fallen ihr Haupt gegen den Stamm, an dessen Ästen sie ihren Sommer durchkrankte, und lispelte dem Horchenden hörbar: „Ich will dennoch auch in meinem Vergehn seine Wurzeln noch stärken."

Wanderer, schone der liegenden sich auflösenden Frucht, und laß den letzten Staub ihres Vergehens die Wurzeln des Baums noch stärken, an dessen Ästen sie ihren Sommer durchkrankte.



Anmerkungen.*)

I. Über die Erziehung seines Söhnchens. [1]Zuerst gedruckt in den Pestalozzischen Blättern von Niederer, in Rossels Monatsschrift, Bd. 10, 1828; daraus wieder abgedruckt PB VIII 25; aus einer erhaltenen Handschrift S III 224—233. Die beiden Wiedergaben zeigen kleine Verschiedenheiten, erwecken aber beide nicht den Verdacht fremder Überarbeitung. Im allgemeinen ist Niederers Text (bis auf einige durch Schreiben nach Diktat erklärbare Mißverständnisse) korrekter, der Seyffarths ursprünglicher. Ich habe nach Möglichkeit den einen durch den andern berichtigt. — Vgl. **1**, 2, 2. — [2]Schweizerblatt, 2. Bdchn., S. 119. S I 248. Sprachliche Eigenheiten, die uns heute allzu fremd geworden, sind geändert (ihns = es, ihme, Lag, Sach, Lehr, Elend, das einte, abhangt, erfahrt st. erfährt, lehrnen, entfehrnen u. dgl.). Dagegen glaubte ich mich nicht berechtigt, ganze Wörter durch die uns geläufigeren zu ersetzen (desnahen durch deshalb, einmal durch wenigstens, bei wenigen Tagen durch in wenigen Tagen). — [3]So im Original (nicht Schafköpfe, wie S und M geben). — [4]Schweizerblatt II 134. S VI 157. — [5]Ein Kartenspiel.

II. Die Abendstunde eines Einsiedlers. In Iselins „Ephemeriden der Menschheit“, Mai 1780; dann, in neuer Anordnung der Sprüche, mit vielen, sicher nicht von Pestalozzi herrührenden Änderungen, Zusätzen und Auslassungen (ganz gestrichen sind die an Goethe gerichteten Sätze 167—172), wiederherausgegeben durch Niederer in der „Wochenschrift für Menschenbildung“ 1807. In C unbegreiflicherweise vergessen, wurde der Aufsatz wieder hervorgezogen durch Raumer in der „Geschichte der Pädagogik“; danach bei Morf u. ö. abgedruckt, leider gewöhnlich nach der „Wochenschrift“. Den ursprünglichen Text haben M und S zu Grunde gelegt, beide aber, ohne sich streng an die Vorlage zu halten. Bei beiden ist Satz 174 versehentlich ausgefallen. Der Text der Ephemeriden enthielt allerdings, wie Pestalozzi (29. September 1780) an Iselin schrieb, mehr als 30 Druckfehler, „die den Sinn und die Sache verstellen“; aber diese sind in Niederers Ausgabe nur zum kleinsten Teil verbessert; nur wenige sind mit Sicherheit zu berichtigen. Daher ist es kein Wunder, wenn die Schrift im Einzelnen manche Schwierigkeiten bietet. Doch ist vieles, was man für falsch gehalten, in der Eigentümlichkeit der Pestalozzi'schen Schreibweise begründet.

*) Abkürzungen s. Bd. 1, zu den Anmerkungen. S bezeichnet stets die Seyffarthsche Ausgabe (Liegnitz 1899 ff.), C die Cotta'sche Ausgabe (1819 ff.), M die „Ausgewählten Schriften“, herausgegeben von Fr. Mann. 5. Aufl. (Langensalza 1897). Fette **1, 2, 3** bezeichnen die Bände unserer Ausgabe: **1**, 2, 2 z. B. Band 1, Kap. 2, § 2.

Dies besonders hat Dr. H. Nolte („Praxis der Volksschule", 1898, S. 49 ff.) bewiesen, der zur Erklärung des Einzelnen Vortreffliches beigetragen hat. Sein Bemühen freilich, den Text der Ephemeriden sozusagen bis zum Tüpfelchen auf dem i zu rechtfertigen, steht mit Pestalozzis eigenem Urteil im Widerspruch. (Wir verweisen auf diese Arbeit im folgenden durch N.) Unsere Numerierung der Sprüche schließt sich, wie bei Nolte, den Abteilungen des Urtextes genau an. M wie S weichen ohne erkennbaren Grund von diesen und auch unter sich ab. — Zur Sacherklärung s. I. 2, 15 ff. — [1] Verstehe: „Vatersinn Gottes, Kindersinn der Menschen — Vatersinn des Fürsten, Kindersinn der Bürger — sind die Quellen aller Glückseligkeit." Pestalozzi verwendet in seinen Manuskripten meist keine andere Interpunktion als den Gedankenstrich; so werden auch hier in der Handschrift nur Gedankenstriche gestanden haben. — [2] nämlich des Menschen. (Ähnlich freie Konstruktion 41. 43. 75. 120.) — [3] in die Augen fallend (oft mit dem Nebensinn des trügenden Scheins, so 17. 69. 130. 163). — [4] Genetiv, von „anstatt" abhängig. — [5] st. vordrängt (vgl. aufdringen neben aufdrängen). — [6] N's Erklärung ist unhaltbar. Ich weiß den Satz nur so zu konstruieren, wie die Interpunktion andeutet; vor „Hinlenkung" denke man sich „wo" wiederholt. „Hinlenkung . . . für", vgl. 24 (so auch „Drang für"). „Einsichtig" hier und 156: der nur Eines sieht. Das Wort kommt vor in der Bedeutung „einäugig". — [7] Im Original „schränken", was N vergebens zu erklären versucht. Dagegen scheint mir nicht nötig, „ein" hinzuzusetzen. — [8] Anlage, d. i. Beanlagung, vgl. 62. — [9] Die oft harte Auslassung des Artikels ist eine Eigentümlichkeit des Stils dieser Sprüche (so 124. 125 Quelle). — [10] Sinn: deren Mangel (nämlich Mangel der Grundlage); N 51. — [11] Schlummer ist (auch 121) nach N's richtiger Bemerkung nicht Schlaf, sondern Hindämmern. — [12] Mönchen Eph. (richtig nach damaligem Sprachgebrauch). Niederer: „herzloser Menschen", was N mit Recht verwirft. — [13] Eph. verdränget, was N. vergebens zu verteidigen sucht. — [14] Eph. erreichbare (wohl Druckfehler). — [15] Mir unverständlich. — [16] Glauben an Gott ist (bedeutet, hat zur Folge) Stimmung ꝛc. (ähnlich 76. 77. 99. 100. 126 ff. 131. 137 ff. 143 f. 177). — [17] An der „Unschuld" nahm Raumer dogmatischen Anstoß (s. dagegen N). — [18] Staunen (hier und 86) Nachsinnen, Grübeln. — [19] Sinn etwa: das Gefühl, daß Gott (unser) Vater ist, daß er in der Hütte der Menschen, ja im Innersten meines Wesens wohnt, daß er der Geber ꝛc.: das ist es, was die Menschheit zu diesem Glauben bildet. Der folgende Spruch wendet sich gegen den Optimismus Leibnizens. — [20] Die Witwen der Erschlagenen (N 51). Die Satzglieder sind lose aneinandergereiht, etwa wie die Bilder in der Vorstellung sich aufreihen; die logische Verbindung bleibt zu erraten. „Heulen" ist Weinen. — [21] ein Vorwurf (Gegenstand, Motiv), den ihre Kunst verachtet. — [22] Der Inhalt der „Lehre, die ꝛc." wird vorangestellt. — [23] immer neuen. — [24] 113 u. 114 gehören eng zusammen: „dieses" Gewebe, nämlich das durch die vorigen beiden Gleichsetzungen ausgedrückte. — [25] Baren: Krippe. Sinn etwa: Im gesunkenen Volke sinkt der Hausvater von seinem wahren Range, als Herr seines Hauses, als Bild des Fürsten in seiner Hütte, herab zum niedern Range des Ochsen an der Krippe. Wie kann die Menschheit so tief sinken, da doch Gott Herr und Vater aller ist! — [26] der Beherrscher dem Knecht (man denke sich er betont). — [27] nämlich der Herren, vgl. oben Anm. 2. — [28] Standmittelpunkt Eph. Vermutlich hat Pestalozzi geschrieben: Stand — Mittelpunkt, und der Gedankenstrich wurde als Bindestrich mißverstanden. — [29] Eph. Gerechtigkeit, Aussprüche. Ich vermute, daß Pestalozzi geschrieben hatte: Gerechtigkeit-Aussprüche (wie gleich darauf Gesetz-verständige); der Bindestrich wurde für

den bei Pestalozzi so häufigen Gedankenstrich genommen und durch Komma ersetzt; also der umgekehrte Fehler wie Anm. 28. — [30]„Quelle" neben „Folgen" ist hart, aber bei Pestalozzi vielleicht möglich. „Gefahrlosigkeit" möchte im aktiven Sinn zu verstehen sein: daß keiner den andern gefährdet. So paßt es neben „Unschuld" und sagt nicht dasselbe wie „Sicherheit". N's Erklärung scheint zu künstlich. — [31]Der Plural ist sehr kühn: es ist an die vielen vorkommenden Fälle zu denken; diese sind ebenso viele Beweise rc. — [32]Sünde? — [33]Darf ich demnach (N): „einsichtigen" s. o. Anm. 6. — [34]Vielleicht mit dem Folgenden zu verbinden: „Vatersinn hoher Kräfte gegen die unentwickelte, schwache Herde der Menschheit — o Fürst in deiner Höhe! o Goethe in deiner Kraft —: ist das (nämlich jener Vatersinn) nicht deine Pflicht?" — [35]Sinn: so frage ich, da . . . (N). — Pestalozzi schrieb über diese Stelle an Iselin: „Goethe lasse ich gern durchstreichen, der Sinn, worum er dastehe, ist folgender: Die Kraft seines, dem Jahrhundert zugeschnittenen Genies wirkt mit Fürsten- und Herrschergewalt, wie Voltaire in seiner Zeit, und seine unbescheidene, ungläubige, alles Heiligtum der Welt nicht schonende Kühnheit ist wahre Schwäche. Wäre Vatersinn, Vateropfer Geistesrichtung des Mannes im Gebrauch seiner Kräfte, er wäre Prophet und Mann Gottes fürs Volk, jetzt Irrlicht zwischen Engel und Satan und mir insoweit niederer Verführer der Unschuld". S. darüber 1, 2, 20. — [36]178. 179 vielleicht in einen Satz zu verbinden. — [37]Vgl. 1, 2, 14. — [38]So wohl sicher zu lesen nach dem ganzen Gedankengange des Briefes.

III. Aus „Lienhard und Gertrud". S IV. 1, 3. Isr. I 43 ff. Der Raumersparnis halber sind die Kapitelüberschriften weggelassen, die Absätze vielfach zusammengezogen.

A. Erste Ausgabe. 1. Gertruds Wohnstubenerziehung. (Aus Teil I, Kap. 1. 2. 12. 13. 16—18. 31—38. 47. 49—51; Teil II, Kap. 9. 22—24.) [1]Heuboden. — [2]s. o. II, Anm. 18. — [3]fest, starr. — [4]„Dürfen" bei Pestalozzi sehr oft „den Mut haben". — [5]Das Lied (vgl. 1, 2, 20) ist im Original mit der Melodie gedruckt und trägt die Unterschrift: Goethe und Keisser. In „Christoph und Else" ist Else mit der Wahl des Liedes nicht ganz zufrieden und wünscht dafür „Wer nur den lieben Gott läßt walten"; Joost verteidigt das Goethesche Lied (s. S. 251). — [6]Das folgende Kapitel trägt die Überschrift: „Zieht den Hut ab, Kinder, es folgt ein Sterbbett." Die Szene ist auf dem Titelkupfer zur 1. Ausgabe von Chodowiecki rührend dargestellt. Das Novemberheft der Epheremiden von 1780 brachte dies Kapitel in einer ursprünglicheren Fassung (abgedruckt S IV 39 ff. unter dem Text). — [7]Butter; vgl. S. 168. — [8]Hiob 19, 25—27. — [9]Vernachlässigt. — [10]auch? — [11]Schürzen. — [12]zu Kopfeiterungen geneigt. — [13]s. o. II, Anm. 11. — [14]Wie es mir um sie leid tut. — [15]von morn (morgen), morndes (morgendes), d. h. andern Tages. — [16]springt. — [17]nämlich ohne Brot. — [18]Nachdem die Übeltaten des Vogts ans Licht gekommen, hat Rudi die Matte, die jener ihm durch einen Meineid im Prozeß abgewonnen hatte, zurückerhalten, dazu eine schöne Kuh als Geschenk Arners, und ist nun nicht mehr arm. — [19]Der verstümmelte Text ist von den Herausgebern auf verschiedene Weise gemodelt worden. Über den Sinn ist kein Zweifel. — [20]Heuernte — [21] besonders. — [22]Vgl. 1, 2, 11.

2. Aus dem Wirken des Pfarrers. (Aus Teil I, Kap. 87; II, Kap. 5. 60. 70.) Zu S. 103 f. vgl. 1, 3, 6.

3. Die Einrichtung der ländlichen Erziehungsschule. (Teil III, Kap. 1. 2. 7. 9—12. 18—21. 62—70. 81). Zum 2. Kap. (S. 110 ff.) ist die zweite Bearbeitung zu vergleichen. Da heißt es vom Baumwollen-Meyer (VII, 152): „Er fand ohne Schreiben und Rechnen kein Heil auf Erden; er sah aber auch den Gegenstand in einem umfassenden Gesichtspunkt an, und sagte darüber: Die größere Geldmenge, die in der Welt in Verkehr gebracht worden, hat die Umstände des Volks und die Natur ihrer Brotquellen verändert; sie hat das Eigentum der Menschen verkleinert, indem sie ihre Zahl größer gemacht, und dabei den Wert aller Dinge verdoppelt. Das Brot der mehrern ruhet nicht mehr auf dem Feldbau; von zehn Menschen hat kaum einer mehr genug Erde, um sein Notwendiges auf derselben zu bauen. Der Zusatz des Hausverdiensts ist der Menge notwendig, um leben zu können; aber wenn dieser den Menschen einen wahrhaft guten Zustand versichern soll, so setzt er weit mehr Ausbildung, Einrichtung und Biegsamkeit voraus als der Feldbau. Das Volk muß unter seinen jetzigen Umständen ohne Maß mehr wissen und verstehen, um in eben dem Grad so wohl genährt, gekleidet und versorgt zu sein, als es da zu wissen und zu verstehen braucht, wo der Leute nicht die Hälfte sind, und Feld und Brot nicht das Halbe kostet. Aber diese Abänderung in seiner Bildung, die die Abänderung seiner Umstände fordert, ist allenthalben versäumet worden. Der Staat hat zu diesem Endzweck nichts getan; er hat alles dem Zufall überlassen und den Reichen; aber der Zufall ist das Gegenstück aller guten Ordnung, und die Reichen bekümmern sich um das Volk um kein Haar mehr, als insoweit sie es brauchen, und insoweit sie an ihm zu gewinnen glauben. Auch gewinnen sie oft wirklich am meisten an ihm, wenn es unversorgt in einem Bettlerzustand genötiget ist, alle acht Tage vor ihrer Türe um Arbeit, wie um ein Almosen, anzuhalten. So dem Zufall und den Reichen dahingegeben, werden die Menschen (ein) Mückengeschlecht, das in der Mittagsstunde eines Südwinds zu tausenden geboren wird, um in der Abendluft des nämlichen Tages wieder zu vergehen. Ich selbst, sagte er, brauche einige hundert solcher Mückenmenschen, und bekümmere mich, weil es so ist, und es niemand anders haben will, um nichts, als um ihre Arbeit; aber, setzte er dann mit Festigkeit hinzu, es könnte freilich anders sein. Die größere Geldmenge und der allgemein belebte Verkehr könnte die Zahl der Menschen noch weit mehr vergrößern, und dennoch versicherten Wohlstand auch in die niedersten Hütten des Volks verbreiten. Ich selbst habe in meinen jüngern Jahren nichts mehr gewünscht, als in meinem Dorf zu diesem Ziel zu gelangen .... Was hast du denn, fragte Arner, zu diesem Endzweck eigentlich tun wollen? Er antwortete, er habe seine Arbeiter alle dahin zu bringen gesucht, von ihrem Verdienst, soviel sie konnten, beiseits zu legen, um ihr Alter sicherzustellen und ihre Kinder versorgen zu können; und zu diesem Endzweck eine Schule einzurichten, darin ihre Kinder genugsam im Schreiben und Rechnen, ebenso wie in mehreren Hausarbeiten geübt würden; wodurch dann die Gefahr, darin das Volk durch die Veränderung seiner Umstände und durch das Abhänglichwerden seines Brots vom Baumwollenverdienst (geraten), ganz gewiß in großem Maße vermieden worden wäre. Der Junker fragte ihn dann weiter, was jetzt zu diesem Endzweck zu tun wäre. Meier forderte eine Schuleinrichtung, durch welche die Kinder den Tag über ihren nun so tief in Verwirrung gebrachten Eltern entrissen, mit der Festigkeit und Ordnung einer zum Haus- und Fabrikverdienst wohleingerichteten Wohnstube zu allem dem gezogen würden, was jetzt ein Kind notwendig wissen und können muß, um mit nichts in der Hand sich dennoch einen sichern Weg zu guten häuslichen Umständen zu bahnen. Hauptsächlich aber forderte er frühes An-

gewöhnen und Sparen und Beiseitslegen eines Pfennigs, um die Kinder sicher zu stellen, daß sie alle, wenn sie ausgewachsen wären, einen Anfang zu einem ehrlichen Hauswesen in ihrer Hand fänden. Junker. Ob das möglich? Meier. Ein Kind, wenn es wohl zur Hausarbeit gezogen ist, verdient vom siebenten Jahr an zwölf, fünfzehn bis zwanzig Batzen. Legt man ihm davon im Anfang wöchentlich einen, dann zwei Batzen beiseits, so kommt es vor den zwanzig Jahren auf hundert Gulden. Junker. Werden die Eltern dazu Hand bieten? Meier. Ich hätte sie unter einem Strohdach, als ein armer Anfänger, dahin gebracht, wenn Hummel und der Junker es gelitten hätten. Junker. Aber ich? Meier. Sie haben siebenfach mehr Mittel dazu in Ihrer Hand. Junker. Zum Exempel? Meier. Versprechen Sie einem Kind, das durch seinen Hausverdienst sich vor dem zwanzigsten Jahr hundert Gulden beiseits legt, etwa einen kleinen Acker zehentfrei. Junker. Was würde eine solche Begünstigung der Fabrikarbeit auf den Feldbau für eine Wirkung haben? Meier. Ohnfehlbar eine gute. Junker. Wie das? Meier. Junker, alles, was überhaupt das Volk zum Sparen bringt und sein Eigentum vergrößert, das äufnet (fördert, bringt in die Höhe) auch den Feldbau, und eine für den Hausverdienst wahrhaft gute Erziehung muß dieses um so mehr tun, da die Art des Feldbaus, die die einige ist, zu welcher die meisten Menschen jetzt geführt werden müssen, darin besteht, sie in Stand zu setzen, von nichts zu einer Ziege, von einer Ziege zu einem entlehnten Acker, dann zu einem eignen, und so hierauf zu einer Kuh, zu mehrern Äckern bis zu einem Zug im Feld zu gelangen. Diese Art des Feldbaus, sagte er, ist dem Geist des Haus- und Fabrikverdiensts, bei dem es ebenso auf die Kunst, am Faden kleiner Anfänge immer weiter zu schreiten, ankommt, vollkommen ähnlich: und die Vorschüsse, die es auch nur zum kleinsten Anfang im Feldbau, so wie zu jedem Vorschritt in demselben braucht, können dem armen Volk jetzt durch nichts mehr in die Hand gebracht werden, als wenn man es für seinen Hausverdienst und für die gute Zurathaltung desselben wohl erzieht. — Er überzeugte Arnern, daß eine solche Hinlenkung des Armen, sich durch den Hausverdienst den Weg zu dem ehrenfestern Zustand des Landeigentümers zu bahnen, unstreitig auch dahin dienen müsse, den Feldbau zu befördern. Die Herren fühlten überhaupt alles das Weitgehende der Gesichtspunkte dieses Mannes, und sein tief angelegter Plan zur Volksbildung erregte um so mehr Aufmerksamkeit bei ihnen, da er selbst getan, was er anriet, und wirklich also von nichts zu einer Ziege, von einer Ziege zu einer Kuh, und von einer Kuh zum größten Hof gelangt war." — [23] blühenden. — [24] haushalten, sparen. — [25] Pflanzland in der Nähe der Wohnung. — [26] Erde, Land, so S. 130, Z. 8 Herd stoßen (umgraben). — [27] leid machen, verleiden. [28] Knirps. — [29] plötzlich. — [30] Rahm. — [31] reckte sich. — [32] besondres; vgl. S. 72, Z. 4 v. u., S. 126, Z. 11 v. u., und öfter. — [33] Es ist offenbar, wie manches in der Zeichnung des Pfarrers auf Pestalozzi selbst paßt. In der zweiten Bearbeitung ist die Übereinstimmung noch greifbarer, wie wenn es (VII, 83) heißt: „Sein unbesiegliches Zutrauen gegen einen jeden Menschen, der mit dem Anschein von Gutmütigkeit vor ihm zustund, machte, daß ihn jedermann betrog. Nicht, daß er die Menschen nicht kannte. Wenn er von ihnen redete, so war's, wie wenn er die tiefsten Winkel ihrer Herzen durchforscht hätte; aber wenn sie vor ihm zustunden und Geld von ihm wollten oder sonst ein Zutrauen, so war's, als wenn er vor ihnen erblindete. Es hätte alles aus ihm werden können, wenn er in seiner Jugend die Menschen von Angesicht zu Angesicht gesehen, wie in den Büchern. Aber er sah nur seine Mutter und seine Magd, die himmelstreu war, aber den Buben einsperrte, damit er der

armen Mutter wenig Geld koste. Zwar hätte die Erfahrung ihn von den Folgen dieses Umstands geheilt, aber er ward in seinen zwanziger Jahren von einem Unglück niedergestoßen, dessen Gewaltsamkeit ihn so erschüttert hat, daß er die Verwundung seines Innersten mit sich ins Grab nehmen wird." Und (VII, 87): „Er zeigte jetzt mit jedem Wort, daß es die Liebhaberei seines Lebens gewesen, dem Elend der Menschen abhelfen zu können, und daß die Hindernisse, die er bei diesem Endzweck angetroffen, bestimmt dasjenige gewesen, was ihn niedergedrückt und zu dem schwachen Menschen gemacht, der er zu sein schien." — [34] Im Orig. „Spizdrucken," an einer späteren Stelle „Spitztrucken"; nach Krüsis Angabe Spitzschachteln (Truhen). — [35] rechnen, miteinander verhandeln. — [36] vorjährigen (vgl. firn). — [37] mit Gewalt hineinzwingen, hineinwürgen. — [38] Natürlich erregt das Vorgehen des Pfarrers Anstoß. Viele klagen (IV, 434), „man wisse gar nicht mehr, woran man sich halten kann, und was man glauben soll, weil die Leute bald alles und selbst das Wort Gottes, der eine so und der andere anders erkläre." Die treffende Antwort, die das Mareili darauf fand, s. I, 3, 12. — [39] Hartknopf, der „Ehegaumer" im Dorf (Kirchenälteste, der die Sittenaufsicht hat), ist die Stütze alles Aberglaubens an Teufel und Gespenster, Teil I, Kap. 88 ff. (IV, 143 ff.). — [40] Stützbalken. — [41] Die Beschreibung der Schuleinrichtung ist in der zweiten Bearbeitung (VII, 198—214) stark geändert. Die Schulkinder werden in drei Abteilungen geteilt, die Glülphi „einer merklich verschiedenen Führung unterwarf": für die Kinder der wohlhabenden Bauern — schuldenloser und verschuldeter, zwischen denen wieder unterschieden wird — „fand er den Grundsatz, daß ihre Äcker und Wiesen, Ställe und Scheunen ihre natürliche Schule sein müsse, vollkommen richtig, wie auch, daß man zu verhüten habe, daß weder die Bücher, die Schule, noch irgend etwas anders, die Festigkeit ihres Erfahrungsgangs unterbreche und das Lästige derselben schwäche, und so den eigentlichen Grund ihrer Erziehung untergrabe. Er unterwarf deswegen die Kinder dieser zwei Klassen keinem langen Aufenthalt im Schulhaus. Der Endzweck seiner Führung mit ihnen beschränkte sich, Überlegung, Zweckmäßigkeit, Ordnung und Verhältnismäßigkeit in das Innere ihrer Stimmung hineinzubringen, um sie fähig zu machen, die vielseitigen Teile ihres Berufs einzeln, im Zusammenhang [und] untereinander und in ihren Beziehungen auf das Ganze heiter ins Auge zu fassen, den Grund ihres Wohlstands von dem trüglichen Schein augenblicklicher Genießungen richtig zu unterscheiden, und also ihre natürliche Hausschule wohl benutzen zu lernen . . . Aber es war eigentlich die dritte Abteilung der Kinder, denen er sich vorzüglich widmete, nämlich diejenigen, deren Eltern weder Land noch sonst ein merkliches Eigentum besitzen. Diese von den Vorteilen der ersten und überall von einer guten häuslichen Führung entblößten Armen unterwarf er völlig der Führung seines Erziehungshauses oder seiner Schulstube, deren innere Einrichtung in allen wesentlichen Teilen eine genaue Nachahmung der Hauseinrichtungen der guten Gertrud war. Wie sie, sah es der Leutnant als den Grund dieser Einrichtungen an, daß diese guten Kinder von Anfang an täglich ihr Brot verdienen. Er hielt keine Dorferziehung und überall keine Anstalt zur Volksbildung im Großen ausführbar und dienstlich, bei welcher nicht dieser Grund zum voraus festgesetzt, und die Erzielung (Erziehung im Orig.) der weitern Endzwecke des Gegenstandes auf denselben gebaut und durch ihn angebahnt wird. Spinnräder, Webstühle, Nähkissen waren also die ersten Bücher, die er in den drei großen Zimmern, die ihm der Junker in einem an das alte Schulgebäude anstoßenden Haus einrichten ließ, den Kindern in die Hände gab. Vom frühen Morgen bis an den späten Abend saßen sie unter der Aufsicht

der Margreth, die ihm Gertrud zu dieser Absicht auswählte, an derjenigen von diesen Arbeiten, die sie selbst oder ihre Eltern für sie ausgewählt hatten, um dadurch ihr Brot zu verdienen . . . Dann, um sie in dem kleinern Feldbau, dessen Verbindung mit dem Hausverdienst er zu ihrer Bildung so wesentlich fand, zu üben, richtete er ihnen ein großes Stück Landes zu einem Schulgarten ein. Ein jedes Kind hatte in demselben drei Beete, in welchen es pflanzen durfte, was es wollte, und es war ein Preis darauf gesetzt, welches von allen die meisten und schönsten Pflanzen in seinen drei Beeten hervorbringen würde; aber es waren nur die Abendstunden einiger bestimmten Tage, die sie auf diese Arbeit verwenden durften. Die Gehülfin seiner Schulstube, Margreth, hatte in der Mitte dieser Kinderbeete ein großes Stück Landes, auf dem sie alles dasjenige pflanzte, was die Kinder in ihren Beeten hatten. Selbst die innere häusliche Wirtschaft, die Erhaltung und Besorgung des Gepflanzten den Winter über, die Kenntnis der Vorteile und Sorgfaltsregeln, daß nichts zu Grund gehe, daß alles in der besten Zeit und mit den größten Vorteilen benutzt werde; alles dieses waren Gegenstände, für die Glülphi in seiner Schule Einrichtungen machte, daß sie seinen Kindern so gut als in der besteingerichteten Haushaltung genugsam vor Augen gelegt und unter die Hände gegeben würden. Sie hatten Schweine, Federvieh und Kaninchen, die sie aus dem Abgang des Schulgartens erhielten; auch Ziegen und Schafe, die der Hirt mit der Dorfherde zur Weide trieb. Sie lernten die Besorgung des Hanfs und des Flachses von seiner Aussaat, bis er in Zwilch und Tuch dem Schneider und der Näherin unter die Hände kam, und ebenso von der Wolle, von der Schafschur an, bis sie zum Kleid ward. In allen diesem genoß Glülphi von der Margreth eine Hülfe, deren Größe er vorher sich selbst nicht vorstellte. In jeder häuslichen Arbeit vollkommen Meister, sah sie es, sobald in der Schulstube eine Hand still stund. Sobald ein Faden fehlte, oder irgend etwas ein Kind aufhielt, stand sie bei ihm, und ging nicht von ihm weg, bis sein Geschäft wieder in Ordnung war. Im Garten war es ebenso. Sie verwendete auf die Besorgung der kleinsten Pflanze die Aufmerksamkeit, die sie dem Kind in der Schulstube gönnte; auch gelang es keinem Kind, so sehr sie sich anstrengten, in irgend einem Beet etwas schöner hervorzubringen, als sie alles. In tiefer Armut erzogen, kannte sie alle Vorteile der Not, die diesen Kindern in ihrer Lage so wesentlich waren. Sie lehrte sie das junge Laub der Buchen am Schatten dörren, daß es weich wird und gut zu Betten, fast wie die Federn, die dem Armen zu teuer sind. Sie lehrte sie in den Gräben der Wälder in den Stümpen alter faulender Bäume eine Erde suchen, die ihnen zu Mist diente, in den Hecken und in den fetten Stellen der Weiden Pflanzen zusammenlesen und Laub und Gesträuch, und ebenso bei den Sümpfen, Quellen und Bächen ausgraben und zu Haufen schlagen. Sie lehrte sie die Erde brennen, und zeigte ihnen besonders den vorzüglichen Reichtum, den man dem kalkartigen Boden durchs Feuer gibt. So führte sie die armen Kinder in allen Teilen der Wirtschaft mitten durch alle Beschränkungen der Armut, am Faden der kleinsten ihnen unzweideutig erreichbaren Anfänge, zu der frohen Aussicht von gesicherten Lebensgenießungen, die selbst dem reichern Bauern, bei seiner ungezogenen Roheit, bei allem seinem Geld bei weitem nicht zuteil werden . . . Den Hauptzweck des Unterhalts also festhaltend und die andern Endzwecke der Schule ihm unterordnend, trachtete er dann, eben wie Gertrud, seinen guten Kindern alles, was sie neben der Arbeit lernen sollten, so beizubringen, daß sie nicht von ihren Arbeitsplätzen aufstehen mußten. Er malte ihnen die Buchstaben an eine schwarze Tafel, und sie mußten also auf derselben sie kennen, zusammensetzen und lesen lernen,

ohne daß ihre Arbeit um deswillen einen Augenblick stillstehen durfte. Wann sie dann lesen konnten, befestigte er ihnen auf ihren Arbeitsplätzen ihr Lesebuch so vor den Augen, daß es wieder ihrer Arbeit nicht hinderlich war, und sie mußten ihm aus demselben laut nachsprechen, was er ihnen vorlas. So lernten sie auswendig, und auf gleiche Art auch rechnen und singen. Die Arbeitsstunden des Morgens und des Nachmittags waren alle in diese Übungen abgeteilt. Zum Schreiben waren nur wenige Stunden des Nachmittags bestimmt. Aber Glülphi ersetzte durch die Vollkommenheit seiner Handschrift, durch seine vorzügliche Gabe, es ihnen mit Leichtigkeit beizubringen, und endlich durch Fleiß und Ordnung den Mangel an Zeit, den er auf dieses Fach verwenden konnte, mehr als genugsam. Die Festigkeit der Arbeitsführung, durch welche die guten Kinder an unzerstreute Aufmerksamkeit und an das geduldige Vollenden einer jeden Sache, bis sie recht war, gewöhnt wurden, erleichterte ihnen das Lernen sehr. Überhaupt zeigte sich bei dieser Verbindung der Kopfübung mit den Handarbeiten der Unterschied der Kinder viel lebhafter und vielseitiger, als wenn man nur eines mit ihnen allein treibt. Bei einigen war der Kopf offen, und die Hand ungeschickt. Bei den Reichen mangelte es meistens auf einer Seite, bei den Armen weniger. Die gedrückten Hausarmen hatten bei weitem nicht den offenen Kopf der eigentlichen Bettelleute. Unter den Kindern der größten Lumpen waren die besten Rechner. Auch findet man den Bauernrechner fast immer im Wirtshaus. Viele, die in ihrem Leben fast nichts in den Händen gehabt, als den Löffel, hatten Mühe, schreiben zu lernen. Einige, die in aller Kopfarbeit die schwächsten waren, bewiesen vorzüglichen Fleiß bei der andern Arbeit. Einige, die, was man wollte, auswendig lernten, zeigten in allen Sachen wenig Verstand." (Das Folgende, über den „Schweiß der Lernzeit" und über die Sittenbildung ähnlich wie oben S. 145 f. Dann heißt es weiter:) „Sein Aug umfaßte die Bedürfnisse ihres Lebens, und er tat ihnen allen ein Genüge. Entfernt von Lieblingsaufmerksamkeiten auf das, was nur ihn selbst reizte, und erhaben über Einseitigkeit sowohl, als über die Endzwecke der Eitelkeit, die ihn verleiten könnten, mit schimmerndem Forthüpfen auf der Oberfläche der Dinge das Wesen derselben nicht genugsam zu gründen, sagte er dem Kind das b nicht, bis es das a recht kannte. Überzeugt, daß man sich des Erfolgs der Erziehung in ihren Hauptendzwecken durch bestimmte Vollendung ihrer einzelnen Teile bis auf einen gewissen Punkt mit eben der Zuverlässigkeit versichern könne, als sich ein Feldherr durch sorgfältige Ausbildung der einzelnen Soldaten des Erfolgs eines Manövers zu versichern im Stande ist, gründete er jeden Vorschritt in seiner Erziehung auf die Vollendung ihrer einzelnen Teile. Er eilte in keinem Stück zum Nachteil des andern vor. Er hielt auch, wie Gertrud, das Gelernte zu behalten, fast für wichtiger, als etwas Neues zu lernen. Er knüpfte in allen Stücken das Heutige an den Faden des Gestrigen, und hatte, wie sie, in allem, was sie lehrte, seine Wiederholungstage, so wie die Margreth nie unterließ, die Arbeit eines jeden Tages mit derjenigen des vorhergehenden zu vergleichen. Dieser Grundsatz führte Glülphi dahin, seine Kinder nicht nur in dem von ihnen erwählten Zweig ihres Brotverdienstes zur Vollkommenheit zu bringen, sondern auch sie alle ihre Erziehungsvorteile seines Hauses in einem Grad genießen zu machen, der alle Unzuverlässigkeit in dem, was sie wußten, entfernte, und sie dadurch fähig machte, den Zweig ihres Broterwerbs nicht nur in einer beschränkten Lage für sich zu genießen, sondern [denselben] sogar in jeder Gegend mit Sicherheit und so viel als unabhängend von Hülfe und begünstigenden Umständen ihren Arbeitszweig selbst zu etablieren. Er hielt besonders auch in dieser Rücksicht die Angewöhnung der Kinder, jeden

Gegenstand des Erwerbs nicht anders, als nach genauen Ausrechnungen zu beurteilen, für wesentlich, so wie er überhaupt dem Menschen zur sichern Brauchbarkeit im bürgerlichen Leben feste Übungen im Rechnen unumgänglich notwendig glaubte, und dafür hielt, selbige könnten ihm durch nichts ersetzt werden, als durch solche Erfahrungen, die die mehrern an Kopf und Herz und Beutel zu Grund richten, ehe sie dieselben brauchen könnten. Schon Gertrud hielt das Rechnen in ihrem kleinen Kreis für wesentlich. Glülphi ging auch hierin ihre Bahn, trug aber für diesen Gegenstand vorzügliche Sorgfalt. Er war ihm auch ohne Rücksicht auf Wirtschaft als die beste Art der Kopfübung und der Ausbildung der innern Wahrheits-Empfänglichkeit seiner Kinder höchst wichtig." (Folgt das Einmaleins wie oben S. 153 f. Die Zwischenbemerkung lautet hier:) „Das Kind durchdachte das Einmaleins als Grundlage der Abwechslungen aller Zahlenverhältnisse, indem es dasselbe auswendig lernte Er machte ihnen die Natur der Zahlenveränderungen besonders dadurch einleuchtend, daß er ihnen diese Veränderungen, soviel er konnte, auf den einfachen Vor- und Rückmarsch der 10 ersten Grundzahlen zurückführte." (Es werden dann eingehend die Schwierigkeiten vorgeführt, denen die neue Schulordnung bei den Kindern selbst begegnet.) „Er sah, er konnte es sich mit jedem Tage weniger verhehlen, daß die Gutmütigkeit, von der er im Anfang glaubte, daß sie allgemein und mit tiefer Kraft im Innern der Kinder liege, wie ein nichtiger Schatten in ihnen verschwindet, sobald Nutzen und Schaden, Leidenschaft, Drang und Bedürfnisse ihr in den Weg kommen. Er sah sogar, daß das innere Wesen der Berufsbildung, das Hinlenken der Aufmerksamkeit des Geistes auf Geld und Gut und die Anstrengung unserer Kräfte für Sparsamkeit und Erwerb diesem flüchtigen Sinn der Gutmütigkeit, der unserm Blut, wenn nichts anderes darin wallet, wirklich natürlich scheint, nichts weniger als vorteilhaft ist. Ebenso sah er die Erkenntnis von Recht und Unrecht in ihrem Einfluß auf die innerste Stimmung der Kinder, sobald sie an heftige Wünsche und Begierden anstößt, ganz unwirksam. Das Wort: Es ist nicht recht, machte sie, wenn's gut ging, einen Augenblick rot, und dann hernach taten sie, was sie wollten. Noch mehr, sie verdrehten, von diesem Wort einen Augenblick zum Stutzen gebracht, dann nur desto mehr in sich selbst die Wahrheit, und ihr Inneres wurde durch die Erkenntnis, welcher sie entgegen handelten, offenbar schlechter und härter, als wenn sie ununterrichtet, bloß in den Tag hinein getan hätten, was sie gelüstete. So fand er die Lücke, die er schon in der Stube des Lindenbergers und des Baumwollenmeiers bemerkt, auch in der seinigen. Er sah die ganze Kraft der weisesten Berufsbildung an den Anmaßungen unserer eigensüchtigen, ungesellschaftlichen Natur scheitern und uns die gegenseitige Wohlmeinenheit und Gutmütigkeit nicht versichern, ohne welche die ersten Vorteile einer guten Berufsbildung so wenig genießbar sind, als diejenigen des ganzen gesellschaftlichen Zustandes. In tausend und tausend Erfahrungen lag eine Lücke vor seinen Augen, die die Bildung der Weisheit und Kraft in Erwerbung und Äufnung des Eigentums nicht ausfüllte. Er fand auch kein Mittel, sie auszufüllen, als auf der Bahn der Gertrud, seine Kinder zur Anbetung Gottes und zur Unschuld des Glaubens hinzulenken. Er sah freilich, daß die Weisheit der Berufsbildung auch die Kraft der Gottesfurcht gründe, und daß der beruhigte häusliche Zustand zahllose Hindernisse, die der Führung der Menschen zur reinen Gottesverehrung in dem Weg stehen, hebe (habe im Orig.). Ebenso sah er in der festen Ausbildung der Menschen zur häuslichen Weisheit ein vorzügliches Mittel, das innere Gift des Aberglaubens, dem der Mensch bei seiner Hinlenkung zur Gottesfurcht so allgemein ausgesetzt ist, zu schwächen. Er war also bei allem

Gefühl der Lücke, welche auch die weiseste Berufsbildung in der allgemeinen Stimmung der gesellschaftlichen Menschheit noch offen läßt, dennoch überzeugt, daß die Berufsbildung der Menschen als die vorzüglichste Grundlage der Führung zum Glauben und zu allen Vorschritten der Veredlung unserer Natur, deren sie durch den Genuß der weisesten Ausbildung fähig ist, muß angesehen werden. Den Gegenstand also ins Auge fassend, ging er dann mit der Einfalt der Gertrud zu Werk. Er richtete ihre Aufmerksamkeit auf Gott, entwickelte die Hoffnungen des ewigen Lebens, und machte die Gefühle der Liebe und des Glaubens in ihnen rege. Hohe, erhebende Lieder ertönten jeden Morgen, und des Abends die stillern Stimmen des Danks und der prüfenden Sorgfalt, und das Bild der Allgegenwart Gottes. Des Sonntags heilige Stille erhob ihr Herz. Des Heilandes opfernde Taten, sein hohes Erstehen vom Tode, sein Ruf an die Menschen zur Kindschaft Gottes, und seine Verheißung des reinen heiligen Geistes und des ewigen Lebens wirkten mit siegender Kraft gegen die Eigensüchtigkeit einer Natur, deren gewaltsamer Anstoß ohne Glauben an Gott von keiner Weisheit besiegt wird. Staunend sah Glülphi an den Kindern die Wirkungen des Glaubens und der glücklichen Einfalt, deren reine Genießungen ihm selbst das Menschen abschwächende Leben der Kopfarbeit und anderes entrissen. Er sah es; der Glauben der Kinder und das heilige Zeichen der Unschuld und Furcht vor der Sünde gründete ihre Gleichmütigkeit, sicherte ihren Willen, gab ihnen Gewalt über sich selbst, hemmte die zahllosen Anlässe zum Unwillen, zur Gewalttätigkeit und bösen Laune, und machte vielseitig die entgegengesetzten Empfindungen des Edelmuts, der Wohlmeinenheit und Gutmütigkeit in ihnen rege, und schützte sie also vor der Verhärtung, zu welcher der Wirrwarr der Weltumstände, die Härte des Berufszwangs, die Gewaltsamkeit der Eigentums-Kollisionen, und überhaupt das ewige Anstoßen unserer innersten Naturgefühle gegen alles, was ist, den Menschen sonst allgemein endlich hinbringen." (Dann folgt die Rückwirkung auf den Pfarrer, die Erbitterung des alten Schulmeisters ähnlich wie oben. Bei den Strafen heißt es:) „Aber mitten in allen Strafen war er gleich gut mit ihnen, und sagte selbst zu den Kindern: Die Trägheit, der Leichtsinn, die Unhöflichkeit und der Ungehorsam sind Gewohnheiten, wie das Gegenteil, und es ist gar nicht um's Zanken und's Zornigwerden zu tun, sondern nur, daß ihr euch das Rechte angewöhnet, wie ihr euch das Schlechte schon angewöhnt habet. Durch diese Liebe gewann er das Herz der Kinder alle Tage mehr." — [42] Dies Kapitel trägt die Überschrift: „Erziehung, und nichts anders, ist das Ziel der Schul." — [43] Vgl. 2. Bearbeitung (VII 242): „Das Größte, was man von dem vollendeten Werk einer gegründeten Volkserziehung sagen kann, ist der Schein ihrer Einfalt. Es liegt in der Grundlage der Anstalt erhabene Größe; aber in ihren Folgen rinnet sie in die Tiefen hinunter, wie Ströme, deren Wasser in höhern Seen liegen, in tiefere Täler; die Gewalt ihrer ewigen Schwere drückt sie hinunter, und sie fließen in einem fort, bis in die unermeßlichen Behältnisse der Meere. Ihr Gesetz ist Notwendigkeit, und Glülphi gründete seine Volksbildung auf dieses große Gesetz der Natur." — [44] genötigt um Unterstützung nachzusuchen. — [45] Felder. — [46] Eine arme Taglöhnersfrau, die in religiöser Träumerei ihren Haushalt und ihre Kinder vernachlässigt hat und jetzt auf dem Sterbebett ihren Irrtum erkennt (Teil III, Kap. 26). Ihre älteste Tochter, das Susanneli, hat, eben da sie im Hause recht nötig gewesen wäre, einen Dienst in der Stadt angenommen (Teil I, K. 27). — [47] Vgl. 1, 3, 12. 20.

4. Noch Einiges über sittliche und religiöse Bildung. (Teil III, Kap. 78; Teil IV, Kap. 61. 57. 59. 60).

B. Darstellung der Erziehungsschule nach der Ausgabe letzter Hand. — Die (unvollendet gebliebene) letzte Bearbeitung von „Lienhard und Gertrud“ (1, 7, 18; Isr. I 81; S XI 261 ff.) erschien 1819—20 als Bd. 1—4 der Cotta-Ausgabe der „Sämtlichen Schriften“ (C). Sie weicht im 3. und 4. Teil von der ersten Gestalt des Romans so weit ab, daß sie als ein neues Werk gelten kann. Pestalozzi hat ihr ohne Zweifel die Bedeutung der endgültigen Darstellung seiner Erziehungsgrundsätze beigelegt; sie ganz beiseite zu lassen, wäre daher unentschuldbar. Die Auswahl ist geschöpft aus den Kapiteln III, 10. 17—20. 25. 33; IV, 68. 72. 77. 85—87. — [48] So seit der 2. Ausgabe. — [49] wohl richtiger „Karden“, dasselbe wie „Krempeln“, die Arbeit, wodurch die erst von den Samenkörnern („Bollen“) und den noch anhängenden Teilen der Kapseln ꝛc. gereinigte Baumwolle mit einer Art Kamm (Kratze, Karde oder Krempel) zu einer gleichmäßigen, bandförmigen Gestalt gebracht wird. — [50] kleine Glasperlen (von „Korallen“). — [51] wovon C. — [52] „lieblichen“, wie in C und allen Ausgaben steht, kann nicht richtig sein. Die Bewegungen der „Leib und Seel erlahmenden“ Abrichtungskunst (S. 206 f.) sind nicht „liebliche“; vielmehr soll der Gegensatz der freien Bewegung der Seele und der gezwungenen, starren Gleichförmigkeit der leiblichen Bewegung ausgedrückt werden. — [53] Ansprüche an die C. — [54] Man verstehe: „sondern es ebenso mache . . .“ — [55] nämlich in unserer Zeit (demselben C). — [56] Ausfluß C (vgl. Z. 6). Die im Original verderbte Periode, der Seyffarth nur durch eine entschlossene Streichung zu helfen wußte, war in der Hauptsache schon durch Beyer (in der ersten Ausgabe der „Bibliothek pädagogischer Klassiker“) richtig hergestellt.

IV. Christoph und Else. 1, 4, 1—3; Isr. I 83; S V. Auch diese Schrift stark überarbeitet in C (Bd. 12, 1824). Ein Landmann Christoph liest und bespricht in einer Folge von „Abendstunden“ mit seiner Familie (seiner Frau Else, seinem erfahrenen und nachdenklichen Knecht Joost, seinen Kindern und Mägden) allemal ein Kapitel aus „Lienhard und Gertrud“. Die 14.—16. Abendstunde bezieht sich auf Kap. 12 und 13 des Romans (oben S. 52 ff.); die 18.—20. auf Kap. 16—18 (S. 58 ff.); die 23. auf Kap. 21 (nicht in unsrer Auswahl). — [1] S. o. III, Anm. 34. — [2] S. o. III, Anm. 35. — [3] Im Text sinnlos: „nach seinen Lehren“ (lehren st. lernen oft in P.'s frühern Schriften). — [4] überdrüssig. — [5] verliert das Ehrgefühl. — [6] wird wild, empört sich (C nicht gut: verwildert). — [7] So wohl richtig S (nach dem Text des Goetheschen Liedes); im Urtext und C: „der auch doppelt den Elenden.“ Vgl. oben III, Anm. 5. — [8] verleidet, vgl. oben III, Anm. 27. — [9] Orig. „dein altes Kleid“ (sinnlos). C „dein älteres Lied“. — [10] schonende Berücksichtigung. — [11] im Orig. unverständlich: „im Recht entschuldige“ — [12] zurecht, zum Ziele — [13] bemittelt. — [14] Ich mochte den Provinzialismus (st. um zwei) um so weniger korrigieren, da Pestalozzi ihn auch in C hat stehen lassen; man sagt in der Schweiz noch heute so. — [15] Dinkel, Spelt. — [16] überdrüssig (vgl. Anm. 4). — [17] S. o. Anm. 8.

V. Über die Zeitschrift **„Ein Schweizer-Blatt“** (1 Jahrgang in 2 Bändchen, 1782) s. 1, 4, 6—9; Isr. I 87. Der Aufsatz:

1. Von der Erziehung steht (ohne Titel) im 2. Bändchen, Nr. 37, 39 und 40 (S. 177 ff., 209 ff., 225 ff.). S VI 169. Wir geben ihn aus Raumrücksichten gekürzt. Weggelassen sind hauptsächlich die Stellen, in denen Pestalozzi die Erziehungsweise seines Zeitalters einer sehr absprechenden, wohl nicht immer

gerechten Kritik unterzieht. Die Einseitigkeit, in der hier fast die ganze Erziehung dem einzigen „Endzweck" des Broterwerbs unterworfen zu werden scheint, ist auffallend. Pestalozzi hat den gesunden Kerngedanken in den späteren Teilen von „Lienhard und Gertrud" (und sonst) reiner und maßvoller vertreten. Doch bleibt der Aufsatz in seinen besten Teilen höchst wertvoll und als Dokument der Entwicklung seiner Erziehungsgrundsätze wichtig. — [1] Genauer: **Parturiunt montes, nascetur ridiculus mus**: „Sieh, es kreißen die Berge; heraus kommt — zum Lachen — ein Mäuslein." (Horaz.)

2. Etwas über die Religion: aus Nr. 35 und 36, 2. Bändchen, S. 152 ff., 170 ff; S VI 161. — [2] Die Worte: „Der Mann — findet" fehlen bei S und M, wohl weil sie in der Originalfassung, wo statt „Gott" „gut" steht, nicht verständlich waren. — [3] d. h. Reigen; eine, wie mir scheint, glückliche Verbesserung Seyffarths, statt „Reimen".

VI. Über das Werk „**Meine Nachforschungen** ꝛc." (S VII 370; Isr. I 107 ff.) vgl. 1, 4, 23 ff., wo zum Verständnis des Zusammenhangs das Nötige zu finden. Für die Auswahl war auch hier bestimmend, daß das Positivste und damit Bedeutendste der tiefsinnigen Schrift den Lesern nicht vorenthalten werden sollte. — [1] Pestalozzi bezieht sich hier auf Goethe's „Das Göttliche". (Denn das unterscheidet ihn von allen Wesen, die wir kennen); s. 1, 4, 27 und 2, 20. — [2] Im Original „wollen". Die Änderung scheint notwendig (s. im nächsten Satz: herrschen). — [3] Abkommen, Übereinkunft, also kaum verschieden von „Vertrag". — [4] Bestimmung: wozu Andre ihn bestimmen; Zweck: was er selbst sich zum Zwecke setzt. — [5] was für mich Gegenstand, Zielpunkt einer sittlichen Pflicht ist; im allgemeinen: meine Mitmenschen. — [6] „die Bande . . und die Verhältnisse . . verbindet" ist hart, aber gefordert durch den Gegensatz (S. 322, Z. 4—6): „die Bande . . und die Verhältnisse . . zu trennen". Ich mochte deshalb nicht ändern (C: Die Bande des Bluts im Gefühl der Bürger als heilige Bande stärkt . . . die wohlwollenden Verhältnisse . . belebt). — [7] Dies Schlußstück der Schrift fand sich in anderer, älterer Fassung („Aus Pestalozzis Schriften 1795") in einem Notizbuch der Frau Pestalozzi, mit dem bitteren Zusatz: **Probatum est** (S VII 517 Anm.). In C (1821) ist die Anmerkung beigesetzt: „Ich muß zu der Stelle, mit der ich diese Bögen 1797 geschlossen, noch hinzusetzen: Der Mann, der damals dieses Klaglied angestimmt, lebt noch, und die Leiden, über die er klagte, dauerten in verschiedenen Gestalten noch lange fort; aber sie sind ihm zum hohen Segen geworden, und er schreitet jetzt erheitert, wie er es nie mehr hoffen zu dürfen glaubte, dem Ziel seiner Lebensbestrebungen entgegen."



Druck von Julius Beltz in Langensalza.

